literatur

konkret

Nr. 20, 1995/96
DM 12,–

1995

Matthias Altenburg
Alfred Andersch
Petra Bail
Günter Blank
Dietmar Daith
Christel Dormagen
Jürgen Elsässer
Bernd Engelmann
Georg Fülberth
Hermann L. Gremliza
Peter Hacks
Christoph Hein
Eckhard Henscheid
Günter Herburger
Friedrich Hitzer
Alfred Hrdlicka
Bernd Ingrund
Hermann Kant
Frieder Kern
Jürgen Kiontke
Barbara Kirchner
Otto Köhler
Mario Montag
Michael Nauert
Werner Pirker
Hermann Peter Piwitt
Wolfgang Pohrt
Bernd Rauschenbach
Stefan Rippler
Heike Runge
Michael Scharang
Michael Schneider
Ingrid Strobl
Horst Tomayer
Rark Wieland

Das Jubiläumsheft: »Alle nennenswerte Literatur gruppiert sich um einen linken Kern.« Alfred Andersch

in Literatur konkret 1995

Editorial

Kunstformen der Geschichte von Peter Hacks
Neue Balladen

Grass eins bis zwölf von Hermann L. Gremliza

Das Lied vom kleinen Glück des Kleinschriftstellers von Horst Tomayer

Wegwerf-Literatur von Alfred Andersch
»Alles, was den Namen Literatur überhaupt verdient, kristallisiert sich um einen linken Kern.«

Blender und Falschmünzer von Friedrich Hitzer
»... Wo es um Ideen und Kunst geht, herrscht das Faustrecht ... « - Die »FAZ« kontra, Alfred Andersch - ein Stück aus dem Betrieb

Müllers Endspiele von Michael Schneider
Vom aufhaltsamen Abstieg eines sozialistischen Dramatikers

Kacke mit Glasur von Hermann L. Gremliza
Von der belebenden Wirkung des politischen Engagements und Disengagements, von Enzensberger, Salvatore, Kroetz und zu vielen anderen

Neudeutsche Klebrigkeit von Wolfgang Pohrt
Das »Kursbuch« - ein Lokalanzeigers, der jeden noch so grausigen Gegenstand in eine gemütliche Familienangelegenheit verwandeln kann

Tuchos Vorschau von Bernt Engelmann
Eine Satire

Das Psychodrama am Wochenende von Christel Dormagen
Neue Frauenliteratur - oder: Von der Vermarktung weiblicher Lebenszusammenhänge

Panische Fahrten von Günter Herburger
Über Sinn und Verderb der Gewerbsleserei

Weltbild, Bildwelt von Alfred Hrdlicka
Über die Ästhetik des automatischen Faschismus

Lest und staunt! von Matthias Altenburg
Rezensionen

Nutzteile & Restkörper von Christel Dormagen
Rezensionen

Made in GDR von Georg Fülberth
Rezensionen

Ruhm und Drumrum von Rayk Wieland
Rezensionen

Gewöhnungen von Ingrid Strobl

Rezensionen

Loch und Nöcher von Bernd Rauschenbach
Rezensionen

Solid altartig von Dietmar Dath
Rezensionen

»Intellektuelle Meßplatte« von Stefan Ripplinger
Rezensionen

Großes Kino von Frieder Kern
Rezensionen

Geniale Konkurrenz von Barbara Kirchner
Rezensionen

Hiwis von Otto Köhler
Rezensionen

Atemnot der Gedanken von Heike Runge
Rezension

Judge Plot von Gunter Blank
Rezensionen

Brot & Spiele von Michael Nauert
Rezensionen

Ohne Pech und Schwefel von Werner Pirker
Rezension

Träume vom Monster von Petra Bail
Rezension

Pirker ermittelt von Jürgen Elsässer
Rezension

Pulp Fiction I von Mario Mentrup
Rezension

Vom Schlachten von Bernd Imgrund
Rezensionen

Pulp Fiction II von Jürgen Kiontke
Rezension

Vom Agitprop zum Selberdichten... von Hermann Peter Piwitt
... oder der Anteil der Frauenbewegung an der Zerstörung der Vernunft. "Zerstörung der Vernunft durch die Frauenbewegung"...? Nein, natürlich nicht. Aber würden Sie den Beitrag lesen, wenn der Titel 'Einige Anmerkungen, die neuere Literatur betreffend' lautete? Sie würden? Auf Ehre?

Dichter ran! von Horst Tomayer

Die proletarisierte Literatur von Michael Scharang
Die neue Literatur wurde ausgehungert, Sie sollte nie wieder zu dem werden, was sie vor dem Faschismus war, Es war die Bourgeoisie selbst, die das Ende der bürgerlichen Literatur nachdrücklich einläutete

Feuilleton-Schutt von Christoph Hein
Massa Sloterdijk und der linke Kolonialismus - Ein Brief aus der DDR

Hitler, Heller, Wenders & Co von Wolfgang Pohrt
Statt nuklearem Holocaust konventioneller Zellenbrand, statt 60 Millionen Deutscher nur 6 verbrannte Ausländer, statt Weltuntergang Hellers »Feuertheater«. Ein Rundschlag gegen die grassierende Pyromanie

Hoho, Kalkutta von Horst Tomayer

Sie nannten mich Wallraff von Hermann L. Gremliza
Rede zur Verleihung des Karl Kraus-Preises an Günter Wallraff

Literatur und Lüdke von Hermann Kant
Über die Nord-Süd-Steigung oder -Steigerung der Literaturkritik am Beispiel der Besprechung eines Buches

Literatur & Wiedervereinigung von Eckhard Henscheid
Wer packt's an? Eine Erwägung

Eins : Eins von Horst Tomayer
tauscht Horst Tomayer

Der internationale Opportunismus in deutschen Reimen von Peter Hacks
Über Gerhart Hauptmanns »Festspiel«

Literatur-Konkret 1995, S. 3

Editorial

»Das verbügelt sich, sagte der Schneider und setzte den Ärmel am Halsloch an.«

Seit 1977 ist das Sonderheft LITERATUR KONKRET *18* mal zur Buchmessezeit im Herbst, einmal auch im Frühjahr erschienen. Nun also LITERATUR KONKRET zum Zwanzigsten. Jubiläen, gar nicht dumm, provozieren zum Rückblick, im journalistischen Gewerbe eine oft peinliche, meist ernüchternde, fast immer langweilige Erfahrung, die neidvoll auf die Kollegen von den Rundfunk- und Fernsehanstalten blicken läßt, deren Meldungen und Meinungen, ehe wahrgenommen, schon vergessen sind: Ob Zilligen oder Schreinemakers, Schlümpfe oder literarisches Quartett - das versendet sich. Selten der Fall, daß der Rückblick auf zehn und mehr Jahre a te journalistische Produkte den, der ihre Publikation zu verantworten hat, mit der überraschenden Einsicht erfreut, es besser gemacht zu haben als gedacht. Was da in *19* Ausgaben LITERATUR KONKRET (neben mancher zu Recht vergessener Tagschreiberei) an literarischen und literaturkritischen Texten versammelt ist, hätte 500 Seiten Nachdruck gelohnt. Leider reichten die Mittel nur für eine kleine Auswahl (zu finden auf den Seiten 12-42 und *60-98),* Beispiele für die Qualität und die Aktualität der anderen Texte. We were amused. How about you?

Die Bilder dieses Heftes zeigen die deutsche Literaturkritik (in Person: Sigrid Löffler, Marcel Reich-Ranicki, Hellmuth Karasek Karl Corino) bei der Arbeit. Sie stammen aus der ZDF-Sendung »Das literarische Quartett« vom 24. August 1995, genauer: aus den ersten 40 Minuten dieser Sendung in denen sich die Runde mit Günter Grass' neuem Roman »Ein weites Feld« beschäftigte.

Literatur-Konkret 1995, S. 4

Peter Hacks

Kunstformen der Geschichte

Neue Balladen

Die älteste Geschichte der Welt

Tiamat, ein alter Wasserdrachen,
Dessen Leib von Niedertracht geschwellt war,
Suhlte sich, dies war, bevor die Welt war,
Urallein im grenzenlosen Flachen.
Einst als sie, denn sie war weiblich, da
Warm umspült im Modder saß, geschah,
Daß ihr ungewollt mit einem Stoße
Ein paar Götter fielen aus dem Schoße.

jener Götter schaffensdurstgem Sinne
Kam natürlich ein, die Welt zu ahnen.
Einer, Anu, sprach: Ich muß was planen.
Und ein andrer, Enki: Ich beginne.
Doch der jüngste, Marduk, wandte ein:
Mutter, fürchte ich, wird böse sein.
Aus des Chaos dunstverhülltem Rande
Braust bereits der Herrin Schlägerbande.

Elfe sinds. Mit aufgerissnem Kiefer,
Gelbe Augen über wulstigen Lippen,
Schuppen schlammfarb auf gedrungenen Rippen,
Elf Stück Wasserungeziefer,
Weil das Ungewordne keinen Schritt
Kampflos ab von seinem Throne tritt.
Rauchend, geifernd durch das Urgekräusel
Wälzet Scheusal sich heran an Scheusal:

Der Skorpionenmensch, ein Mann mit einem Dorn,
Der feuerrote Hund, den Rachen tief gespalten,
Der krause Widderkopf, ein Fisch mit einem Horn,
Der tolle Fischkentaur, ein Tier von zwei Gestalten,
Der Riesenbasilisk, den Leib voll Gift statt Blut,
Der Hyder Siebenhaupt mit Galle in den Venen.
Die Karpfenziege zeigt entschlossnen Kampfesmut.
Der Tiefseemarder dräut mit messerscharfen Zähnen.
Der Stachelflosser naht und wühlt den Gischt zu Schaum.

Die Drachenquappe auch erscheint und peitscht die Wogen.
Der hohe Seefürst füllt so Meers als Himmels Raum.
So, Zornmut schnaubend, kommt das Geisterheer gezogen.

Alle Götter zittern und verzagen.
Keine Bange kennt allein der junge
Riese, Gott und Held. Mit einem Sprunge
Steht er auf der Sturmflut Siegeswagen,
Trifft die Teufel, fällt sie nah und weit,
Und er tritt sie mit dem Hacken breit.
Und sie treiben auf des Urmeers Welle,
Schleimig zuckend, tote Fischabfälle.

Der Skorpionenmensch, wie kraftlos hängt sein Dorn.
Der feuerrote Hund kann nicht sein Wasser halten.
Der krause Widderkopf, zerbrochen klafft sein Horn.
Der tolle Fischkentaur zerbirst in zwei Gestalten.
Der Riesenbasilisk verströmt sein gärend Blut.
Der Hyder siebenfach quillt Schwärze aus den Venen.
Der Karpfenziege ist absonderlich zu Mut.
Dem Tiefseemarder ganz gebricht es nun an Zähnen.
Der Stachelflosser mischt sein Leben in den Schaum.
Die Drachenquappe schwappt wie Unrat in den Wogen.
Der hohe Seefürst füllt zerstückt den Meeresraum.
Der Geister stolzes Heer ist wie zu Nichts verflogen.

Rache fauchend und in Hasses Eile
Hebt nun Tiamat den Leib, den grauen.
Marduk hat sie mit dem Schwert durchhauen.
Marduk haut ihr Innres in zwei Teile.
Aus dem Unterteil der Erde Grund,
Aus dem Rückenteil des Himmels Rund
Schuf er. Und das Jahr, den Mond, die Leute.
Die er schuf, die Welt, gefällt bis heute.

Marduk war der babylonische Zeus. Der Verfasser entschuldigt sich bei den Leserinnen für die Partei, die er nimmt. Tiamat, wenn sie zwar die erste Frau war, aber sie war häßlich.

Die dreißig Tyrannen

Leute gabs und gibt es heute,
Die im Dünkel abseits stehn.
Schwache Leute, eitle Leute
Gabs auch in der Stadt Athen.

Damals warens ihrer dreißig,
Die vom Ausland her gewühlt
Oder in der Heimat fleißig
Ihren Sonderwert gefühlt.

Als dann an den Ziegenflüssen
Sparta seinen Krieg gewann,
Fing, wie wir uns denken müssen,
Für Athen das Elend an.
Ach, die schöne lange Mauer
Legte der Besatzer platt,
Die geschützt für ewige Dauer
Glück und Wohlfahrt in der Stadt.

An die dreißig Obgenannten
Aber ging der Ruf hinaus,
An die trüben Emigranten,
An die Nörgler von Zuhaus.
Als Tyrannen miteinander
Hob man flugs sie auf den Thron.
Dies schrieb Spartas Fürst Lysander
In die Kapitulation.
Und sie füllten alle Plätze,
Wo man Weiber hat und Wein,
Und sie führten die Gesetze
Von ganz früher wieder ein,
Stahlen auch mit langen Fingern
Land und Häuser, Vieh und Brei,
Und ein Heer von Peitschenschwingern
Brachte uns Gehorsam bei.

Wer getragen einst die Kosten
Hatt von Spartas Waffentat,
War das Riesenreich im Osten,
Der famose Perserstaat.
Jetzt nun fand schon nach fünf Jahren
Persien neu zu denken Grund.
Spartas Zuwachs barg Gefahren.
Persien änderte den Bund.

Und in dem Zusammenhange
Kauft es den Athenern glatt
Eine neue schöne lange,
Eine Mauer um die Stadt.

Die Tyrannen Stück für Stück
Kehrten still und ohne Ruhm
Wieder ins Exil zurück
Oder in das Nörglertum.

Jene dreißig Bösewichte,
Jeder hörts und jeder siehts,
Warn im Buche der Geschichte
Nichts als eine Fußnotiz.
Oder weniger. Vielleicht nur
Ein verworrnes kleines Lied,
Das an uns vorüberstreicht nur
Und im Weltgebraus entflieht.

Und wenn Sie mich mit Ihrem Revolver bedrohen: Hieran ist nichts erfunden. 404 bis 399.

Die Gallier in Rom

Vor zwei, drei tausend Jahren, als zu großen Kriegen
Die gallischen Barbaren von den Bergen stiegen,
Da haben, wird berichtet, die senonischen Gallier
Das Römerheer vernichtet an dem Flüßchen Allia.

Es waren nun schon Wochen, daß in Rom sie lagen.
Das Forum dampft zerbrochen, Vieh und Mensch erschlagen,
Die Väter Senatoren blutig bis zur Sohle,
Die Burg nur unverloren auf dem Kapitole.

Da mit dem Herrn der Horden trifft Sulpiz zusammen,
Der Kriegstribun. Es morden Schwerter rings und Flammen.
Uns zwingt, uns zu vergleichen, Pein in den Gekrösen,
Was etwa würde reichen, um uns auszulösen?

Der Brenn steht der Senonen, rot bezopft, ein Hühne.
Das Leben euch zu schonen, fordert hohe Sühne.
Den Schnurrbart streicht vom Munde nieder er zum Kinne:
An Gold wohl tausend Pfunde rühren mich im Sinne.

Das wird ein saurer Frieden, denkt Sulpiz verzweifelt.
Die Barden und Druiden heulen ganz verteufelt.
Kampfhunde, kaum zu zähmen, jaulen, knurren, prahlen.
Der Brenn spricht: Wir vernehmen. Der Tribun: Wir zahlen.

Die Wage kommt mit Knarren, daß man. ehrlich zahle,

Der Bleigewichte Barren in der einen Schale.
Nun in die andre legten sie des Staates Kasse.
Die Münzen, sie bewegten nicht der Barren Masse.

Der Staatsschatz sollte langen! - Der wird euch nicht retten.
Abtaten sie die Spangen, Fibeln, Ringe, Ketten.
Sie häuften die Geschmeide seufzend auf die Waage.
Die Schalen blieben beide in derselben Lage.

Das hat mit Recht und Milde nimmermehr zu schaffen!
Das Recht, versetzt der Wilde, ist nur in den Waffen.
Die Schwere zeigt im Bilde falsch sich des Metalles!
Gehören, so der Wilde, muß dem Tapfern alles.

Sein Schwert, das kolossale, leicht wog es mitnichten,
Er warfs noch in die Schale, die mit den Gewichten.
Schafft Gold, sonst setzt es Schläge. Auf die Römer quiekten.
Der Brenn bemerkte träge: Wehe den Besiegten.

Ein Brenn ist ein gallischer Kriegskönig; die Angelegenheit, falls sie vorfiel, fiel im Jahr 390 vor.

Mnester

Goebbels sprach zu Hitler das:
Auf die Künste ist Verlaß.
Für den Schmuck der Olympiade
War kein Meister sich zu schade,
Dieses Sportfest lehrt zugleich,
Die Kultur gehört dem Reich.
Josef Thoraks Kriegsbekenner,
Arno Brekers Muskelmänner.
Auch erwies sich Georg Kolbe
Angetan von unsrer Vollbe-
schäftigung. Und gegen Kasse
Zeigten Kolbes Puppen Rasse.
Gret Palucca, Mary Wigman
Folgten braunen Paradigmen,
Harald Kreutzberg gab sich ganz
Nordisch steil im Schwertertanz.
Werner Egk wowie Carl Orff
Hallten durchs Olympiadorf.
Selbst der Nestor Richard Strauß
Fertigte den Festchor aus,

Schlug höchstselber, weiß befrackt,
Zu dem Hochgesang den Takt.
Deutsche Sänger hymnisch brausend
Und nicht weniger als tausend.
Alle dienten unsren Plänen.
Droht uns was, dann nicht von denen.
Soweit also Goebbels. Wir
Wiederum entsinnen hier
Uns des römischen Mimen Mnester,
Der bei Hof wie im Orchester
Den maßgebenden Personen,
Ohne jemals sich zu schonen,
Teils mit Schönheit, teils mit Kraft,
Wohlsein und Genuß verschafft.

1
Meine junge Frau Gemahlin,
Fast ein Kind noch, Messalina
Führt vor meinem Throne Klage,
Daß Sie zögern, sie zu ficken.

So der Kaiser Claudius
Zu dem Bühnenkünstler Mnester.
Majestät, erwidert jener,
Wäre das nicht unanständig? -

Unanständig! Sah nicht Rom,
Wie mein Vorgänger, der Gott
Gajus Caesar, ohne Hemmung
Sie umarmte im Theater,

Wie er, die zehn Finger Ihnen
In den Hintern eingegraben,
Ihnen tief dabei die Zunge
Saugend umgewälzt im Munde?

Unter unverhüllter Sonne
Tat ers und vor allem Volke.
Der Caligula, sagt Mnester,
Das war wenigstens ein Mann.

Ah, Sie ekelt leicht. Der Kaiser
Winkt. Auftritt ein Centurione.
Mit der Geißel kerbt er blutig

Claudius' Wunsch in Mnesters Rücken. -

Auf mein Weib zurückzukommen,
Finden Sie sie noch zu weiblich? -
Majestät, ich liebe sie,
Wie als wenn ein Mann sie wäre.

2

Mnester sind und Messalina,
Messalina sind und Mnester
das gefeiertste der Paare
Auf den Orgien im Palaste.

Mnester singt und spricht und plaudert,
Rollen tanzt er, komisch, tragisch,
Scherzend duldet sie, daß scherzend
Er die weiße Brust ihr knetet.

Doch im Bett ist Mnester faul,
Ohne Schwung, oft unvermögend.
Messalina spürt, wie oft er
Sich für das und dies entschuldigt.

Und den Kinderliebreiz traurig
Bald verschwendet sie an andre,
Gladiatoren, Kutscher, Taucher,
Rennfahrer und Bärenführer.

ja, im Hurenhaus sogar
Zahlt sie einen hohen Eintritt,
Um sich unerkannt dem ärmsten
Dort der Sklaven hinzugeben.

Dann, erlösend, der Gedanke:
Einen Ehemannn jetzt nehm ich,
Einen zweiten neben meinem
Kaiserlichen Claudius,

Cajus Silius. Diese Heirat
Wird die Ausschweifung des Jahres.
Lieber Freund, Sie kommen doch?
Tief verbeugt sich Mnester, schweigend.

3

Lustlos in der Kaiserkammer,

Im Cubiculum des Princeps
Leitet Claudius die Verhöre
Wegen Unzucht mit dem Adel.

Messalina ist gerichtet,
Cajus Silius, all die andren.
Wieder trifft, zum zweiten Male,
Der Theaterfreund den Mnester.

Sie auch bei den Hochverrätern,
Bei der Hochzeit meiner Gattin! -
Ich war da, Sire, doch gezwungen. -
Was, von wem schon? - Sire, von Ihnen.

Und er läßt den Mantel fallen,
Zeigt das Muster auf dem Rücken.
Jede, sagt er, dieser Striemen
Ist ein Schriftzug, klar besagend:

Was du, Mnester, tust, das tue
Nach dem Willen Messalinas.
Gut betont er. Manche meinen,
Irgendwas kann an dem dran sein.

Aber Claudius spricht verdrießlich:
Ob gezwungen oder frei!
So viel Ehrenmänner schickten
Heute wir bereits dem Henker,

Albern und der Welt ein Ärger,
Dünkt mich, wäre, ausgerechnet
Einen Künstler nicht zu hängen,
Bloß weil er nicht schuldig ist.

Goebbels, J., Hitler, A., Politiker und Sponsoren. Beide verstarben während des Frühjahrs 1945.

Rinaldos Hochzeit

Es schweigen rings der Araber Metalle.
Von Syrern und Dämonen liegt befreit
Jerusalem. Und hin zur Gnadenhalle
Bewegt sich froh gemessen ein Geleit.
Rinaldo, daß er zur Vermählung walle,
Führt er Armida bräutlich sich zur Seit.

Da dröhnt ein Halt! Dem Zug wehrt ein bizarrer
Kanonikus, ein zauberischer Pfarrer. -

Vor einem Hohlraum dieser Stadt beisammen
Traf ich drei Teufel, schwarz an Haut und Haar.
Schriftstücke übergaben sie den Flammen.
Doch an mich bracht ich dieses Formular,
Des glühnde Lettern deine Braut verdammen,
Daß sie entsandt zu dir vom Satan war.
Sie selbst! Die Christenritter alle schauens
Mit stierem Blick, das Dokument des Grauens.

Vater, versetzt der Neffe drauf des Guelfen,
Sie sahen nicht, wie ohne Schutz und Rat
Und dem gehauchten Flehen, ihr zu helfen,
Die Mohrenbürtge dem Goffredo naht,
Wie sie erzielt, die rührendste der Elfen,
Daß keinen Kriegsmann sie vergebens bat,
Sie von der Wut der Feinde zu erlösen ...
Wars, so der Greis sofort, im Dienst des Bösen.

Und, fuhr Rinaldo fort, wie an des stillen
Kristallnen Ozeanes Blumenstrand
im weißen Inselschloß auf den Antillen
Sie meinem Kuß nicht ferner widerstand
Und mir die Mädchenreinheit gab zu Willen
Und höchste Lust zugleich mit mir empfand ... -
Die Zärtlichkeit, o Knabe, war vermeintlich.
Die Liebe war von Pluto, also feindlich.

Und wie, als ich, im Wahne, daß ich müßte,
Dem rohen Krieg zuliebe sie verließ,
Im Flügelwagen sie von jener Küste
Mir nachflog und zum Schwertkampf niederstieß
Und ihrem Harnisch dann die schönsten Brüste
Entquollen, nimmer, Vater, sahn Sie dies! -
Der Schenkel festes Fleisch, die Brust, die nackte,
Sind Höllenwerk. Steht alles in der Akte.

Zumeist ja im Geheimen west das Schlechte,
Unspürbar übt die Nacht ihr Regiment.
Damen aus Nebel, zweifelhafte Mächte,
Kaum einer heißt, wie er sich selber nennt.
Verborgne Schnüre ziehn vermummte Knechte.

Der Tag ist klar, doch schattig der Agent.
Des Abgrunds altes Handwerk heißt Verstellung,
Und nur von Christus hoffen wir Erhellung.

Des Jünglings Auge haftet auf Armiden,
Als hätt er sie zum ersten Mal erblickt:
Die Jungfrau, so höchst vorteilhaft verschieden
Von allen, die der Teufel nicht geschickt.
Du einzig schenkst Rinaldos Herzen Frieden.
Was kümmert mich der Pfaff und sein Verdikt?
Komm, Kind, wir gehn. - Sie fliehen Zions Feste
Und gründen überm Meer das Haus von Este.

Diese Ballade ist wirklich nicht viel mehr als eine Abbreviatur des Tasso, in der Griesschen Übersetzung, versteht sich.

Die Königin Christine

Fliegt eine Gans gen Süden
Über den Mälarsee.
Die Königin von Schweden
Liegt auf dem Kanapee.
Im Arm die Ebba Sparre,
Ihr Schatz und Bettgenoß.
Ebba und Christine
In Schwedens Königsschloß.

Der Axel Oxenstierna,
Der hochberühmte Greis,
Nun tritt er ein zur Türe,
Der Bart so lang und weiß.
Sie ließen mich befehlen,
Ich finde treu mich ein.
Ich will, mein lieber Kanzler,
Nicht länger König sein.

Madame, die Gräfin Sparre
Ist hier wohl fehl am Platz.
Die Belle ist meine Freundin,
Mein Bettgenoß und Schatz.
Sie kraut sie in dem Nacken.
Die wirft sich her und hin
Und schmiegt die Glieder schlängelnd
An ihre Königin.

Abdankung, nicht schon wieder!
Kein Wort von Amtsverzicht!
Für Gustav Adolfs Tochter
Stellt dreifach sich die Pflicht.
Sie führt das Reich im Kriege.
Sie wahrt die Religion.
Sie schenket dem Karl Gustav
Den Prinzen für den Thron.

Ich kann im Krieg nicht führen,
Mich mopst der Waffen Ruhm.
Ich liebe nur die Kunst und
Mithin das Altertum.
Ich liebe auch die Tinte
Und die Gelehrsamkeit.
Ich liebe das Vergnügen,
Doch nicht den Völkerstreit.

Ich kann ganz schlecht bewahren
Den Väterglauben hier.
Wollt ich den Glauben schützen,
Ich müßt es ja vor mir.
Ich hab den Lukrez gelesen.
Ich glaube nicht an Gott.
Ich bin schon halb katholisch.
Der Papst ist im Komplott.

Ich kann keinen Prinzen schenken,
Das ist unzweifelhaft.
Versagt blieb meinem Schoße
Das Glück der Mutterschaft.
Ich habe meine Belle
So oft im Bett gehabt.
Sie hat sich so gemühet,
Und es hat nie geschnappt.

Sie spitzt die Unterlippe
Nach diesem dreisten Wort.
Der schwere Mann, ihn grausets.
Er stürzt zur Treppe fort.
Aus Rom zwei Jesuiten
Kommen mit einem Brief,
Sie treten beiseit und ziehen

Die Krernpenhüte tief.

Christine nach ihrer Konversion zum römisch katholischen Glauben: »Meine Religion ist die Religion der Philosophen, die ich allen anderen vorziehe. Sie ist von Lucretius in seinen Büchern De Natura Rerum sehr gut umschrieben; sie nur anerkenne ich«.

Auberi
oder
Die gerechten Ansprüche der Könige von Frankreich auf das Kaiserreich

Die Zwingburg steht umwallt vom Nebel aus der Seine.
Die große Stadt Paris vernimmt die ersten Hähne.
Ein Herr in Lockenpracht kommt aus dem Schatten vor.
Er trippelt, naht, er klopft an der Bastille Tor.
Sind Sie's, Herr Hofjurist? Der Ausgang wohlgelungen?
Die Fackel wird gereckt, der Flügel aufgeschwungen.
Der Invaliden Korps, der Schweizer Kompagnie,
Sie rufen: Er kam heim, der Staatsfeind Auberi.

Zu Ihrem neuen Buch, spricht König Ludwig heiter,
»Gerechte Ansprüche, die Frankreich und so weiter«
Nach Gottes weisem Plan und der Geschichte Schluß
Auf unsern Kontinent erheben kann und muß.
Die Allmacht fließt von Karls des Großen Kaiserkrone
Auf seinen Sohn und ruht auf wieder dessen Sohne,
Das sagen Sie doch dort? - Nein, Sire, das sagen Sie. -
Mag sein, doch druck ichs nicht, mein lieber Auberi.

Sie werden, fährt er fort, mir jetzt nichts übelnehmen.
Der dicke Kurfürst tut von Brandenburg mich grämen.
Er zeigt Ihr Buch herum, er redet sich in Wut,
Er schreit, er schickt sich nicht in meine Servitut.
Mein Einmarsch neulich wird in Spaniens Niederlanden
Dem Buch zufolg als Schritt zur Weltherrschaft verstanden.
Der Schaden ist nicht klein für meine Monarchie. -
Sie setzen mich in Haft? - Was sonst, Herr Auberi?

Wo Fürsten auf dem Thron sich mit Gedanken tragen,
Ist höchster Hochverrat, dasselbe auch zu sagen.
Wer die Geheimnisse, die die Regierung denkt,
Veröffentlicht und lobt, gehört am Hals gehenkt.
Das war so, und das ist. Nur milder als die neue
Strafte die alte Zeit ein Übermaß an Treue.
Zum Ausgang Nacht für Nacht verläßt er sein Logis.

Von goldnen Tellern speist der Staatsfeind Auberi.

Auberis Einsperrung auf fünf Monate erfolgte 1667.

Der Kurfürst und sein Liedermacher

Der große Kurfürst hielt im Schloß
Zu Kleve Rat, und ihn verdroß,
Was er vernahm, gar balde.
Am Sprengel von Sankt Nikolai
Ein Liedermacher tätig sei,
Gerhardt aus Mittenwalde.

Ein Calvinist das ist kein Christ,
Und wenn er selbst ein Kurfürst ist!
So lehrt der seine Frommen. -
Entlassen wird der Diakon.
Was kann aus Mittenwalde schon
Begrüßenswertes kommen?

Entlassen, ha! Ein Meer von Weh
Gießt sich herüber von der Spree,
Ein Ozean von Nücken.
Der harte Mann, der Erztyrann,
jetzt faßt er unsern Gerhardt an,
Will uns Berliner drücken.

Der Kurfürst schickt in seine Stadt,
Wie sehr man ihn mißdeutet hat.
Die Sache ist erledigt.
Ich will doch nur, potz sapperment,
Daß er mich keinen Unchrist nennt,
Besonders in der Predigt.

Kein Unchrist, ha! Der Landesherr
Verbietet einen Lyriker,
Den Gerhardt tut er knechten.
Es tiriliert so hell und frei
Die Lerche von Sankt Nikolai
In Unschuld und in Prächten.

Mit Lichtern in dem Kirchentor
Tritt Hand in Hand der Pöbel vor,
Die Stände und Gewerke.

Sie wachen, mahnen. Ihnen droht
Fast ganz gewiß der Martertod.
Doch Gott gibt ihnen Stärke. -

Was schiert mich, was die Lerche girrt?
Nur das Gezänk der Kanzel wird
Er müssen lassen bleiben.
Ob reformiert, ob lutherisch,
Wir speisen all an Jesu Tisch,
Das soll er unterschreiben.

Der Gerhardt sendet das Papier
An Universitäten vier,
Ganz Deutschland muß mitreden,
Ob, wer desgleichen unterschreibt,
Noch in dem Stand der Gnade bleibt.
Anheben schrill die Fehden.

Sehr rasch erscheint ein Sekretär:
Der Kurfürst ist besänftigt, er
Läßt volle Gnade walten.
Er hofft auch ohne Unterschrift,
Daß Sie vielleicht, was das betrifft,
Ein wenig stiller halten.

Stillhalten, ha! Der Gerhardt tunkt
Die Feder ein. An diesem Punkt
Tritt er, schreibt er, zurücke.
Erkennen möge der Despot,
Daß sich ein Christ in Seelennot
Vor keinem Teufel bücke.

Er schlurft noch lange durch Berlin.
Er lallt uns seine Melodien,
Die wir nach Freiheit dürsten,
Vom guten und gerechten Gott,
Von seiner Widersacher Rott,
Vom Zorn der großen Fürsten.

Die Abdankung Paul Gerhardts aus Protest gegen Friedrich Wilhelms Toleranzpatent erfolgte ebenfalls 1667.

Literatur-Konkret 1995, S. 10

Hermann L. Gremliza

Grass eins bis zwölf

Wer verehrte ihn nicht noch immer; den Autor der »Blechtrommel« und der Erzählung »Katz und Maus«, der Werke, die alle redlichen, gutgemeinten Lehrstücke.. bis heute überstrahlen?

Iris Radisch (»Zeit«)

Von den Fragen, die der Betrieb stellt, sind allein die rhetorischen einer Antwort wert. Keiner meiner pflichtgemäßen Versuche, die Blechtrommel zu lesen, hat mich über die Seite 30 hinausgeführt; vom weiten Feld werde ich nicht mehr kennenlernen, als den Absatz auf Seite 48 oben, auf den ein Blick beim Durchblättern fiel:

Hoftallers Aussehen beweist kein Photo, geschweige denn eine Portraitzeichnung. Und da uns Tallhovers Biograph nichts Zitierbares in die Hand gegeben, nicht einmal ein Phantombild geliefert hat, können wir nur hoffen daß mit Fontys Gesamterscheinung auch dessen Tagundnachtschatten ins Bild kommt, zumindest andeutungsweise.

Kein literaturkritisches Wort dazu. Immerhin mag das Zitat der Weigerung, den von Frau Radisch noch immer verehrten, von Reich-Ranicki »nach wie vor bewunderten, außerordentlichen Schriftsteller« zu lesen, genug Plausibilität geben, sie nicht als pure Willkür erscheinen zu lassen. Zu entkommen war »einem der größten Meister der deutschen Sprache unserer Zeit« (Reich-Ranicki) ohnehin nie, stets war er als Mahner und Trommler und Quengler und Lobredner all dor, wo die alte Bundesrepublik der Kritik oder des Zuspruchs ihrer Kulturschaffenden bedürftig schien. Er riet, die SPD zu wählen, Frieden zu schaffen, das rosarote Band des Prager Frühlings durch die Lüfte flattern zu lassen oder auch statt der staatlichen, die nicht zu haben schien, die Einheit der deutschen Kulturnation zu wollen. Neben Böll und Enzensberger war Grass die literarische Exportware des Wirtschaftswunderlands, sozusagen ihr kultureller Benz. -

Er ist es nicht mehr. Das neue Deutschland hat ihm, anläßlich seines jüngsten Romans, erklärt, daß es ihn, seine besorgten Einreden, sein warnendes Gemaule satt hat. Einer aus dem Chor, der das Urteil im Chor verkündet hat, hat sich und seine Kameraden Hilfsrichter gegen den Verdacht der Verschwörung in Schutz genommen, den die plötzliche Sinnesänderung einer ganzen Fuhre Rezensenten über den Wert eines Autors geweckt hatte. Vermutlich hat der Karasek recht: Wie die politische, in die Grass gerade noch auf deutsch-muslimischer Seite eingestimmt hatte, braucht auch die kulturelle Claque des neuen Deutschland keinen, der sie gleichschaltet. Die Damen und Herren wissen schon selber, was wann von ihnen erwartet wird. Wer es aber nicht weiß, dem wird öffentlich Nachhilfe erteilt - wie dem »lieben Günter Grass« von »seinem Freund« Klaus von Dohnanyi in der Illustrierten »Stern«:

Seit das deutsche Kaiserreich 1871 entstand, wuchs in Europa die Unruhe über dessen Stärke und in Deutschland mit dieser Stärke der Übermut. Aus diesem Gemisch (!) entstand der Sprengstoff des Ersten Weltkriegs. Dieser wiederum wurde dann auf dem Hintergrund des für Deutschland unerträglichen Versailler Vertrags (!) und einer trotzigen (!) deutschen Unbelehrbarkeit zum Nährboden für den Nationalsozialismus.. Allerdings läßt sich auch nicht bestreiten, daß Kriege in Europa nicht nur von der vereinten deutschen Nation geführt wurden, sondern zuvor über Jahrhunderte gegen die kleinen deutschen Teilstaaten, und zwar mit dem Ziel, diesen die staatliche Einheit Deutschlands unmöglich zu machen... Immer wieder war es zentrales Ziel der Politik der europäischen Großmächte, die Einheit Deutschlands notfalls auch militärisch zu blockieren... Nicht von der Wiedervereinigung, sondern von den Kommunisten wurden die Unternehmen, die ja vor 1945 genauso wettbewerbsfähig waren wie die im Westen, zerstört.

Auch in einem großen Arschloch steckt mitunter ein exaktes Thermometer. Seit dem 3. Oktober 1990 nämlich gilt: Die deutsche Vergangenheit ist bewältigt, Erinnerungen an sie, Verbindung zwischen einst und heute sind zu unterlassen; die deutsche Geschichte hat, soweit sie nicht Vergangenheit ist, viele helle Seiten und eine dunkle; die dunkle Seite heißt DDR; deren Abschaffung war politisch, ökonomisch und vor allem sittlich geboten, die daran beteiligten Personen waren edel, hilfreich und gut. Wenn - zum dritten Mal in nur achtzig Jahren - deutsche Soldaten endlich wieder zum Töten slawischer Untermenschen (bzw. Völkermörder) ausziehen, sind »Miesmacher« (H. Kohl) das Letzte, was die Nation an der Heimatfront braucht.

Ob T. Krause vom »Tagesspiegel«, W, Fuld von der »Woche«, G. Seibt in der »FAZ«, G. Reddemann im »Deutschland-Magazin« des alten Nazi Ziesel, J. Lau in der »Tageszeitung«, I. Radisch in der »Zeit«, P. Wapnewski im »Focus«, T. Schmid in der »Wochenpost« oder K. Corino im »Literarischen Quartett« - keiner machte aus seiner politischen Mission ein Geheimnis: Grass singe »das alte Lied von der immerwährenden deutschen Misere«, er zeichne ein »Zerrbild«, wie es »Propaganda-Autoren der DDR kaum skurriler entworfen hätten«, er huldige alten »Ressentiments«, dem »leutseligen Geschichtsrelativismus des enttäuschten Sozialdemokraten«, spiele »die Rolle des großen Geschichtsinterpretators, der dem Volk den dritten Weg des Reformsozialismus am liebsten genauso verordnet hätte wie die Bonzen zuvor den

Staatskapitalismus«, »ideologisch gefestigt hätte man einen solchen Roman einmal genannt«, er sei Ausdruck »jener Politik, die sich mit der deutschen Spaltung abfand und die das Appeasement gegenüber dem Kommunismus wollte«. Quellenangaben lohnen nicht, es ging im Tutti unter, ob es nun Frau Breuel war, die (in »Focus« - und tatsächlich unter der Rubrik »Literaturkritik«) »alte Legenden und Abziehbilder«, oder der Reich-Ranicki, der im »Spiegel« das Fehlen von »Zorn und Empörung« über die »schreckliche DDR« monierte.

Für alle sprach Springers »Bild«-Zeitung das Schlußwort: »Grass liebt sein Land nicht.« Und mit derselben inneren Notwendigkeit war es natürlich ein anderes Produkt des nicht enteigneten Verlags, das den Siegesruf für alle anstimmte: »Das Geschrei um Grass deckt den Rückzug geschlagener Geister.«

Grassens Parteigänger - ein einziger Betriebsnudelauflauf. vorneweg der äußerst wichtige Klaus Staeck, dem sogleich die Bücherverbrennung einfiel und ein Plakat in Frakturschrift, das an die Nazis erinnern sollte (dabei haben die Nazis die Fraktur abgeschafft); sodann Staecks Kompagnon Steidl, Verleger, Schwiegersohn und Imperator (»Lange wird sich der Literaturbetrieb mit der Stellung dieses Kritikers aber kaum noch abfinden. Wir werden uns zusammen mit Kollegen aus anderen Verlagshäusern Gedanken machen, wie man damit umgeht«), der Bundeswehr-Seelsorger Freimut Duve, die Pastorin Vollmer, die das Wort fand, die Kritiker »hetzen lammfromm in Reih und Glied« (und keiner schickte sie zum Onkel Doktor), der Literaturredakteur des »Neuen Deutschland« (»Hier wird ein Buch vernichtet«), die Gewerkschaftsdichter Alberts, Regula Venske und Friesel, die mit einem Plakat vorm »Spiegel« Reklame für sich und den Skandal machten, ihr Vorsitzender Detlef Hensche (»politische Polemik der üblen Art«), der Ansager Wickert, der Oberansager Rosenbauer.

Wer sähe diese Geistertruppe nicht gern geschlagen? Sie sind nicht nur lästige Zumutungen an Verstand und Nerven, diese sozial bewegten, betroffenen Gutmenschen; sie haben sich, denkfaul und opportunistisch, selbst um den Verstand gebracht. Man lese das gedanken- und hilflose Plädoyer, das einer ihrer Manager, der Chefredakteur der »Woche«, für seinen Freund Grass aufzuschreiben versucht hat:

... gehört er doch zu den ganz wenigen Prominenten im Land, die die Wiedervereinigung zwar wollten, nur eben nicht als Kolonisation des Ostens durch den Westen. Er war wie wenige dazu legitimiert, gehörte er doch schon seit Jahrzehnten zu denen, die sprachgewaltig und unbeirrbar das autoritäre DDR-Regime gegeißelt hatten.. Früher, ja früher, da gab es Debatten, Streit, Lager (0. *Heute regiert der Mainstream das öffentliche Showbiz. Für Minderheiten ist kein Platz mehr.. Es geht schon lange nicht mehr um Inhalte, was zählt; ist die Performance.. Wo ist nur die Opposition geblieben? Und die Intellektuellen? Sie sind schon seit 1990 abgetaucht, vereinzelt, sprachlos. Da muß einer stören, der sich eben nicht in seinen Herrgottswinkel verkriechen mag sondern den Blick für Zusammenhänge schärfen will Der intellektuelle Diskurs in Deutschland wird nur noch von der Frage bestimmt. Wie stehst du zu Helmut Kohl? Neben ihm existiert keiner mehr, und wer keine schlüssige Antwort parat hat, wird ausgeblendet Der Kanzler bat Statur, tatsächlich mehr als all die andern, die augenblicklich auf der politischen Bühne agieren.*

Da lacht der FAZi, der TAZi, der Fuzzi, der Nazi, das ganze schöne neue Deutschland, das in diesen Wochen mit dem Tornado oder mit dem Herzen über der »Serben-Hochburg« Pale kreist. Das Kompliment der »Bild«-Zeitung, Grass liebe sein Land nicht, degradiert der von keines Gedankens Blässe anzukränkelnde Chefredakteur zu einer »Verleumdung«. Wer Feinde wie diesen Bissinger hat, braucht keine Freunde mehr.

Es ist offenbar, daß die sozialdemokratischen Betriebsnudeln über noch weniger Talent und Witz verfügen als die nationalen, denen sie mit ihrer Geistverlassenheit den Weg ebnen. Ein Jahrhundert lang hat man ihnen gesagt, was zur Wahl stand: Sozialismus oder Barbarei. Sie haben gewählt, ein Jahrhundert lang. Und bekommen, was sie gewählt haben. Beispielsweise: die Treuhand. Und nun beklagen sie sich. Einer tut es 781 Seiten lang. Sie haben Schläge verdient. Aber von wem? Von Verlierern im Volkskrieg, die Sieger im völkischen Krieg werden wollen? Die dem Volke dienen wollten und, weil es als solches nicht wollte, nur noch dem deutschen? So viel größer sind deren Talente bei Odin (oder bei Glucksmann oder bei Enzensberger) nicht, daß der Spott auf die Bissingers des Leitartikels Respekt für die Fulds ihres Feuilletons erzwänge.

Ließe sich eine Zukunft nach Art der Dohnanyi, Reich-Ranicki, Karasek, Ziesel, Lau, Schmid, Corino, Seibt und Radisch anders nicht verhindern -ich begänne heute noch mit der Lektüre aller zwölf Bände der Studienausgabe der Werke des Günter Grass aus dem Steidl-Verlag. Ich schwör's.

P.S. Stefan Ripplinger hat (in KONKRET 10/95) zuerst darauf hingewiesen, daß es in diesem Getümmel einen Kritiker gab, der den Roman von Günter Grass rezensiert hat, als gelte es, nicht eine politische Meinung hinzurichten, sondern ein Stück Literatur einer literarischen Kritik zu unterziehen: Wolfram Schütte in der »Frankfurter Rundschau«.

Literatur-Konkret 1995, S. 12

Horst Tomayer

Das Lied vom kleinen Glück des Kleinschriftstellers

Für Ernst W. Kahl

So zwischen Mitternacht und Morgen
Es wird und wird nicht heller
Liege ich wach
Und denke nach
Über mich und mein Fatum als Kleinschriftsteller
Ich bin ganz gut drauf, weil
Ich fühl mich wie Jack Nicholsen in
Kubricks »Overlookhotel«
(Im Radio läuft die Sendung »Bis zwei dabei«
Man sollte mal wieder einen Schlager schreiben
Als Kleinschriftsteller kann mans ja toll
treiben
Es say)
Bleich schaut der Mond aufs Zellenhonorar
Ich träum, und es ist, als obs gestern war
Doch her ist es schon viele Jahr
In Westberlin wars, im Künstlerwirtshaus »Zwiebelfisch«
Da soff ich mich devot an den Tisch
Des sorgfältig auf unrasiert rasierten
Neoexpressionisten Thomas Brasch und des
Frauenlieblings, Geigespielers und APO-Novellisten Peter Schneider
Da barschte Brasch mich an: »Tomayer, geh weiter
Tomayer, hau ab, Du 'Journalist'! Verpiß Dich, na, hast Dich
noch nicht verpißt?!«
DU JOURNALIST! Nur zwei Worte: DU JOURNALIST!
Aber mir war in diesem Moment, wie wenn mich eine rostige
Kreissäge küßt
DU JOURNALIST! Nur zwei Worte
Doch ich würgte daran wie an einer Seveso-Torte
DU JOURNALIST! Ich fühlte mich so was von gepackt
Wie der Nackte, auf den man mit Fingern weist:
»Kuckma, der is nackt!«
Ich - und einer von der Sorte aasfressender Aale
Ein schleimiger Schmarotzer im Schlamm der journale?
Ich der wegen Vergehen an der Sprache Beklagte und nicht der Richter
Verkehrte Welt: Ich bin nicht der Journalist, ich bin der Dichter!
Ich bin doch, seht nur, liebe Leute, seht

Der nützliche Mistkäfer im Alfabeet
DU JOURNALIST! Oh wie verletzte mich das so brutal
Als risse man mir vom Leibe das Muttermal
Aber war DU JOURNALIST! wirklich nur ein schlimmes Wort
Wie »Hodensteckschuß« oder »Robbenbabymord«?
Schon, schon, es hatte was penibel-Peinigendes
Aber - es hatte auch was heilend-Reinigendes
Denn damals, in jener Westberliner Nacht
Ist mein Kartenhaus der Selbsttäuschung zusammengekracht
Ich sah mich (Damaskus!) plötzlich angestrahlt wie von innerem Licht
Und siehe, ich sah, daß es mir an literarischer Größe gebricht
Und ich gewahrte in entblendender Erkenntnishelle
Das furchtbare Dunkel hinter meiner Karriereendhaltestelle
Und mir fiel es wie Schoppen aus dem Hals
Es reicht zum Kleinschriftsteller - allenfalls
Grad so wie mit Händen begriff ich meinen Charakter
Flotter Dünnpfiff
ordentliches Stückwerk
aber nie ein Dreiakter
Sprachsamen für eine mittlere Reproduktionsparzelle
Nie ein Hektarroman, nicht mal 'ne Tagwerknovelle
Nie ein Schlüsselroman über Kafkas »Schloß«, nie
Höchstens was Beiträgliches in einer Anthologie
Fünfminutenfürze fürs Radio, Telefonate in konkret
Ein Vierzeiler auf nem Poster, ein Dialog fürs Kabarett
Das ist das Höchste der Sprachgefühle, mehr ist nicht drinnen
(Dies bedingt durch den in Kriegskindheit erlittnen
Mangel an Spurenelementen und Vitaminen und die seither progressierende Konzentrationsschwäche,
Die übrigens überhaupt, aber auch überhaupt nichts zu tun hat mit der einen oder andern Zeche)
Das ist klar
Weil wahr
Leicht könnte ich mir die Akte kommen lassen:
TOMAYER, SORGENKIND
Und in den Widrigkeiten blättern: Zugverspätungen, ignorante Lehrer Gegenwind
Mädls, die ihn gehn ließen
Oder, noch schlimmer: Stehn ließen
Mandelentzündungen, Lieblosigkeiten, unverschuldete Schulden einen Haufen
Kurz: Eine Umwelt nicht zum Schützen, sondern zum Davonlaufen
Dies aber wäre schädlich, verhülf es doch nicht
Dem Kleinschriftsteller in seine Pflicht
Nämlich den gutwillig (!) lesenden Leuten
Ein bißchen Feierabendspaß zu bereiten

In diesen wirklich finsteren Zeiten
Wo wir uns alle so furchtbar quälen
Mit dem Rickedirackeraketenzählen

Literatur-Konkret 1995, S. 14

Alfred Andersch

Wegwerf-Literatur

»Alles, was den Namen Literatur überhaupt verdient, kristallisiert sich um einen linken Kern.«

Drei bis vier Monate, so las ich unlängst in einem Bericht über die Buchmesse von

Nizza, beträgt die durchschnittliche »Laufzeit« eines Buches in Frankreich. In diesem Zeitraum muß es »gelaufen« sein. Wenn es nicht »ins Laufen kommt«, verschwindet es nach drei bis vier Monaten spurlos, verflüchtigt es sich, als sei es überhaupt nie dagewesen. Und sein Verleger kommt in Verlegenheit, wenn irgendein Rezensent, der mit den Usancen des Marktes nicht vertraut ist, es ein halbes Jahr später bespricht und bewirkt, daß ein paar Leute es plötzlich lesen wollen, denn das zwingt ihn zu Vertriebsvorgängen, die er nicht vorgesehen hat, bei denen er »zusetzt«, und das hat er nicht gern.

Ich möchte Statistiker sein und die exakten Ziffern kennen. Wieviele Titel aus der Gesamtproduktion literarischer Waren - ich denke nur an die sogenannte schöne Literatur - kommen jährlich »ins Laufen«? Ich habe keine Ahnung, greife einmal hoch und setze eine runde Zahl: hundert. Hundert Romanen, Essay- und Gedichtbänden pro Jahr räume ich, in sträflichem Optimismus, die Chance ein, sich nach den Gesetzen der kapitalistischen Produktionsweise zu rentieren. Und nun greife ich niedrig, setze die Gesamtzahl belletristischer Titel in Frankreich pro Jahr auf tausend fest; das ist natürlich über den Daumen gepeilt, doch einigermaßen realistisch. Anzunehmen, daß neun Zehntel der Jahresproduktion eines Verlages nach drei bis vier Monaten wieder aus dem Buchhandel verschwinden, entspricht einer allgemeinen Erfahrung, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland.

Vielleicht ist die »Laufzeit« in Deutschland einstweilen noch eine Spur länger als in Frankreich. Die Probleme der Lagerhaltung, welche die Buchhändler und Verleger für diesen Vertriebsmechanismus verantwortlich machen, sind die gleichen. Aber welche Gründe auch immer dafür angegeben werden - der Zustand ist phantastisch. Es gibt jetzt also eine Literatur, die »ins Laufen gekommen« ist, und eine, die sofort nach Erscheinen wieder verschwindet, eine Art Wegwerf-Literatur. Der Ausdruck stimmt nicht ganz, denn die Ein-Weg-Flasche wird immerhin erst ausgetrunken, ehe sie weggeworfen wird, während das weggeworfene Buch nicht einmal gelesen worden ist.' Dennoch - neun Zehntel der Jahresproduktion eines Verlages »hält« sich ein halbes Jahr, fällt dann der Vergessenheit anheim, lagert in Lagern, wird verramscht oder eingestampft.

Ich vermute, daß es Darwinisten gibt, die diesen Vorgang für natürliche Zuchtwahl halten, Überleben des Stärkeren im Kampf ums Dasein. Und zweifellos ist der auf den Bestseller programmierte Titel, auf den so mancher Buchhändler sein Lager hat heruntertrimmen lassen, »stärker« als ein Werk, welches in einem Verlagsprogramm nur eben angezeigt wird. Nur ist Auslese, die nach solchen Kriterien erfolgt, das Ende von literarischer Kultur.

Ich möchte kein Mißverständnis aufkommen lassen. Durchaus nicht vergleiche ich die Auflage des neuen Habe, des neuen Simmel mit der Auflage eines Essay-Bandes von Edmund Wilson. Habe und Simmel haben ihre Auflagen verdient. Die Ungerechtigkeit liegt im Vergleichbaren: daß der neue Lenz, der neue Böll eine riesige Öffentlichkeit finden, der neue Geissler aber nicht, ist mir unerklärlich. Denn Leute, die *Einstein überquert die Elbe* und *Gruppenbild mit Dame* gut finden - ich gehöre zu ihnen -, müßten von *Wird Zeit, daß wir leben* eigentlich begeistert sein. (Ich spreche nur von der *literarischen* Qualität dieser Bücher, verkenne nicht, daß Geissler, im Unterschied zu Böll und Lenz, ein revolutionäres Buch geschrieben hat.)

Im vergangenen Jahr, in dem, wenn ich mich nicht irre, *Die linkshändige Frau* und *Montauk* das Rennen gemacht haben, erschien bei Piper der Erstlingsroman einer Autorin namens Renate Schostack, *Zwei Arten zu lieben.* Das Buch ist ein kleines Meisterwerk: in Sprache, Komposition, Leitmotivtechnik von einsamer Perfektion, thematisch als moderne Parabel von himmlischer und irdischer Liebe hochoriginell. Hat man es wahrgenommen? Ich glaube nicht. Ein solcher Hinweis bringt mich in den Verdacht, ich wolle behaupten, nur ich hätte es bemerkt. Doch merkt jeder es, der dieses Buch liest. Die Frage Ist nur: Wie erreicht man, daß es überhaupt erst einmal gelesen wird? Ein bürgerliches ja geradezu ein bourgeoises Kunstwerk, völlig privat, völlig individualistisch und ein kulinarisches Vergnügen.

Ein paar Wochen später las ich *Die Verweigerungen der Johanna Glauflügel* von Birgit Pausch. Das ist gar nicht kulinarisch, sondern hart, schwierig, die Geschichte eines linken Mädchens. Erzählt wird eine Entwicklung aus Spießigkeit und Liberalismus zu politischem Bewußtsein, neueste Erfahrungen in der Spannung zwischen historischem Kompromiß und Spontaneität werden mitgeteilt. Das klingt trocken, das Buch ist aber vollkommen dichterisch, im freizügigsten Gebrauch surrealistischer Technik, in wilden Zeitverschiebungen den Leser eher fordernd als erobernd. Es steht in unbewußter Nachbarschaft zu Wolfgang Koeppens herrlicher *Jugend,* zieht, wie Koeppens Text, die Grundlinien einer Literatur der Zukunft. Ein kleines Buch aus einem kleinen Verlag. Wird man seine Bedeutung erkennen? Oder wird es zur Wegwerf-Literatur gehören? Zu neun Zehnteln der deutschen Buch-Produkt'on?

Ich hielte mich über Unabänderliches auf, wird man sagen, es sei immer so gewesen, daß es wenige Bücher gebe, die »sich durchsetzen«, und viele, die »untergehen«. Doch hat sich nichts so verändert wie die Art und Weise der Aufnahme von Literatur. Bis ins 19. Jahrhundert blieb als Literatur-Müll zurück, was tatsächlich auf die Kehricht-Deponien gehörte; das hat vor allem soziologische Gründe - ein aufsteigendes, teilweise revolutionär gestimmtes Bürgertum, welches noch wirklich las, setzte die richtigen Wertungsakzente, ließ nur wenig aus (immerhin: Hölderlin und Kleist). Das ist heute anders. Heute gehen bedeutende Werke glatt unter, während peripheres Zeug sich durchsetzt. Auch das hat gesellschaftliche Gründe. Nicht mehr eine Klasse trägt die Literatur, sondern eine amorphe Konsumentenschicht, die durch Propaganda manipuliert werden kann.

Dagegen gibt es eine Bewegung der kritischen Kultur. Alles, was den Namen Literatur überhaupt verdient, kristallisiert sich um einen linken Kern. Alle triftigen Bücher der letzten Jahre sind nicht nur von linken Autoren geschrieben, sie sind auch von einem linken Publikum »gemacht« worden. (»Links« ist in meinen Augen nicht nur ein Bewußtsein, sondern ein Sein, und deshalb ist Beckett ein linker Autor.) In der Bildung und Gebildetheit eines linken Publikums sehe ich heute die einzige Chance dafür, daß aus der Verlagsproduktion die richtige Auswahl getroffen wird. Bis es dahin gekommen ist, wird es weiterhin eine Wegwerf-Literatur geben. Von einem Buch wie Jean Amérys *Lefeu,* das im Frühjahr erschienen ist, wird im Herbst kein Mensch mehr sprechen, und Martin Walsers *Sauspiel,* eines der größten Stücke der deutschen Nachkriegsdramatik, wird nach einem einzigen mißglückten Versuch von der deutschen Theaterszene verschwinden. Unabänderlichkeiten? ja, wenn man für unabänderlich hält, daß eine Kultur wie diese gar nicht anders kann, als sich hoffnungslos blamieren.

Diogenes Verlag

Alfred Andersch starb am 4. Februar 1980. Sein Werk ist im Diogenes Verlag (Zürich) erschienen

Literatur-Konkret 1995, S. 16

Friedrich Hitzer

Blender und Falschmünzer

»... Wo es um Ideen und Kunst geht, herrscht das Faustrecht ... « - Die »FAZ« kontra, Alfred Andersch - ein Stück aus dem Betrieb

1.

Jörg Graf stellte sich blind und wurde blind gemacht. Es hätte ihm nicht geholfen, sich so zu verstellen, als würde er Unrecht und Verbrechen der Herrschenden nicht bemerken. Als er sich zur Wehr setzen wollte, hatte er dazu keine Kraft mehr. Er war von den Anstrengungen für die Kunst der Verstellung ausgezehrt.

Grafs Kalkül ist altbekannt und weitverbreitet: Wie komme ich - in sicheren Zeiten - ungeschoren davon? Mische ich mich ein, bekomme ich Schwierigkeiten. Mische ich mich nicht ein, bin ich zwar nicht sicher, aber jedenfalls will ich mich so verhalten, daß ich nicht auffalle.

Ist das Unheil, das über Jörg Graf kam, ein dummer Zufall? Hätte man ihn - einen Mann, der nicht mehr protestiert - nicht laufen lassen können?

Martin Walser, der uns diese, aus Ohnmacht und Angst herrührende Erfahrung eines Sängers aufständischer deutscher Bauern vermittelt, wurde in ähnlicher Weise behandelt wie seine Figur: Wiederholungen des »Sauspiels« durften auf bundesdeutschen Bühnen nicht stattfinden. Eine Hamburger Aufführung war schon zuviel. Ein öffentliches System der Denunziation besorgte die Liquidation.

Falschmünzer in meinungsbildenden bürgerlichen Feuilletons hielten ihr Publikum im Unklaren über das Stück und die Inszenierung, logen das Blaue vom Himmel herunter und erledigten damit ein modernes Geschäft der Blendung: Sie stechen nicht mehr einem Dichter die Augen aus. Das Publikum soll nicht sehen, was er ihm zeigen könnte. Warum solche Angst vor einem Helden des Bauernkrieges, der so heroisch und wenig vorbildhaft scheint?

2.

Offensichtlich haben die Herrschenden Furcht vor einer Einsicht in historische Zusammenhänge. Mehr denn je hängt unsere Chance für eine menschenwürdige Zukunft von der Antwort auf die Frage ab, wie es zu den Katastrophen in unserer Geschichte gekommen ist und welche Lehren man daraus ziehen kann. Die Ahnung, daß die reaktionären Kräfte der Bundesrepublik Deutschland zu jedem Mittel der Unterdrückung bereit sind, wenn es um die Behauptung ihrer Macht geht, hängt zusammen mit dem Ausmaß ihrer Anstrengungen, die Verbrechen des deutschen Faschismus, Völkermord und Aggressionskriege, in Kavaliersdelikte oder gar Heldentum umzustilisieren. Nach dem Willen der herrschenden Klasse und der ihr dienenden Parteien und Ideologen darf es keine Erinnerung an Möglichkeiten und Chancen des Widerstands geben. Gebraucht werden Opportunismus und Mitläufertum, dumpfe Instinkte und blinder Haß gegenüber jeder die bestehenden Verhältnisse in Frage stellenden Idee. Eine aus Lebensangst motivierte, geschichtslose Bevölkerung ist leichter zu beherrschen als ein Volk, das aus der eigenen Geschichte lernen will. Hervorragende Beispiele der in der Bundesrepublik Deutschland verlegten Literatur der letzten Jahre stellen Befragungen dieser Geschichte dar, regen zum Nachdenken darüber an, wie wir - aus eigener Kraft - eine menschliche und von anderen Völkern geachtete gesellschaftliche und staatliche Ordnung gestatten können. Die Antwort von Personen an den Schalthebeln des bürgerlichen Literaturbetriebs ließ nicht auf sich warten: Die Behandlung von Autoren wie Alfred Andersch, Martin Walser und Peter Weiss zeigt an, daß sich an der Schonungslosigkeit deutscher Reaktionäre - von den Feudalherrn des Mittelalters bis zum Großbürgertum der BRD - nichts geändert hat. Die Bestrafungen werden derzeit wieder härter, und die Schonfristen für große Namen sind um. Auch wer sich blind stellt, ist verdächtig. Und wer Gegenwart in historischer Thematik darstellt, muß ausgeschaltet werden.

3.

Eine Auseinandersetzung mit den Romanen *Winterspelt von* Alfred Andersch, Ästhetik des *Widerstands* von Peter Weiss und dem Stück Sauspiel von Martin Walser fand in der bürgerlichen Öffentlichkeit nicht statt. Die Methoden der Disqualifikation dieser Werke sind Demonstrationen der Macht. Ein von Haß und Verhöhnung diktierter Wille soll schriftstellerische Leistungen einem größeren Publikum entziehen. Der damit verbundene Verlust an rationaler Argumentation entspricht einem allgemeinen Klima der Unversöhnlichkeit. Wer sich darin betätigt, legt trotz aller gegenteiligen Versicherungen keinen Wert mehr auf traditionelle, bürgerliche Ästhetik. Es darf, zunächst in Worten, vernichtet werden, und der Terrorismus erweist sich, zum wiederholten Mal in unserer Geschichte, als der Zwillingsbruder

der finstersten Reaktion.

4.

Die wortreiche Eitelkeit von Starkritikern des bürgerlichen Literaturbetriebs entspricht den Instruktionen leitender Werkschutzleute in kapitalistischen Großunternehmen. Man wird nicht für Qualitätskontrolle bezahlt, sondern für Absperrung. je bissiger die Diffamierung, je gekonnter die Fälschungen, umso gesicherter sind die Positionen derartiger Kritiker. Beschränkt sich einer auf die Begründung eines Mangels, den er in einem Buch, in einem Film oder in einem Stück festzustellen glaubt, und teilt er dies den Lesern zur selbstverständlichen Überprüfung mit, so hat er für gutdotierte Stellungen kaum eine Chance. Die Anweisung muß lauten: *Das* Buch braucht niemand. *Der* Film beschädigt die Projektoren. Mit *dem* Theaterstück werden Steuergelder verschleudert.

In der Politik gilt eine solche Praxis als Rufmord, in der Wirtschaft als Geschäftsschädigung, im bürgerlichen Recht als üble Nachrede. Wo es um Ideen und Kunst geht, herrscht das Faustrecht, umgesetzt durch ein phantastisches psychologisches, ideologisches und technologisches Instrumentarium.

5.

Ein Schulbeispiel dafür ist die öffentliche Behandlung des Schriftstellers Alfred Andersch in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«. Dabei fällt auf, daß Andersch nicht erst fertiggemacht werden sollte, als die »FAZ« das Gedicht »Artikel 3 (3)« - ohne Genehmigung des Verfassers - abdruckte und aus dem Antifaschismus eines ehemaligen Dachauhäftlings die Gesinnung des rassistischen Totschlägerblattes »Der Stürmer« machte.

Nun ist es nichts Neues, daß die Weißwäscher des faschistischen Völkermords in menschenverachtender Heuchelei Widerstandskämpfer zu Terroristen und Terroristen zu Widerstandskämpfern machen. Kappler ist kein Einzelfall. Alfred Andersch sollte schon fertiggemacht werden, als sein Gedicht noch nicht geschrieben war. Ein Briefwechsel zwischen Gerd Haffmans vom Schweizer Diogenes Verlag und dem »FAZ«-Herausgeber Joachim Fest beweist dies auf anschauliche Weise.

6.

Am 24. Mal 1977 antwortete Gerd Haffmans in einem Leserbrief an 60 die »FAZ« auf Armin Ayrens Andersch-Rezension »Wenn Mörder lachen« vom 7. Mal 77 (über »Öffentlicher Brief an einen sowjetischen Schriftsteller, das Überholte betreffend«):

Öffentlicher Brief an den unbekannten »FAZ«-Leser, Alfred Andersch betreffend

Lieber »FA Z-Leser,

seit 1973 zeichnet Herr Marcel Reich-Ranicki für den Literaturteil der »FAZ« verantwortlich. Seither wurde jedes Buch von Alfred Andersch in der »FAZ« exekutiert, und wir geben hier jedem »FAZ-Leser Garantie, daß jedes Buch von Alfred Andersch in der »FAZ« exekutiert wird, solange Herr Marcel Reich-Ranicki für den Literaturteil der »FAZ« verantwortlich zeichnet. In Alfred Anderschs besonders gerügtem Portugal-Aufsatz »Reise in die Revolution« heißt es überdies: »... es kommt jetzt alles darauf an, ob die jungen deutschen Fliegeroffiziere, die in Beija Dienst tun, die Situation in Portugal begreifen. Ob sie sich mit dem Problem Portugals befassen, mit ihren portugiesischen Kameraden, welche die Revolution in Portugal gemacht haben, diskutieren, ob sie von ihren Vorgesetzten die Freiheit erhalten, sich zu informieren, an Kontakten mit dem protugiesischen Volk nicht nur nicht gehindert, sondern geradezu dazu aufgefordert werden, oder ob sie hinter ihrem Zaun bleiben, in ihrem Kasino die >Frankfurter Allgemeine< lesen und sich als Besatzungsmacht in einem feindlichen Lande fühlen.,< Und dann noch: »Wenn der Tourismus-Boykott, den man so fein inszeniert hat, aber anhält, dann wird Portugal auf einen Ausweg sinnen müssen. Der zuständige portugiesische Minister hat die unerhörte Kühnheit besessen, dies öffentlich zu tun, indem er, so zurückhaltend und freundlich, wie das bei Portugiesen üblich ist, anzudeuten gewagt bat, Portugal werde sich unter Umständen von einem >Komfort-Tourismus< auf einen >Sozial- Tourismus< umstellen müssen. Was er damit wohl gemeint hat? Ich vermute, er möchte, daß Arbeiter und Angestellte, Werktätige aller Art in großer Zahl und zu relativ günstigen Preisen aus ganz Europa, auch aus den sozialistischen Ländern, in Portugal Urlaub machen. Da ist er aber schön angekommen, zum Beispiel bei der >Frankfurter Allgemeinen<. >Da hat man aber dann die falschen Hotels gebaut< hat sie ihm erklärt. Ha-ha-ha! - Das ist, mit Verlaub gesagt, ein Schmarren. Die großen Luxus-Hotels und die Apartment-Häuser und die Villen-Siedlungen der Algarve eignen sich ganz ausgezeichnet für den Urlaub von vielen Arbeitern und Angestellten. Sie sind wie geschaffen dazu.«

Die Reaktion darauf ist dann also auch ausgefallen, wie zu erwarten stand. Lieber »FAZ-Leser, Sie können sich die Mechanismen im Kulturbetrieb nicht primitiv genug vorstellen.

Der »FAZ«-Herausgeber Joachim Fest lehnte am 2. Juni die Veröffentlichung des Briefes ab:

Tatsächlich hat Herr Reich-Ranicki vor einiger Zeit ein Buch von Alfred Andersch negativ rezensiert, und auch die Besprechung von Armin Ayren ist nicht günstig ausgefallen. Aber Sie werden von mir nicht verlangen, den Rezensenten bestimmte Anweisungen im Hinblick auf ihre Artikel zugeben - genauso wenig wie ich geneigt bin, die Redakteure anzuhalten, eingehende Manuskripte, wie beispielsweise das Ihre, auch wenn sie völlig unzulänglich sind, zum Abdruck zu bringen.

Etwas kommt hinzu: Der Zusammenhang, den Sie zwischen den politischen Auffassungen der Zeitung und dem Literaturteil konstruieren, zeugt nicht nur davon, daß Sie unsere Berichterstattung von der iberischen Halbinsel nicht zur Kenntnis genommen haben; er suggeriert auch kleinbürgerliche Konspirationstheorien, die ich den Lesern der Frankfurter Allgemeinen Zeitung nicht zumuten will.

In seinem zweiten Brief vom 9. Juni präzisierte Gerd Haffmans seine Vorwürfe:

Wenn Sie auf einen bescheidenen Leserbrief bereits so gereizt reagieren und ihre Macht demonstrieren, vielleicht ahnen Sie dann, wie einem Autor zu Mute ist, dessen Lebenswerke systematisch und con amore öffentlich abgeschlachtet werden. Denn tatsächlich hat Herr Marcel Reich-Ranicki nicht nur vor einiger Zeit ein Buch von Alfred Andersch negativ rezensiert, er hat bisher - auch in seiner vor »FAZ«lichen Tätigkeit - jedes Buch von Alfred Andersch negativ rezensiert. Und es bedarf keiner prophetischen Gaben, um Ihnen zu bestätigen, daß auch in Zukunft jedes Buch von Alfred Andersch in der »FAZ« negativ rezensiert werden wird, solange Herrn Marcel Reich-Ranickis Geschicke mit denen der »FA Z« verbunden sind.

Diesen simplen Tatbestand wollte ich Ihren Lesern mitteilen. Ich habe Sie weder gebeten noch gar von Ihnen verlangt, Ihren Rezensenten bestimmte Anweisungen im Hinblick auf ihre Artikel zu geben - genauso wenig allerdings wie mein Brief vom 24. Mai als »eingehendes Manuskript« einzuordnen ist: Er war ein ergänzendes Korrektiv zur Sache; wenn ich mich dabei mit kleinbürgerlichen Konspirationstheorien kompromittiere, so soll Sie das doch freuen, weil Sie sich vor solcher Folie umso großbürgerlicher abheben. Denn die Lektüre der Berichterstattung der »FAZ« über die Vorgänge auf der iberischen Halbinsel, sehr geehrter Herr Fest, war allerdings geeignet, aus einem Kleinbürger nicht einen Marxisten, sondern einen Vulgärmarxisten zu machen.

Joachim Fest antwortete wenige Tage später:

Ich möchte noch einmal kurz auf Ihren Brief zurückkommen, den ich ebenso wenig wie den ersten >bescheiden< nennen möchte. Auch entsinne ich mich nicht, gereizt reagiert zu haben. Ich finde es nur einfach töricht und die Fakten ignorierend, wenn Sie davon sprechen, daß hier ein Lebenswerk »systematisch und con amore« heruntergemacbt werde. Herr Reich-Ranicki hat sich in seinem Buch »Deutsche Literatur in Ost und West<, in dem Aufsatz über Andersch positiv und streckenweise enthusiastisch geäußert. Er hat ferner, wenn ich recht unterrichtet bin, in seinen Anthologiebänden mehrere Geschichten von diesem Autor veröffentlicht, und aus der Zeit meiner Anfänge in derF.A.Z. weiß ich, daß er seinerzeit, zum 60. Geburtstag von Andersch, einen Artikel bei Siegfried Lenz bestellt hat, der eine herzlich gehaltene Huldigung war. Ich könnte einige zusätzliche Beispiele anführen, möchte es aber dabei bewenden lassen; denn Sie haben nun einmal Ihr Vorurteil, und ich werde es Ihnen gewiß nicht nehmen können. Warum sollte ich auch?

Ein letzter Brief Haffmans vom 22. Juni 77, in dem er aus 5 Andersch-Verrissen durch Marcel Reich-Ranicki aus den Jahren 61, 67 und 74 zitierte, blieb unbeantwortet.

7.

Alfred Andersch, der von dieser Korrespondenz nachträglich erfuhr, schloß den Vorgang mit einem Brief an Joachim Fest ab. Doch auch in diesem Fall hatte der unbekannte »FAZ«-Leser keine Chance mehr, sich ein eigenes Bild zu machen.

Andersch betonte, ebenfalls am 22. Juni, daß der Briefwechsel ohne seine Kenntnis stattgefunden habe:

Damit will ich Haffmans' Intervention nicht desavouiren, sondern nur sagen, daß ich ihm, hätte er vorher bei mir angefragt, geraten hätte, es sein zu lassen: Wo nicht mehr Literaturkritik stattfindet, sondern infame Boykotthetze gegen ein Buch (»wozu es dann noch lesen?«) ist jegliches argumentative Vorgehen ja sinn- und zwecklos geworden. Was da regiert, sind die Gesetze der Infamie.

Gleichzeitig bat Andersch (vergeblich), folgende Berichtigung zu veröffentlichen:

Betrifft: »>Wenn Mörder lachen<, Alfred Anderschs Aufsätze«. Von Armin Ayren. »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, Samstag, 7. Mai 1977, *Nummer 106.*

In der obigen Rezension meines Buches »Öffentlicher Brief an einen sowjetischen Schriftsteller, das Überholte betreffend<, (Diogenes Verlag, Zürich 1977) *behauptet der Verfasser, es enthielte Fehlübersetzungen aus dem Italienischen. Er schreibt: »Aber festino heißt eben nicht >Festchen< und cervellino nicht >Gehirnlein<, und wenn Andersch aus solchen Fehlübersetzungen auch noch weitgehende Schlüsse ableitet, wird es kurios.«*

Der Dizionario Sansoni von 1975, *dessen Autorität als das umfassendste und beste italienisch-deutsche Wörterbuch wohl von niemandem bezweifelt wird, gibt für cervellino an: kleines Gehirn, für festino: Fest, Party, Gesellschaft. Die Verwendung der deutschen Diminutiv-Formen zur Übertragung der beiden italienischen Wörter ist also völlig korrekt. Sie entspricht auch den Hinweisen, die der italienische Komponist Luigi Nono selbst für die von ihm benützten Madrigal- Texte gegeben hat. (Siehe Text Plattenhülle von: Deutsche Grammophon, avantgarde, 261044)*

8.

Illusionen, die vielleicht der eine oder andere Kritiker über Marcel Reich-Ranicki haben mag, stehen hier nicht zur Diskussion. Symptomatisch ist nicht die Person, sondern die Gelegenheit zur Denunziation, ein Vorgang, der nicht notwendigerweise an das gesellschaftliche System gebunden ist: Polnische Literaturkritiker erinnern sich daran, daß M.R.R. als Starkritiker in Warschau darauf achtete, nicht nur in der nötigen Schärfe Abweichungen zu registrieren, sondern so wenig wie möglich bei denen anzuecken, die er in jener Periode seiner »literaturkritischen« Karriere für die Mächtigen hielt. Für Irrtümer in der Stalinära sollte man ihn jedoch nicht festnageln, immerhin ist es bemerkenswert, daß er in angenommenem oder überzeugtem Dogmatismus Kurt Tucholsky von ganz weit links, vom - mißverstandenen - revolutionären Proletariat aus angriff.

Die Versuche, Alfred Andersch auszuschalten, sind jedoch weit mehr als Ausdruck dogmatischer Unterwürfigkeit gegenüber der reaktionären Großbourgeoisie. Diese Versuche haben Methode, sie stellen Orientierungen für den Gesamtbetrieb dar und sollen Haltungen treffen. in einem solchen Klima, das im politischen Bereich die übelsten Faschisten auf den Plan ruft, ermuntert diese Linie der »FAZ« zur Nachahmung.

9.

Mit dem »Öffentlichen Brief« an Konstantin Simonow hat Alfred Andersch ein weiteres Tabu verletzt. Er war zu einem offenen Dialog mit einem bekannten sowjetischen Schriftsteller bereit, demonstrierte seine Verachtung für das geistfeindliche Klima jener Länder, wo die Bevölkerung auf einem Stand der Ignoranz und Feindseligkeiten gegenüber der UdSSR gehalten wird. Die »Zeit«, die den Brief von Andersch in einer gekürzten Fassung veröffentlichte, ließ nun folgerichtig Wolfgang Kasack auf Andersch los (und gab ebenfalls niemandem die Möglichkeit zur Gegenrede).

Wolfgang Kasack, der schon seit den 50er Jahren Schwierigkeiten hat, immer wieder seine Munition für den Kalten Krieg zu erneuern, trat als Fachmann auf. Die meisten Leser, wenig vertraut mit der sowjetischen Literaturgeschichte, können natürlich nicht prüfen, was ihnen der Slawist Kasack unterbreitet, erfahren wahrscheinlich auch nie etwas davon, wieviele Fehler Kasacks *Lexikon der russischen Literatur seit* 1917 enthält, das im übrigen viel mehr den Titel verdiente: Handbuch zur literarischen Konterrevolution.

Der richtigen These von Andersch, daß die Sowjetliteratur in der BRD weitgehend unbekannt geblieben sei, stellte Wolfgang Kasack eine Fülle von Namen und Titeln entgegen, womit er nachweisen wollte, das Angebot sowjetischer Literatur in der BRD sei so groß, daß es nicht einmal Interessierte - so Kasack - verarbeiten könnten. Dabei unterschlug Kasack den »Zeit«-Lesern alle Tatsachen, die seine Behauptung, die Andersch Lügen strafen sollte, als plumpe Fälschung entlarvt hätte.

Eine ganze Reihe von Autoren und Titeln, die Kasack hervorhob, sind in Verlagen erschienen, deren Namen in der bürgerlichen Presse totgeschwiegen werden, dafür aber in Verfassungsschutzberichten und Polizeiakten geführt werden. Der »Zeit«-Leser konnte sich auch nicht darüber informieren, wieviele Bücher, die etwa Alexander Kaempfe übersetzte, nur unter den allergrößten Schwierigkeiten durchgesetzt wurden. Kasack vergaß auch zu erwähnen, in welchen Auflagen die von ihm genannten Titel gedruckt und verkauft wurden. (Eine kurze Anfrage bei Fritz Raddatz, unter dessen Regie Kasacks Beitrag erschien, hätte genügt, um auf die Schwierigkeiten Helmut Kindlers hinzuweisen, den Büchern von Konstantin Simonow in der Bundesrepublik Deutschland mehr Erfolg zu verschaffen - was am Literaturbetrieb der bürgerlichen Feuilletons scheiterte. Immerhin hat Raddatz als Kindler-Lektor *gearbeitet und* verfügt bis heute über sehr viele interne Kenntnisse bei der Herausgabe von Simonow-Romanen im Hause Kindler.)

10.

Fritz Raddatz wartete dringend auf die Antwort von Simonow an Andersch. Und Heinrich Böll hatte sogar geschrieben, wie sehr er auf diese Antwort gespannt sei. Als Raddatz Simonows Brief von mir erhalten hatte - die Idee eines offenen Dialogs zwischen Autoren der BRD und der UdSSR versuche ich in einem Buch mit dem Titel *WIE GEHT ES IHNEN? Ka vy poschiwajete?* zu verwirklichen, wofür ich unter anderem Andersch und Simonow als Dialogpartner gewinnen konnte -, zog er seine erklärte Zusage für eine ungekürzte Veröffentlichung zurück. Die Folge war ein langer Briefwechsel. Das Ergebnis: Nachdem ich durch den Gewerkschaftsanwalt in eigener Sache und zur Wahrnehmung der Interessen Simonows eine Klage auf Abdruck anstrengte, ließ mich die Anwaltskanzlei der »Zeit« wissen, die Zeitung stehe zur ursprünglichen

Zusage von Fritz Raddatz, sie werde Konstantin Simonows Antwort ungekürzt abdrucken. Diese Zusage wurde am 7. Juni 1977 schriftlich gegeben. Bis heute weiß der »unbekannte« »Zeit«-Leser noch nicht, ob der sowjetische Schriftsteller Konstantin Simonow dem Kollegen Alfred Andersch geantwortet hat. Ganz im Gegensatz etwa zu den Lesern des »Zürcher Tagesanzeiger-Magazins«, das beide Briefe ohne jede Kürzung veröffentlichte.

11.

Ganz sicher ist: Wer sich blenden läßt, wird blind. Es ist Zeit, den Falschmünzern die Mittel zu nehmen, mit denen sie das Publikum blenden. Grundgesetz, Artikel 14. Enteignung der Pressekonzerne im öffentlichen Interesse.

Friedrich Hitzer hat gerade den Roman »Leb wohl Tatjana« veröffentlicht (Innaron Verlag, Zürich)

Literatur-Konkret 1995, S. 20

Michael Schneider

Müllers Endspiele

Vom aufhaltsamen Abstieg eines sozialistischen Dramatikers

Wir erinnern uns: Vor sechs Jahren hat Wolfgang Harich anläßlich der umstrittenen Macbeth-Bearbeitung von Heiner Müller in der DDR-Zeitschrift »Sinn und Form« eine Polemik gegen diesen Autor gestartet, die eine heftige Kontroverse auslöste. Harich warf Müller damals vor, daß seine Macbeth-Adaption in opportunistischer Weise an der »modernistischen Verramschung und Enthumanisierung des Kulturerbes« partizipiere, indem er, Müller, infiziert von der »westlichen Grausamkeitswelle im Film«, viele »ekelhafte Grausamkeitseinschiebsel« in den Shakespearschen Text einmontiert und zugleich »alle zukunftsweisenden, Hoffnung offenhaltenden Momente dieser großen Tragödie« rigoros eliminiert habe.

Hartmut Lange sprang damals für seinen derart inkriminierten Schriftsteller-Kollegen aus der DDR in die Bresche und wandte gegen Harich ein, daß es nicht angehe, für den unaufhaltsamen Kulturzerfall im Westen einzelne Leute verantwortlich zu machen und »dem unglücklichen Heiner Müller den viel glücklicheren Shakespeare vorzuwerfen... Er (Harich) schätzt die Geschichte und ihre Kulturleistungen nur in ihren Höhepunkten, ihren Orgasmen. Für die traurige Schönheit der Demontage, für den unabwendbaren Abstieg nach jedem Höhepunkt, den die Kunst ebenso mitmachen muß, empfindet er Ekel. So wird Harich nicht traurig über Müllers Realismus, er attackiert Müller, den Realisten, vom hohen Roß der sich immer gleichen, weil immer auf eigener Höhe sich befindenden ästhetischen und politischen Theorie.«

Auch ich war damals geneigt, Hartmut Lange in seiner Replik auf Wolfgang Harich recht zu geben, zumal dieser gegenüber Müller streckenweise in der Position des stalinistischen Kunstrichters auftrat. Indessen scheint die Entwicklung des Dramatikers Müller seit 1973 Harichs Einschätzungen von damals in mancher Hinsicht bestätigt zu haben. Seine letzten Stücke, »Germania Tod in Berlin«, »Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei« und »Die Hamletmaschine« haben mit kritisch-realistischer Geschichts-Demontage nichts mehr zu tun, es sind vielmehr derart verzerrt-verzweifelte Haßgesänge auf die Geschichte, vor allem auf die deutsche, daß man sich unwillkürlich fragt, was mit diesem Autor, der mit Recht zu den wichtigsten Dramatikern nicht nur der DDR zählt, eigentlich passiert ist. Nur macht man es sich entschieden zu leicht, wenn man - wie seinerzeit Wolfgang Harich - den Abstieg dieses Dramatikers auf dessen »außengeleitetes Talent« zurückführt, das sich von der westlichen Grausamkeits- und Pornowelle habe infizieren lassen. Müllers jüngste Geschichts-Phantasmagorien, in denen es von Monstern, Blutsaugern, Schlächtern, braunen und roten Henkern, von Leichen und Leichenteilen nur so wimmelt, sind kein Import westlicher Dekadenz, sie sind vielmehr auf dem Boden des »real existierenden Sozialismus« gewachsen, aber zuletzt auch Ausdruck eines ganz bestimmten, subjektiven Lebensgefühls, das nur deshalb als ob) ektive Wahrheit über die Geschichte aufgenommen werden kann, weil dieser Autor, von Anfang an in der Brecht-Tradition stehend, nur in der »Dritten Person« zu leben und zu schreiben schien.

Die Rezeptionsgeschichte dieses Dramatikers ist interessant. Stellte man sich den Kulturbetrieb der DDR als eine protestantische Großfamilie vor, so spielt der Dramatiker Peter Hacks darin die Rolle des stets erfolgreichen, selbstgefälligen Lieblingskindes, während Heiner Müller, von Anfang an in die Gegenrolle des zu kurz gekommenen »Problemkindes« gedrängt, unentwegt auf die Ungerechtigkeiten und Verdrängungen dieser scheinharmonischen Großfamilie aufmerksam macht. Sein parteilicher und unbestechlicher Blick auf die frühe DDR-Geschichte in Stücken wie »Der Lohndrücker«, »Die Korrektur«, »Der Bau«, »Traktor«, »Die Umsiedlerin oder das Leben auf dem Lande« machte Müller zum wichtigsten Dramatiker seines Landes, auch wenn ihm die offizielle Anerkennung in der DDR bis heute weitgehend versagt blieb.

Auch in der BRD galt Müller bis vor kurzem als literarischer Außenseiter. Zwar wurden seine Antiken- und Klassikerbearbeitungen (»Philoktet«, »Prometheus« und »Macbeth«) an westdeutschen Bühnen vereinzelt aufgeführt, Jedoch zumeist völlig mißverstanden - als große existentialistische Menschheits-Tragödien (»Müller - Beckett des Ostens«), statt als Nutzbarmachung der antiken Mythologie für die Darstellungsprobleme sozialistischer Dramatik. Freilich ist der politische Gehalt solcher »Lehrstücke« und Parabeln für das westliche Publikum nur schwer zu dechiffrieren, zumal Müllers hohe Form des Sprechens, wo jeder Satz die Summe eines psychischen Vorgangs zieht, im Westen mehr oder weniger ein ästhetisches Vakuum trifft. Seine kommunistischen »Produktionsstücke«, die in unverhüllter Form die Schwierigkeiten und Widersprüche des sozialistischen Aufbaus in der DDR reflektieren, wurden dagegen kaum zur Kenntnis genommen.

Erst seit Heiner Müller, beginnend mit »Die Schlacht« und »Germania Tod in Berlin«, seine negativen Geschichts-Collagen zu schreiben anfing, setzt er sich - siehe da! - an den westdeutschen Bühnen plötzlich durch. Nun versucht selbst das bürgerliche Feuilleton von »Zeit«, bis »Spiegel«, von der »FAZ« bis zur »Süddeutschen Zeitung« diesen »gesamtdeutschen Dramatiker« für sich zu reklamieren. Zwar keineswegs von allen Feuilletonisten und Kritikern geliebt

(am wenigsten von Georg Hensel), ist Müller mit einem Schlage zum Spitzendramatiker avanciert, und bei »Theater heute« bereitet man seinem »konstruktiven Defaitismus,< inzwischen großartige Empfänge.

Eigentlich sollte man gerade diesem Autor den späten Ersatzerfolg im Westen von Herzen gönnen, und doch - ich kann mich darüber nicht recht freuen, am wenigsten, glaube ich, der Autor selbst. Denn das Gespenstische, ja, Perverse an der plötzlich einsetzenden Müller-Konjunktur ist, daß hier nicht die politischen und ästhetischen Gipfelpunkte eines dramatischen Werks, sondern die trostlosen Abgesänge, kurzum: die Krise eines Autors vermarktet wird. Und das aus sehr naheliegenden Gründen: Die geschichtsphilosophische Verzweiflung, die in Müllers letzten Stücken so kraß zutage tritt, paßt wunderbar zu jenem modischen Pessimismus und koketten Nihilismus, der seit einigen Jahren das Klima der bundesrepublikanischen Kulturszene prägt. Nicht nur die konservativen Skeptiker, auch unsere neue Kultur-Linke hört man nun als neuen Gewährsmann ihres neoexistentialistischen Ekels an Politik, Geschichte und Aufklärung immer häufiger Heiner Müller zitieren. Denn wo, wie in Müllers letzten Stücken, Geschichte nur noch als universaler Terror- und Unterdrückungszusammenhang dargestellt wird, in dem es keine Möglichkeit des eingreifenden Handelns mehr gibt, da kann sich nur noch Resignation breit machen, und selbst der Zuschauer, der sich schon einmal als aktiven Opponenten der herrschenden Verhältnisse erfahren hat, kann nur noch reglos im masochistischen Genuß seiner eigenen Ohnmacht gegenüber der Geschichte verharren. Kein Wunder, daß vor allem jene Theater-Intellektuellen, die sich vom einst politisch engagierten Theater wieder zu L'art pour l'art zurückgezogen haben, sich im »höhnischen Untergangs-Lachen« (Ernst Wendt) der Müllerschen »Endspiele« genüßlich wiedererkennen und ihren heimlichen Zynismus nun auch noch ästhetisch sublimieren können, indem sie die deutsche Geschichte als immerwährendes grandioses »Schlachtfest« spektakulär in Szene setzen.

Um Müller Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß allerdings gesagt werden, daß er sich gegen die ästhetisch-ideologische Vereinnahmung durch die westliche Kulturszene mit Händen und Füßen gewehrt hat. Seine neue ästhetische Methode, die der Negativ-Collage und der bewußten Fragmentierung der Geschichte, hat er nicht zuletzt als Sabotageakt gegen den bourgeoisen Kunstgenuß und gegen die Vermarktung entwickelt: »Die Fragmentierung eines Vorgangs betont seinen Prozeßcharakter, hindert das Verschwinden der Produktion im Produkt, die Vermarktung, macht das Abbild zum Versuchsfeld, auf dem Publikum koproduzieren kann ... «

Ich glaube nicht, daß eine Geschichte, die »Hand und Fuß« hat (die Fabel im klassischen Sinn), der Wirklichkeit noch beikommt. Müllers neue dramatische Methode, Inhalte und Szenen überraschend - und nicht »appetitlich« - nebeneinander zu stellen und die »Epochen gleichsam im Zeitraffer zusammenzuschieben«, sein Versuch also, den Historismus zu überwinden und den offiziellen »sozialistischen Realismus« durch Benutzung surrealistischer Formen und neuer Technologien der bildenden Kunst anzureichern, scheint mir zwar außerordentlich interessant und wichtig zu sein, dennoch glaube ich nicht, daß das »synthetische Fragment«, das »den Zuschauer zwingen soll, Disparates und scheinbar Zusammenhangloses zusammen zu denken«, sich per se schon der Vermarktung verweigert, wenn das disparate Lebensgefühl, das darin sich ausdrückt, sich bruchlos in die derzeitige Markt- und Bewußtseinslage einfügt. Müllers Appell an den »koproduzierenden Zuschauer«, der dem extremen Negativismus seiner Bühnenfiguren eine eigene, andere Haltung und positive Geschichtserfahrung entgegensetzen soll, ist auf ein DDR-Publikum gemünzt, das von Haus aus ein bestimmtes Geschichtsbewußtsein mitbringt und das solange mit »positiven Helden« überfüttert worden ist, daß eine wohldosierte Prise des Müllerschen Geschichtspessimismus ihm gar nicht schaden würde. Bei uns im Westen dagegen treffen Müllers Negativ-Collagen auf ein in seinem Lebensgefühl und politischen Bewußtsein angeknackstes, depraviertes Publikum, das der Geschichtsverdrossenheit dieses Autors voll aufläuft. Statt des erhofften Widerspruchs erntet Müller hier bloß eine defätistische Zustimmung.

Spätestens mit »Leben Grundlings«, jüngst am Schauspielhaus Frankfurt/M. uraufgeführt, hat Müller, wie ich meine, die Position der Aufklärer, auch die einer Aufklärung ex negativo, endgültig verlassen. Ihm geht es nicht mehr um kritisch-materialistische Legendenentlarvung: Der überzuckerten Legende vom aufgeklärten Preußenkönig Friedrich 11. setzt Müller einfach eine übersäuerte Antilegende entgegen. Selbst wenn der flötespielende Voltaire-Freund auf dem Preußenthron nur der zynische Intellektuelle gewesen wäre, als den Müller ihn darstellt, so hieße das noch lange nicht, daß der preußische Staat von Anfang bis Ende eine einzige terroristische Gewalt- und Unterdrückungsmaschine gewesen ist. Überwindung des Historismus - gut und schön! Aber wenn das heißen soll, den historisch-materialistischen Blick auf die Geschichte zugunsten einer monströsen Einäugigkeit und Schwarzmalerei aufzugeben, dann ist damit niemandem gedient. Die »preußische Hypothek«, d.h. die deutsche Befangenheit im obrigkeitsstaatlichen Denken läßt sich nicht abbauen, wenn man aus der Geschichte Preußens all jene liberalen und humanistischen Traditionen herauskürzt, auf die sich ein antimilitaristisches und revolutionär-demokratisches (oder sozialistisches) Bewußtsein heute gerade berufen könnte.

Doch darum geht es Müller offenbar längst nicht mehr. Er benutzt Figuren wie Lessing und Kleist vielmehr als literarisches Transportmittel seines gurkensauren Geschichtspessimismus, ja, letztlich als Pseudonyme für seine eigene Identitätskrise. Und warum auch nicht? Nur soll er es dann wenigstens auch zugeben und nicht so tun, als wollte er uns ein realistisches, wenn auch mit grotesken und surrealistischen Mitteln überspitztes Bild des Preußentums geben (was ja legitim wäre). Tatsächlich aber setzt sich der Autor Heiner Müller in der Lessing-Maske nur seinen eigenen Grabstein: »Mein Name ist

Gotthold Ephraim Lessing. Ich bin 47 Jahre alt. Ich habe ein/zwei Dutzend Puppen mit Sägemehl gestopft, das mein Blut war, einen Traum vom Theater in Deutschland geträumt und öffentlich über Dinge nachgedacht, die mich nicht interessierten. Das ist nun vorbei. Gestern habe ich auf meiner Haut *einen* toten Fleck gesehen, ein Stück Wüste: das Sterben beginnt. Beziehungsweise: es wird schneller. Übrigens bin ich damit einverstanden. Ein Leben ist schwer genug. Ich habe ein neues Zeitalter nach dem anderen herauskommen sehen, aus allen Poren Blut, Kot, Schweiß, triefend jedes. Die Geschichte reitet auf toten Gäulen ins Ziel.«

Folgerichtig bringen sich am Ende von »Leben Gundlings« die beiden berühmtesten Theaterfiguren des Lessingschen Humanismus, Nathan der Weise und Minna von Barnhelm, gegenseitig um. Lessing selbst wird unter einem amerikanischen Autofriedhof begraben. Wie man sieht, hat Müller den rapiden Kulturzerfall im Westen registriert - und wird nun unversehens selbst Teil dieses Zerfalls.

Daß »der Humanismus nur noch als Terrorismus vor(kommt) und der Molotow-Cocktail das letzte bürgerliche Bildungserlebnis (ist)« - solche ebenso monströsen wie platten Sätze, mit denen sich Müller vom »Lehrstück bis zum nächsten Erdbeben verabschiedet« hat, können nur jenen Intellektuellen hierzulande imponieren, die ihre eigene politische Resignation in Müllers »Totenklage« unendlich vergrößert wiedererkennen. Denn während sie ihrer Geschichtsverzweiflung bestenfalls Blechhütten bauen, baut Müller der seinigen gleich einen Tempel, ein literarisches Mausoleum sozusagen, dessen Bilder jederzeit zitierfähig sind.

Die sich mehrenden Müller«Fans« übersehen indes, daß nicht nur die Geschichte ihre »unreine Wahrheit« hat (wie Müller in seinem Stück »Der Horatier« dargestellt hat), sondern auch ihr angeblich so objektiver Chronist Heiner Müller; daß sein früher noch unbestechlicher Blick auf die deutsche Geschichte, der ihren durch Ideologie verschleierten Terror demaskierte, inzwischen getrübt wird durch den heimlichen Terror, der offenkundig in seiner eigenen Seele wütet (wie Edgar Allen Poe einmal ehrlicherweise von sich sagte, wogegen sich Müller ausdrücklich abgrenzt: »Der Terror, von dem ich schreibe, kommt aus Deutschland«), ja, daß Müller die deutsche Geschichte überhaupt nur noch so weit zu selektieren scheint, als seine eigenen Alpträume sich in ihr materialisieren lassen.

Heiner Müller scheint den Absturz aus den Höhen eines reinen, luxemburgistischen Begriffs von Kommunismus in den Sumpf einer stalinistischen Verwirklichung nicht ohne Bruch überstanden zu haben. Es ist ihm mit dem Kommunismus wohl ähnlich ergangen wie mit jenem »jungen Maurer« (aus »Germania Tod in Berlin«), der sich in ein junges Mädchen verliebt, das er für einen Engel hält, das sich dann aber als Hure entpuppt. Es kommt nicht von ohngefähr, daß der »junge Maurer« für seine private Enttäuschung gleich die politische Analogie parat hat: »Wenn Dir zum Beispiel einer sagt, Deine / Partei, für die Du Dich geschunden hast / Und hast Dich schinden lassen, seit Du weißt / Wo rechts und links ist, und jetzt sagt Dir einer / Daß sie sich selber nicht mehr ähnlich sieht / Deine Partei, vor lauter Dreck am Stecken / Du gehst die Wände hoch und ohne Aufzug.«

Wenn ein Mensch, aus welchen Gründen auch immer, seines Ideals verlustig geht, das ganz wesentlich zu seiner Identität gehörte, dann löst dieser Verlust normalerweise eine tiefe Krise aus; er verfällt in Trauer, wird melancholisch oder sogar depressiv. Das Auffällige an Heiner Müllers Stücken ist nun, daß die Enttäuschung darüber, daß sich sein einst so geliebter kommunistischer »Angelus novus« zuletzt als stalinistische Hure entpuppt hat, wohl zugelassen ist - nicht aber die dazugehörige Trauer. Es hat vielmehr den Anschein, daß seine enttäuschte Liebe einzig in Haß umgeschlagen ist - und zwar in einen schier universalen Haß, den er nicht mehr nur an der DDR-Geschichte festmacht, sondern auf die ganze deutsche Geschichte zurückprojiziert. Daß seine Geschichtsverzweiflung jeglicher Trauer entbehrt, macht sie so kalt, steinern und unveränderbar. Wo »Trauerarbeit« ausbleibt, bleibt es bei einer negativen Fixierung an das alte, zerbrochene Ideal. Hier scheint mir die eigentliche Wurzel für den Müllerschen Geschichtspessimismus zu liegen.

Es scheint bei uns nun einmal ausgemacht, daß der öffentlichen Verzweiflung von Künstlern allemal »höhere Motive« zugrunde liegen als der des Normalmenschen, der sich umbringt, weil seine Frau ihn verlassen oder weil er Konkurs gemacht hat. So hat auch die geschichtsphilosophische Verzweiflung Heiner Müllers, befragt man die ihm wohlgesonnenen Feuilletonisten, Literaten und Theaterleute, über jeden persönlichen Zweifel erhabene, gesamtdeutsche Gründe. Müller leide, so hört man seine Anhänger von Ernst Wendt bis Horst Laube ehrfurchtsvoll raunen, nicht bloß an der stalinistisch-preußischen Doppelerbschaft der DDR, sondern an der »Konkursmasse der deutschen Geschichte« als solcher.

Die höheren, gesamtdeutschen Gründe der Müllerschen Geschichtsverzweiflung in Ehren. Ich meine allerdings, daß diese auch noch andere Quellen hat, nämlich ein ganz spezifisches Lebensgefühl des Autors, das hierzulande nur deshalb als »neues (End)Zeit- bzw. Weltgefühl« mißverstanden werden kann, weil es in wahrhaft monumentalen, an Aischylos und Shakespeare geschulten Sprachformen daherkommt; wovor die vom Kulturzerfall angekränkelten Intellektuellen des Westens natürlich einen Heidenrespekt haben müssen. Ernst Wendt bezeichnete kürzlich in einem »Spiegel«-Artikel Müllers Werk, »das von Toten und den Formen ihres Krepierens wimmelt«, als ein »großes Totengemälde«. Das ist allerdings wahr. So verschieden auch immer die geschichtlichen Situationen sind, in denen Müllers Stücke angesiedelt sind, seine Zentralfiguren bewegen sich eigentlich immer zwischen Leben und Tod oder - wie es in »Der Horatier« heißt - »zwischen Lorbeer und Beil«. Immer stecken sie in schier ausweglosen Situationen, die mit Tod oder Verstümmelung

enden. Fast drängt sich der Eindruck auf, als ob sie solche »geschichtlichen Zwangslagen« mit einer geheimen Gier geradezu aufsuchten, um Kopf und Kragen riskieren zu können. Auch Müllers Sprache wird immer dann am poetischsten, wenn seine Figuren mit dem Tod konfrontiert sind. Hier gelingen ihm die grandiosesten Bilder. Wahrscheinlich ist es diese verstohlene Liebe zu »Thanathos«, die Müllers Sprache erst jene schaurig-melancholische Färbung verleiht.

Aus der explosiven Spannung zwischen dem heimlichen Todes- und dem kommunistischen Lebenstrieb ihrer Figuren bezogen Müllers frühere Stücke ihre poetische Kraft. In seinen letzten Stücken ist von dieser Spannung nicht mehr viel übriggeblieben. In »Leben Gundlings« ist den Figuren noch der letzte Rest Hoffnung und Leben ausgetrieben: Hier werden unter den allgegenwärtigen »Sonnen der Folter« nur noch Zwangslacken verpaßt, Testamente gemacht, Todesurteile vollstreckt und Nekrologe gehalten: auf die Literatur, auf das Theater, auf den Humanismus, auf den Kommunismus, auf die deutsche Geschichte schlechthin. »Die Hamletmaschine«, Müllers letztes Stück, mit dem er sich als Autor vorerst verabschiedet hat, ist eine totale Kriegserklärung nicht nur an die Geschichte, sondern auch den eigenen Ursprung. Es beginnt damit, daß Hamlet, »im Rücken die Ruinen Europas«, den Sarg seines Vaters mit dem Schwert aufstemmt und seinen toten Erzeuger den Trauergästen zum Fraß vorwirft; danach seinem Onkel, dem Mörder seines Vaters, auf den Sarg hilft, wo seine Mutter schon die Beine aufmacht. Das Stück endet mit der totalen Verweigerung und symbolischen Selbstzerstörung des Helden, dessen »Drama nicht mehr stattfindet«, Szenenanweisung: *»(Photographie des Autors)* Ich will nicht mehr essen trinken atmen, eine Frau lieben einen Mann ein Kind ein Tier. Ich will nicht mehr sterben. Ich will nicht mehr töten. *(Zerreißung der Photographie des Autors)* ... Ich ziehe mich zurück in meine Eingeweide. Ich nehme meinen Platz in meiner Scheiße, meinem Blut.« Desgleichen Ophella, die in der Tiefsee zwischen Fischen, Trümmern, Leichen und Leichenteilen im Rollstuhl sitzt, von oben bis unten mit Mullbinden zugeschnürt: »Ich stoße allen Samen aus, den ich empfangen habe. Ich verwandle die Milch meiner Brüste in tödliches Gift. Ich nehme die Welt zurück, die ich geboren habe, zwischen meinen Schenkeln. Ich begrabe sie in meiner Scham. Nieder mit dem Glück der Unterwerfung! Es lebe der Haß, die Verachtung, der Aufstand, der Tod! Wenn sie mit Fleischermessern durch eure Schlafzimmer gehen, werdet ihr die Wahrheit wissen.«

»Es lebe der Tod!« war, wie der Psychoanalytiker Erich Fromm berichtet, auch das Lieblingsmotto des falangistischen Generals Millan Astry, mit dem er die spanischen Nationalisten in den Bürgerkrieg gegen die Republikaner und Kommunisten hetzte. Es mutet schon sonderbar an, daß Müllers Ophelia und ein spanischer Falangisten-General, wenn auch aus anderen Beweggründen, mit der gleichen Zunge sprechen. Oder will Müller seine Ophelia etwa als Faschistin verstanden wissen? »Es lebe der Tod« ist - nach Fromm - die Zentralformel nekrophiler Charakterstrukturen (»Die Nekrophilie ... ist die Leidenschaft, das, was lebendig ist, in etwas Unlebendiges zu verwandeln ... Es ist die Leidenschaft, lebendige Zusammenhänge zu zerstückeln!«). Ohne dem Autor der »Hamletmaschine« zu nahe treten und ihm eine Frommsche Charakterschablone überstülpen zu wollen, scheint mir gleichwohl in seinen letzten Stücken eine deutlich nekrophile Tendenz hervorzutreten, die nun allerdings kaum noch etwas Poetisches an sich hat, sondern nur noch obszön wirkt. Schon Wolfgang Harich hatte in seiner Polemik gegen Müllers Macbeth-Bearbeitung auf die »viel zu oft wiederholten ... Lieblingsausdrücke wie >Fleisch<, >Fleischhauen<, >Fleischbank<, >Schlachten<, >Schlachtung<, >Schlächter<, >Loch< und >Löcher<« hingewiesen. Das »kannibalische Vokabular« (Harich) des Müllerschen Macbeth wirkt jedoch noch geradezu gesittet gegenüber der nekrophilen Bildersprache in »Leben Gundlings« oder der »Hamletmaschine«. Da gibt es eigentlich nur noch Folterer und Gefolterte, Henker und Opfer, Mörder und Selbstmörder.

Daß Müllers neues »Endzeit«-Gefühl jenseits seines politisch-ideologischen Begründungszusammenhangs nicht zuletzt auch eine subjektive, private Ursachengeschichte hat, das auszuführen ist hier nicht der Ort. Das Auffällige an seinen letzten Texten, vor allem an den wohl weitgehend autobiographischen Prosatexten, ist nämlich, daß die für all seine Figuren so charakteristische Entscheidungsfrage: Leben oder Tod? nicht mehr wie noch in den früheren Stücken über die Politik, den Klassenkampf, die »revolutionären Notwendigkeiten« vermittelt wird, sondern den zwischenmenschlichen Beziehungen selbst immanent scheint, vor allem dem Charakter der Geschlechterbeziehung, wie Müller sie sieht. Der mörderische Druck, der auf seinen Figuren lastet, kommt - wie sich bei einer genaueren Analyse z.B. seines 1975 geschriebenen Textes »Todesanzeige« zeigen ließe - offenbar gar nicht von außen; es scheint ein existentieller Innendruck zu sein, der vom gesellschaftlichen Außendruck nicht direkt abhängig ist. ja, bei einer eingehenden Betrachtung seines ganzen Werkes ließe sich nachweisen, daß die gespaltene Doppelidentität Mörder/Selbstmörder, wenngleich zumeist rationalisiert und objektiviert über die sogenannte »historische Zwangslage«, allen seinen Zentralfiguren anhaftet: dem »Horatier«, der von seinen römischen Landsleuten als Sieger über den Kuratier geehrt und zugleich als Mörder seiner eigenen Schwester hingerichtet wird; dem Genossen A (in »Mauser«), der solange als Genosse geehrt wird, wie er im Auftrag der Revolution tötet, aber als Mörder und »Feind der Revolution« selbst getötet wird, als er sich mit dem Töten identifiziert; dem Traktoristen in »Traktor«, der gleichsam als Sühneleistung, weil er bei der Liquidierung eines russischen Bauern mitgewirkt hat, nach Kriegsende ein vermintes, für die landwirtschaftliche Produktion unentbehrliches Brachfeld pflügt und auf eine Mine stoßend seinem eigenen Todesschrei zuhört; und schließlich auch dem Hamlet-Darsteller, der anläßlich eines Volksaufstandes gegen die Regierung »auf beiden Seiten der Front, zwischen den Fronten« steht: »Ich schüttle, von Brechreiz gewürgt, meine Faust gegen mich, der hinter dem Panzerglas steht. Ich sehe, geschüttelt von Furcht

und Verachtung, in der andrängenden Menge mich, Schaum vorm Mund, meine Faust gegen mich schütteln. Ich hänge mein uniformiertes Fleisch an den Füßen auf.«

Müllers heimlicher Todestrieb, der bislang mit seinem kommunistischen Lebenstrieb eine so fruchtbare und explosive Mischung eingegangen ist und in dieser Mischung ein dramatisches Werk hervorgetrieben hat, das in seiner poetischen Dichte und politischen Aussagekraft hüben wie drüben einzig dasteht, droht sich nunmehr zu verselbständigen und nur noch nekrologische Fragmente, verzweifelte Abgesänge auf die Geschichte hervorzubringen. Wie diesem Autor aus seiner derzeitigen Krise herauszuhelfen ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß die jetzt einsetzende Vermarktung dieser Krise hier ihn eher noch tiefer hineintreiben wird. Seine »Hamletmaschine« hat Testamentcharakter. Ihre Aussage ist, daß es eigentlich nicht mehr zu leben lohnt. Wenn aber dafür einer noch öffentlich Beifall bekommt, so ist dies überhaupt der Gipfel kultureller Perversion. Gleichwohl möchte ich diesen Versuch als Plädoyer für diesen Autor verstanden wissen, für den es zur Zeit kein schlimmeres Gift geben kann als den Beifall von den falschen Leuten aus den falschen Gründen.

Michael Schneider veröffentlichte zuletzt das Buch »Das Ende eines Jahrhundertmythos. Eine Bilanz des Staatssozialismus« (Kiepenheuer & Witsch)

Literatur-Konkret 1995, S. 25

Hermann L. Gremliza

Kacke mit Glasur

Von der belebenden Wirkung des politischen Engagements und Disengagements, von Enzensberger, Salvatore, Kroetz und zu vielen anderen

EIN Artikel von Carola Stern über die Reise einer Gruppe bundesdeutscher Schriftsteller durch die Volksrepublik China und der mündliche Bericht eines Mitreisenden ergeben folgendes Bild: Die Herren Gaston Salvatore und Hans Magnus Enzensberger beschweren sich unentwegt über zu geringen Komfort in Gaststätten und Hotels, beklagen die Tristesse und Langeweile des großstädtischen Lebens, so daß ein Hoteldirektor, bei dem man sich wieder einmal beschwert, Herrn Salvatore, der sonst auf Pump in einem venezianischen Palazzo wohnt, die Auskunft nicht ersparen kann: »China, Herr Salvatore, ist ein Entwicklungsland.« Während einer gemeinsamen Autofahrt sagt der Schriftsteller Wang Meng zu Herrn Salvatore: »Wir sehen die Aufgabe des Schriftstellers darin, Tatsachen nicht außer acht zu lassen, Wirklichkeit zu beschreiben, zu kritisieren, was schlecht ist, und so der Wahrheit und damit dem Volke zu dienen. « Herr Salvatore lacht freundlich auf und fragt, was das denn sei, die Wirklichkeit, die Wahrheit, und woher er, Wang, denn wisse, was dem Volk diene, was ihm schade?« Auf der Rückreise, in Hongkong, loben die Herren Salvatore und Enzensberger den wiedergewonnenen Luxus.

Herrn Salvatore lernte ich im Frühjahr 1967 in der Wohnung von Rudi Dutschke, Berlin-Wilmersdorf, Sigmaringer Straße, Gartenhaus, bei Obst, als »einen chilenischen Genossen« kennen. Er erschien fortan, erste Reihe, Bildmitte, auf allen Fotos der großen Vietnam-Demonstrationen. Von Herrn Enzensberger, der nicht nur, wie Herr Salvatore, ein Schriftsteller ist, sondern tatsächlich schreiben kann, habe ich im Jahre 1968 diese Sätze gelesen:

Der neue Faschismus ist keine Drohung, er ist längst Wirklichkeit (in der BRD), es ist ein alltäglicher, einhäusiger, verinnerlichter, institutionell gesicherter und maskierter Faschismus.

Der deutsche Kapitalismus fühlt sich, hoffentlich zu recht, von den Massen bedroht, die er ausbeutet ... Die gerechte Wut der abhängigen Massen, ihre ungeheuren, im Alltag der Ausbeutung aufgestauten Aggressionen müssen von ihrem wahren Ziel, der herrschenden Klasse, abgelenkt werden.

Der gesellschaftliche und politische Lernprozeß, den die deutschen Studenten durchlaufen haben, ist nicht mehr reversibel. Die Basis der autoritären Universität läßt sich nicht mehr reparieren ... Hochschul-Reform als streamlining und industrial design ... könnte die Bewegung nicht mehr stoppen, und zwar schon deshalb nicht, weil sie keine Studentenbewegung mehr ist, weil sie, spätestens seit Ostern 1968, die intelligentesten jungen Arbeiter, Lehrlinge und Schüler ergriffen hat.

Nur wenn (die Apo) ... festhält an den großen gesamtgesellschaftlichen Auseinandersetzungen, die allein ihre Einheit herstellen können: Aktionen gegen den Imperialismus, gegen die NA TO, gegen die Notstandsverfassung, nur dann wird die neue Opposition im Ernst das werden, wozu Springer sie vorschnell ernannt hat: zum Feind, der das imperialistische System von innen her bedrohen kann.

Von Herrn Enzensberger und Herrn Salvatore lese ich, zwölf Jährchen danach, dieses:

Die Westdeutschen sind anspruchsvoller geworden. Das ist nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine kulturelle Tatsache. Wir sehen darin die Folge eines über 30jährigen Friedens, des enorm wachsenden gesellschaftlichen Reichtums und eines zunehmenden Selbstbewußtseins.

Die meisten deutschen Publikumszeitschriften gründen ihr Wirken jedoch immer noch auf die Vermutung, daß es in Deutschland keine mündigen Leser gebe. (Unser) Konzept beruht auf der Vermutung, daß es ein mündiges Publikum gibt ... Urbanität, Differenzierungen, Genauigkeit und literarische Qualität empfinden diese Leser keineswegs als Nachteil.

Wir sind der Meinung, daß in einer total verfilmten Weit nur der etwas Überraschendes ausfindig machen kann, der systematisch abweichende Sehweisen ausprobiert.

Wir verlangen von einem Essay erstens ein Thema, auf das wir gespannt sind; zweitens eine Perspektive, die einen »neuen Blick« verspricht; drittens eine federnde Sprache; viertens einen gewissen, eher bösartigen Humor ...

Eine regelmäßig wiederkehrende Rubrik ist das »Journal des Luxus und der Moden« - der Titel ist ein ironisches Zitat aus der deutschen Pressegeschichte.

Das finde ich nicht. Oder doch nur in dem Sinn, als er ganz und gar ohne Ironie die Pressegeschichte umfaßt, die zwischen dem »Kursbuch« von 1968 und der Zeitschrift »Transatlantik« von 1980 liegt: Die Zeit, in der ein gewisser, eher linker Schriftsteller aus der »längst wirklich faschistischen« eine kulturell anspruchsvolle mündige Gesellschaft geformt hat, mit

immer »neuem Blick« auf »neue Perspektiven«.

Aber ich will gar nicht eine Wandlung denunzieren, die doch nur (in jedem Sinn) phänomenal ist. Der Enzensberger der »Einzelheiten« und der »politischen Kolportagen«, der Enzensberger der »FAZ«-Kritik (»Journalismus als Eiertanz«), der uns in den frühen Sechzigern die Köpfe erhellte, hatte schon 1968 seine salvatorische Klausel gefunden: Was interessant ist, muß nicht auch noch wahr sein. Jenseits von Dutschke und van Nouhuys blieben Enzensberger und Salvatore seither sich selbst und dem, was sie im Innersten bewegt, treu: der Konjunktur.

Darum sind die Urteile der beiden über die Bundesrepublik des Jahres 1980 zwar mieser, aber doch ebenso »daneben« wie die des Hans Magnus Enzensberger über die Bundesrepublik des Jahres 1968. Der Faschismus war nicht »längst Wirklichkeit«, der deutsche Kapitalismus fühlte sich nicht von den Massen bedroht, der gesellschaftliche und politische Lernprozeß der Studenten war so reversibel wie der ihrer Chronisten, die Basis der autoritären Universität wurde repariert, die Studentenbewegung hat nicht die Arbeiter und Lehrlinge ergriffen, es ist keine kulturelle Tatsache, daß die Westdeutschen anspruchsvoller und gar selbstbewußter geworden sind (jedenfalls in keinem Sinne, der einen Linken erfreuen könnte), der Imperialismus ist nicht in eine »total verfilmte Welt« umgeschlagen. Alles ist, wie es war, falsch aber originell, absurd aber federnd, wertlos aber glänzend, und wer hineintritt, merkt: Kacke mit Glasur.

Wer Enzensberger und Salvatore erzählen wollte, daß ihr neuer Verleger van Nouhuys für den BND und bis vor kurzem für eine andere Agentur, die sich mit dem Namen »Ferenczy« vorstellt, gearbeitet hat, also ein Spezialist für Imperialismus und Antikommunismus ist, den würden sie vermutlich freundlich anlächeln und fragen, was das denn sei, Antikommunismus, Imperialismus, und woher er denn wisse, was dem Volk diene, was ihm schade. Sie wissen nur, wer ihre Leser sind: »Es ist kein Fehler, davon auszugehen, daß diese Menschen in Buchhandlungen genauso zu Hause sind wie in Delikatessenläden, daß sie nicht irgendeinen Wagen fahren, sondern einen ganz bestimmten, ... und daß sich ihre Lust an Qualität bestimmt nicht auf intellektuelle Bereiche beschränkt.« Leute, die, wenn sie mit Dom Perignon anstoßen, »Proust« sagen.

Für diesen Verleger, für diesen Herausgeber und für diese Leser werden schreiben: Ulrich Enzensberger, Christian Enzensberger, Friedrich Dürrenmatt, Richard Hey, Wolfgang Koeppen, Karl Heinz Bohrer, Michael Krüger, Reinhard Lettau, Adolf Muschg, Ivan Nagel, Helga M. Novak, Fritz L Raddatz, Susan Sontag, Peter Weiss ... Bohrer und Raddatz und Enzensberger II. und Krüger und Nagel und Enzensberger III. und Sontag: geschenkt. Aber Novak, Lettau, Weiss? Wissen sie von gar nichts? Oder kommt es auf gar nichts mehr an?

Hier scheint sich, weit entfernt von der Wendigkeit solcher Harlekine wie Enzensberger und solcher Hanswurste wie Salvatore, eine Haltung zu manifestieren, die viele linke Schriftsteller eingenommen haben, sei es zur Auffrischung ihrer Kreativität, sei es zur Sicherung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse: Erkenntnisse, die zu haben das Schreiben wie das Leben von Geschriebenem erschwert, zu verweigern - bewußt oder mit sicherem Instinkt.

Denn, nicht wahr, die Kenntnis, so billig sie für jeden Zeitungsleser ist, kostet den zur Mitwirkung eingeladenen Schriftsteller schon ein paar Mark: Daß der Verleger dieser Zeitschrift für den kulturvollen Westdeutschen als Chefredakteur der »Quick« mit dem BND, der CSU und Gerhard Löwenthal kollaboriert hat, um etwa die Anerkennung der Oder-Neisse-Grenze zu verhindern und Egon Bahr als Landesverräter zu brandmarken; daß die Honorare dieser auf Verlust angelegten Zeitschrift aus den Gewinnen bezahlt werden, die der Verleger mit seinem Wichsblatt »Lui« erwirtschaftet. Das dutzendfache »Ach, was Sie nicht sagen, ich hatte ja keine Ahnung! «, das darauf angesprochene Autoren zusammenstottern werden, habe ich schon im Ohr.

Ändern wird es nichts. Denn es sind ja nicht bloß die paar Mark, noch anziehender ist das Milieu, die »verruchte« Mischung aus Reaktion und Revolte, aus geistiger Halb- und politischer Unterwelt. Das erregt, das erfrischt, das belebt. Es weckt Assoziationen, öffnet neue Perspektiven, 1968: »Gestern hab ich mit ganz einfachen Arbeitern diskutiert.« Long ago, langweilig dazu. 1980: »Gestern hab ich mit diesem Widerling Nouhuys gegessen.« Das ist, was Enzensberger verlangt: »Ein Thema, auf das wir gespannt sind.«

Daß die Veränderung der Außenwelt der Kreativität zugute kommt, wußte schon der arme Poet, anno Spitzweg. Er rückte, wenn ihm nichts mehr einfiel, den Tisch von der Süd- auf die Westseite seiner Schreibstube, hängte ein neues Bild auf, ließ die Wände weißen, legte sich ein paar faule Äpfel in die Lade oder besoff sich. Besser Gestellte fuhren nach Italien. Alles neu macht der Mai in Paris, eine neue Geliebte, ein neuer Rock, neue Freunde, neue Kneipen. Alles in der Hoffnung, das neue Drumherum werde Neues im Kopf auslösen.

Die Entstehung des Proletariats und seine Kämpfe haben in diesem Jahrhundert eine neue Variante des kreativitätsfördernden Tischrückens ermöglicht: den Anschluß an die Bewegung bzw. den Absprung von ihr, den Eintritt in die Partei bzw. den Austritt aus ihr. Mehr als alle faulen Äpfel und Paris-Reisen veränderte solche Aktion mit einem Federstrich das ganze Ambiente: Die Freunde von gestern waren plötzlich Feinde und umgekehrt, Achtung tauschte mit Verachtung, Haß mit Liebe. Tausend neue Eindrücke, tausend neue Einfälle, tausend neue Seiten.

Zum Beispiel Kroetz. Es gibt gute Gründe, in die DKP einzutreten; es gibt gute Gründe, nicht in die DKP einzutreten; und es gibt gute Gründe, aus der DKP auszutreten. Franz Xaver Kroetz hat für seinen Parteiaustritt diese Gründe genannt:

»1. Uneinigkeit über die Rolle der Sozialdemokratischen Partei Deutschland. Mir scheint, ich schätze die Rolle dieser Partei alles in allem doch prinzipiell positiver ein als die DKP.

2. Unterschiedliche Einschätzungen des realen Sozialismus. Ich habe viel Gutes gesehen, aber eben auch eine ganze Menge Dinge, mit denen ich nicht einverstanden sein kann.

4. Sensibilisierung im Verhältnis Mensch-Umwelt. Ich bin alles in allem eher heute fortschrittsskeptisch ... «

Alles in allem eher doch prinzipiell positiver scheinend geschätzt - jedenfalls steht der Schreibtisch jetzt an der Westseite und man wird sehen, ob dem Kroetz, dem zuletzt so gar nichts mehr einfallen wollte, in der neuen Umgebung wieder was einfällt. Wäre er nicht Mitglied der DKP gewesen, hätte er mit denselben geäußerten Gründen und aus denselben verheimlichten Gründen jetzt eintreten können, so offenkundig wird hier das politische Engagement und Disengagement des Schriftstellers zum Hilfsmittel seines Schaffensprozesses degradiert.

Was da in einem Jahrzehnt von bundesdeutschen Schriftstellern geleistet worden ist: ran an die Apo, drauf auf die Apo, ran an die SPD, drauf auf die SPD, rein in die ‚Partei, raus aus der Partei, Sympathie mit der RAF, Haß auf die RAF - das haben einst Dezennien von Literatur nicht gepackt. jede Sau, die durchs Dorf rast, ist neu und muß bestiegen werden.

Verbindlichkeit, Verantwortung - das bringt hervor, was Enzensberger / Salvatore gar nicht mögen: »Die grassierende Publizistik der Studienräte ... « Peter Rühmkorf auf die Frage des »FAZ-Magazin«, wer er am liebsten hätte sein mögen: »Kraus nach der Verjagung von Bekessy.« Das sagt er Bekessys Erben, für deren Feuilleton er schreibt. Auf die Frage aber, wer seine Helden in Wirklichkeit seien, sagt dieser ehemalige Kommunist: »Die ein bißchen praktischen Frieden in die Welt gebracht, siehe Willy Brandt, siehe Anwar al Sadat.«

Weiß er's nicht besser? Ich fürchte, er und seine Kollegen wollen's einfach nicht besser wissen. Hätte Enzensberger es wissen wollen, hätte ef die Verhältnisse in der Gesellschaft der Bundesrepublik je anständig studiert, mit den Mitteln, die der dialektische. Materialismus ihm an die Hand gab, hätte er nicht den aufregenden Revolutions-Stuß von 68 schreiben können und nicht den reaktionären von 80, gälte er in der Schickeria von Greenwich Village nicht als einer der aufregendsten »Krauts«, reichte ihn keiner von Harvard nach Berkeley und zurück. Hätte Rühmkorf sich den kleinen Diktator Sadat, der gerade dabei ist, jeden friedlichen Ausweg im Osten zu verbauen, etwas genauer angesehen, wäre er dem »FAZ«-Feuilleton nur noch halb so viel wert. Könnte vom einst ungebärdigen Peter Schneider nicht erwartet werden, daß er den Bundeskanzler »unseren Bundeskanzler« nennt, käme er nicht an der Seite von Günter Grass im Fernsehen.

Und da der Name nun schon gefallen ist: Auch Grass sträubt sich mit allen seinen Kräften, Erkenntnisse zu haben, die zu haben er fähig wäre. Er hat zu diesem Zweck die Technik entwickelt, aus Diskussionsgängen, die für seine Position aussichtslos werden, mit dem »Oh Mensch«-Schrei (»Aber Prag 68!«) auszubrechen. Was dennoch für ihn einnimmt: Die Konsequenz, mit der er trotz allen Spotts rechter und liberaler und links-radikaler Kollegen für die von ihm gewählte Partei eintritt - und sich der Mitverantwortung für die Politik dieser Partei nicht entzieht.

»Denken und Dichten«, schreibt die »FAZ« über Rühmkorf, waren für ihn nie zweierlei: Darum gilt er als politischer Schriftsteller, als Linker. »Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten, Herr Rühmkorf« »Entebbe war schon recht eindrucksvoll.« Ein Linker, für den Denken, und Dichten nie zweierlei waren!

Aber es fabuliert und reimt sich natürlich viel leichter, wenn man sich um sein dummes Geschwätz von gestern nicht kümmert und weiß, wie wenig man sich morgen um das von heute kümmern wird. Die lesenden Deppen, die sich daran orientiert haben, die für ihre Zukunft ernst genommen haben, was der Dichter für den Tag und seine Zeitung schrieb, sollen sehen, wie sie mit ihren verhunzten Träumen fertigwerden. Die Gutgläubigen, die Kroetz in die DKP gelotst hat, die seine pathetischen Reden auf Parteitagen wie dem letzten in Mannheim für bare Münze genommen und die Brücken zu den vom einzig authentischen Parteidichter Kroetz damals so beschimpften Abweichlern abgebrochen haben - was gehen sie den Erfolgsdichter, der sich's mal eben anders überlegt hat, noch an?

»Ihre gegenwärtige Geistesverfassung, Herr Rühmkorf« »Auf die Vergangenheit gucken können wie auf die Haare beim Friseur. « Meine: auf den politischen Wert einiger unserer »linken« Schriftsteller zu gucken wie auf die Haare beim Friseur, wenn Kojak dran war.

Literatur-Konkret 1995, S. 28

Wolfgang Pohrt

Neudeutsche Klebrigkeit

Das »Kursbuch« - ein Lokalanzeigers, der jeden noch so grausigen Gegenstand in eine gemütliche Familienangelegenheit verwandeln kann

I

DAS »Kursbuch« - so gratulierten die Feuilletons diesem Magazin zu seiner 50. Nummer - sei aus dem kulturellen Leben der Bundesrepublik nicht mehr wegzudenken, und die pessimistische Prognose, daß kein Ende abzusehen sei, hat sich inzwischen erfüllt. Empfindsame Gemüter trifft kein Tadel härter als falsches Lob, und unerbetener Zuspruch bewegt sie mit größerer Gewißheit als ätzende Kritik zur Einkehr. Das »Kursbuch« aber sah sich von dem vernichtenden Urteil, welches die Feuilletons in wohlmeinendster Absicht über es fällten, in seiner vorangegangenen Publikationspolitik nur bestätigt und setzte nach Kindern (34) und Frauen (47) - es trifft immer die Wehrlosen - auch noch die Jugend (54) ins Programm. Die Integrationstitel, die mit dem vertraulichen, schalkhaft-verschmunzelten »unser« (»Unsere Bourgeoisie«, »Unsere Unterwelt«), fanden in »Unser Rechtsstaat« ihre Fortsetzung, und sie bewiesen, daß sich das »Kursbuch« nicht nur als Institution von nationalem Rang, sondern auch als verantwortlich für die Nation versteht.

Längst ehe Martin Walser es satt bekam, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen und öffentlich bekannte, dort fühle er deutsch - als hätte nicht jeder Gefühle, die man besser verschweigt -, und längst ehe die deutsche nationale Wiedergeburt in Mogadischu sich mit späten Folgeschäden bei der Neuen Linken bemerkbar machte. (Schlöndorff über die Arbeit der Kluge-Crew am Strauß-Film »Der Kandidat«: »Ja, alle sind wir natürlich gegen Strauß, aber wir sind für Deutschland. Das möchte ich betonen, daß wir alle von einem merkwürdigen Patriotismus getragen waren bei der Arbeit zu diesem Film. «) - längst davor also hatte das »Kursbuch« die vom Klassenantagonismus zerrissene Gesellschaft zur nationalen Gemeinschaft vereint, in welcher die Bourgeoisie nicht diese, sondern die unsere ist, und wir, die mit seniler Nachsichtigkeit geschlagenen altgewordenen Linken, sind ihre übermütig, aber niemals bösartig gewesenen Kinder, in denen mit den Jahren auch die resignative Einsicht und das Verständnis für die unverzeihlichen Fehler und Schwächen der Eltern reift. Der Titel »Wir Kleinbürger« formuliert das in Deutschland zur Verbrüderung notwendige Selbstverständnis, das gleiche, welches Unteroffiziere und Mannschaften damals hatten, als sie bei dem Geständnis, sie seien allesamt arme Frontschweine, einander näher kamen.

Den »terroristischen Massakern unter der Zivilbevölkerung«, von denen die Bundesregierung sprach, schleuderte das »Kursbuch« ein flammendes »Leben gegen Gewalt« entgegen - als Wallraffs genialer Buchtitel »Was wollt ihr denn, ihr lebt ja noch«, die einzig richtige Antwort auf den neuen Lebenshunger gewesen wäre, da war er natürlich schon vergessen. Während sich die Situation in den Haftanstalten zuspitzte, tätschelte die Neulinke liebevoll ihren welk gewordenen Bauch. »Sinnlichkeiten« waren das Thema, von dem sich die aufs »Kursbuch« abonnierten Lehrer, Sozialarbeiter und der akademische Mittelbau noch ein leises Prickeln versprachen, und der Plural zeigt, wieviel einer braucht, wenn er nichts hat. Als nicht nur das »Kursbuch« seine Zukunft längst hinter sich hatte, da formulierte es, ausgewogen wie das Fernsehprogramm, in einem Band Zweifel und im folgenden - Ende gut, alles gut - Lust an derselben. Und als den »Kursbuch«-Herausgebern gar nichts mehr einfiel«ja druckten sie einfach Fotos ab und waren als knallharte Profis dreist genug, die alte Illustrierten-Masche als etwas Neues und die mit zahllosen Meine-wahre-Geschichte-Beiträgen vorbereitete und mit dem Bilderbuch vollendete Analphabetisierung als »andere Art des Lesens« zu verkaufen.

Die genannten Sünden, mit der Selbstentpolitisierung der Linken, mit dem Einsatz radikaler Politik durch Propaganda (linker Publikationsboom) und deren schließlicher Verwandlung in seichte Kultur (die Linke kann nur noch Filme, Theater, Gedichte und Tongefäße töpfern, und das alles reichlich schlecht) stets verbunden, erklären zwar den Niedergang des »Kursbuches«, aber sie erklären nicht den mit diesem Niedergang verbundenen Markterfolg. Was den erklärt, das könnte man, da es nun schon die »Neue Subjektivität«, die »Neue Sensibilität« und die »Neue Sinnlichkeit« gibt und mit dem Niveau des Gegenstandes ohnehin unvermeidlich auch das der Kritik an demselben sinkt - das könnte man also als neudeutsche Klebrigkeit bezeichnen. Die nach dem Kiosk-Muster (»Meine wahre Geschichte«) gestrickten Beiträge, die dilettantischen und peinlichen Lebensbeichten und Geständnisse, die exhibitionistischen Protokolle und Berichte, deutscher Biedersinn und deutsche Verklemmung in Gestalt von mit tierischem Ernst und wissenschaftlichem Eifer betriebener Enthemmung - das war im wörtlichen wie übertragenen Sinn das Fleisch der letzten 25 Nummern.

Ihr Rückgrat aber waren d ie professionell geschriebenen Tendenzartikel. Sie erteilten dem Trend, den die aus der Szene herausgekritztelten Geständnisse zu extrapolieren erlaubten, den weltanschaulichen Segen. (Die wenigen vorzüglichen Artikel, die sich - niemand ist vollkommen, nicht mal der schlechte Geschmack - bisweilen ins »Kursbuch« verirrten, um dort resonanzlos unterzugehen, werden hier nicht erwähnt.) Der »Kursbuch«-Leser war froh, wenn er von Peter Schneiders Problemen mit einem großen Busen erfahren durfte (Nr. 35). Aber zufrieden war er, dem der Pudding ohne die Soße »Neue

Sensibilität« nicht schmecken will und der - die Deutschen sind ein ideologisches Volk, Karl Carstens - immer eine Weltanschauung braucht und ein gutes Gewissen - zufrieden war er erst, wenn der Fachmann Rudolf zur Lippe ihm erklärte, bei diesem oder irgendeinem anderen Phänomen, wer will das heute alles noch auseinanderhalten, handele es, sich um die »Neue Subjektivität«.

Im Land der getrennten Ehebetten und Toiletten und, komplementär und ergänzend«der Freikörperkultur; in einem Land, wo, so darf aus diesem wie Berufsverbot und Sauerkraut unübersetzbaren und international gebräuchlichen Wort schließen, die verbotene Lust, einen nackten Körper zu betrachten, nur in der Form eines konzessionierten körperkulturellen Befreiungserlebnisses, Prädikat »Besonders wertvoll«, geduldet wird; in einem Land, wo folglich der Striptease erst als subventionierte Veranstaltung des Staatstheaters einem breiten Publikum zugänglich wurde, welches den Genuß, in »Maria Stuart« die Protagonistin nackt auf der Bühne zu sehen, dann freilich gleich mit zwei Stunden Schiller abbüßen muß - umsonst ist nichts, schon gar nicht im Sozialstaat; in einem Land, wo - wiederum eine logische Schlußfolgerung - das Geschäft mit der Nacktheit staatlich subventioniert werden muß, während »Hör Zu« durch ihre Lebensproblemberatungsspalte (»Fragen Sie Frau Irene«) zum Bestseller wurde - in einem solchen Land war zu erwarten, daß sich zum degoutanten Spektakel zahlreiche und unter den zahlreichen etliche zahlende, hier: vorabdruckende Zaungäste einfinden würden.

Die Neulinke trat nicht mehr aggressiv und kämpferisch auf, sondern sie bekannte sich zu ihren Problemen - dort, wo einer des anderen Sozialarbeiter ist und eben deshalb niemand mehr zu helfen, stets ein zuverlässiger Auslöser für ein dauerhaftes und ergiebiges Gespräch. Ihr Problem aber - wer bin ich bloß und wie werde ich dann dabei auch noch froh - teilte sie mit dem Rest der Bevölkerung. Anders als dieser jedoch verfügte sie über die bessere ideologische Vorbildung, und sie profitierte bei ihren lebensreformerischen Experimenten von Nachzittern des frühen revolutionären Elans. Und als die Neulinke sich nicht nur vom Terrorismus, sondern von verbotenen ‚Früchten jeder Art, handele es sich um die verbotene Revolution oder die verbotene Liebe, distanzierte, da war die Kreativität (»Das verbale Ideal in den Ländern der Schablonisierung« - Günther Anders) der Szene konsumierbar geworden und wurde letztere vom »Kursbuch« als nationale Animiermaschine vermarktet. Seitdem ist jedes neue »Kursbuch« ein kulturelles Ereignis. Schon Lenin wußte, daß deutsche Revolutionäre keinen Bahnhof stürmen würden, ohne sich vorher Bahnsteigkarten zu besorgen. Daß sie es mit dem Gehorsam so weit treiben würden«sich keine verbotene Liebe zu leisten, es sei denn, Jörg Bopp versichere ihnen als Psychiater, dabei handele es sich um einen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet begrüßenswerten Beitrag zur sexuellen Emanzipation - das konnte er nicht ahnen.

II.

In der Szene, die das »Kursbuch« vermarktet, fungiert es als Lokalanzeiger, oder, weil alles so familiär und man stets unter sich ist, als Hauspostille, die jeden noch so sperrigen oder grausigen Gegenstand in eine gemütliche Familienangelegenheit verwandelt. Im März vergangenen Jahres - die Toten von Jonestown waren gerade ein knappes halbes Jahr unter der Erde - warf es zum Beispiel den Titel »Sekten« (Nr. 55) auf den Markt. So ernst aber war das, wie beim »Kursbuch« immer, nicht gemeint, und der Insider oder der informierte Zaungast hatte schon die Vorankündigung gelesen, in der es schelmisch heißt: »Wenn wir über die K-Gruppen, Jugendsekten, Psycho-Logen, Körnerkränzchen fleißig die Köpfe schütteln, sind wir dann nicht auch wieder nur - eine Sekte? Sektiererisches aufzuspüren an der 'Normalität', an unserem Alltagsverhalten, in der Mehrheit oder der Familie, als Partner oder als Individuum - das wäre doch mal ein Kursbuch wert! « Ausrufezeichen. Der nicht mehr ganz frische Schmunzelwitz, das augenzwinkernde Einverständnis mit dem Leser geben einen guten Vorgeschmack auf weitere Köstlichkeiten des Humors, mit denen beispielsweise Karl Markus Michel seinen Beitrag würzt. »Aber was zum Teufel oder Jones«, lesen wir da an einer Stelle, und wenig später: »Weiß Gott oder Marx«. Vorbei sind die Zeiten apodiktischer Urteile, analytischer Schärfe, beißender Polemik. Aber seit unter den Linken der verträgliche Frohsinn und die neue Heiterkeit ausgebrochen sind, gibt es dort nichts mehr zu lachen. Der mit humoristischen Einlagen aufgepeppte Text ist ungefähr so farblos wie ein Bunter Abend.

Die penetrante Harmlosigkeit, die jeden Hellhörigen in Deutschland das Fürchten lehrt, stiftet die Einheit der Lesergemeinde, und sie bewirkt deren nationale Integration. Den - nicht mehr so ganz - jungen Leuten, die den bösen Blick verloren haben und nicht mehr anmaßend, provozierend und arrogant den Umsturz aller bisherigen Gesellschaft erzwingen wollen, sondern nur noch kleinlaut, bescheiden, treuherzig und blauäugig fragen: »Was ist aus der Utopie geworden, eine Lebensgemeinschaft aufzubauen, die nicht selbstsüchtig und an materiellen Werten orientiert ist, sondern auf Liebe basiert?« - diesen nicht mehr ganz jungen Leuten also, in denen die alte deutsche Liebe zur Volksgemeinschaft weiterlebt, kann in diesem Land niemand böse sein, galten doch Einfalt und Leutseligkeit hier seit je schon als besonders wertvolle und sympathische Züge des Nationalcharakters. Während Sartre in Frankreich auch von seinen politischen Gegnern verehrt wurde, weil er intelligente Bücher zu schreiben verstand, kann in Deutschland die Frauenbewegung nur populär werden, wenn sie sich schlicht und dümmlich genug zu geben weiß.

Der empfindsame »Kursbuch«-Autor, der im neulinken Jargon von der Liebe schwärmt und sie gleichzeitig zur Basis einer Lebensgemeinschaft degradiert, provoziert neben der spöttischen Frage, warum er dann nicht schleunigst heirate, die Feststellung: »Wenn schon vernünftige Produktionsverhältnisse nicht mehr zur Debatte stehen, welche die Voraussetzung oder die Basis dafür waren, daß die Menschen einander, wenn sie Lust dazu haben, auch lieben können – dann stehe man doch besser auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung und trampele zur Not mit allen Vieren darauf herum, als daß man sich zur Liebe zwangsverpflichten lasse. Statt ökonomische und politische Verhältnisse niederreißen zu wollen, unter welchen den Menschen symbiotische Bindungen, aus deren Monströsität sich die Komik der Dick & Doof-Filme speist und die man euphemistisch Lebensgemeinschaften nennt, gar nicht erspart bleiben können, stattdessen also setzt man die Lebensgemeinschaft oder das muffig-mystische Zusammenklucken als utopischen Zweck, zu dessen Verfolgung alle Mittel recht sind: auch die Instrumentalisierung der Liebe zur Basis, zum Kitt, zum Klebestoff für das Kollektiv, für die Gruppe, welche den angeblich in dieser Welt vom Schicksal am schwersten Getroffenen, nämlich den Aspiranten auf eine mittelständische Existenz und Anwärtern auf einen Job im Sozialisationssektor Heilung bringen soll von ihrer Kaputtheit, ihren Beziehungsproblemen und ihrer Einsamkeit. »Aber eine Gemeinschaft bildet sich niemals als Ersatz für den Niederbruch seelischer Kräfte, sie besteht aus Menschen, deren Dasein entscheidend durch richtige Erkenntnisse bestimmt ist.« (Kracauer)

Weil jede Wahrheit eine Übertreibung eines Textes ist, kommt sie im »Kursbuch« nicht vor. D ie Harmlosigkeit eines Textes bewirkt stets die Verharmlosung des Gegenstandes der Erörterung. Die Technik, die z.B. im »Sekten-Kursbuch« diese Wirkung erzielt, besteht im Ignorieren oder Nivellieren jeglicher qualitativer Differenzen. Die Konzeption erinnert an den Trost, der einem vor Liebeskummer Wahnsinnigen zuteil wird, wenn man ihm kräftig die Schulter klopft und sagt: »Aber natürlich. Beziehungsprobleme haben wir alle. « Das Extrem wird nicht als Außergewöhnliches, Anstößiges in seiner qualitativen Differenz zur Normalität respektiert und festgehalten, auf daß die Einsichten, zu denen seine sperrige, monumentale Absurdität zwingt, am Ende auch unseren konventionellen Begriff vom Normalfall erschüttern, sondern es wird unverzüglich eingemeindet. Jonestown wirft in seiner grausigen Einmaligkeit und tödlichen Konsequenz kein grelles Licht auf die Verhältnisse, die es hervorgebracht haben, sondern es wird als beliebiger Auslöser für abgewetztes Gerede über Zweier-, Dreier- Undsoweiterbeziehungen in den langweilig-mittelmäßigen Alltag bundesdeutscher verbeamteter oder alternativer Spontis integriert, wo, wie überall im Büro, nur noch Beziehungsprobleme eine Rolle spielen. Der Zusammenhang, den das »Kursbuch« zwischen den Sekten und seiner Gemeinde schmunzelnd herstellt, verliert seine Wahrheit und seine provokative Wirkung, weil man ihn unverzüglich zum invarianten Bestimmungsgrund menschlichen Daseins erklärt - der alte Trick aller affirmativen Theorie.

Der Aufsatz von Michael Lucas Moeller »Mutter-Analytiker Moeller« - »Spiegel« 22/80), der Tendenzartikel in »Kursbuch« 55, hält sich nicht lange bei der Volkstempelkirche auf, sondern er will versuchen, »dem Wesen der Sekten auf den Grund zu gehen«. Nach weitschweifigen Ausführungen kommt die gründliche Wesensschau zum Resultat, der Ursprung aller Sekten sei in dem Ding zu suchen, um welches sich angeblich schon immer alles drehte und welches momentan wieder für besonders wesenhaft und fundamental gilt: im Verhältnis der Geschlechter. »Wenig Zweifel« habe er, tastet der Autor sich zaghaft und ein wenig apokryph voran, »daß unsere basalen sexuellen Gefühle und Vorstellungen die Urform einer Beziehung erkennen lassen. « Dann wird er etwas deutlicher. Es gehe ihm darum, die »Grundstruktur der wirklichen sinnlichen Beziehung zwischen Mann und Frau in der höchsten sexuellen Erregung zu finden«. Und schließlich läßt er die Katze aus dem Sack: »Das Gefühl, machtlos zu sein, sich auszuliefern, sich nicht wehren zu können, genießen Frauen besonders.« Die skandalöse Behauptung versteht Moeller nicht als traurigen empirischen Befund, welcher die Wahrheit verrät über ein gesellschaftliches Verhältnis, unter dem die Differenz - und keineswegs nur die der Geschlechter - kein anderes Verlangen hervorzurufen vermag als Vernichtungswillen, sondern diese skandalöse Behauptung versteht Moeller als Bestätigung seiner Annahme, »es gebe zu dem biologisch begründeten und soziologisch organisierten Trieb doch ein Grundmuster an Empfindungen und Vorstellungen, das durch unterschiedliche soziale Situationen und die Fülle möglicher Partnerschaften mehr oder weniger starr variiert werde«. Müßig zu fragen, seit wann der Biologie die göttliche Schöpfungskraft zugewachsen ist, Triebe zu begründen; müßig zu fragen auch, seit wann nicht mehr das gesellschaftliche Verhältnis, sondern die Soziologie die Triebe organisiert - eine Stilblütenlese wäre in dieser Arbeit unerschöpflich. Und wenn ein Autor, der sich nach eigenen Angaben einer mit dem ekelhaften Wort »Paargruppentherapie« bezeichneten Methode »sehr zugewandt« hat, behauptet: »Jeder weiß, daß sich im Verliebtsein die Welt grundlegend wandelt. Sie wird nicht nur siebter Himmel genannt; sie ist subjektiv tatsächlich so« - dann muß die hämische Frage nach der tatsächlichen Beschaffenheit des siebten Himmels hinter der bangen Sorge zurücktreten, es könnten diesem Therapeuten, der Verliebtheit offenbar nur aus besonders dürftigen Schlagertexten kennt, Leute in die Hände fallen, die sich wirklich mögen.

So bringt die neudeutsche Klebrigkeit nicht nur die Menschen einander wieder näher, sondern sie stiftet darüber hinaus die einheimische Einheit des Zeitgeists. Man ahnte bis zum Erscheinen dieses Artikels nicht, welchen Grad interdisziplinärer Integration positivistische Wissenschaftstheorie und Spontiideologie, soziologisches Imponiervokabular und tiefsinnige Wesensschau, bräsige Gelehrsamkeit und bodenlose Dummheit - richtig verkittet - einmal erreichen würden - und in der

Nummer 42, S. 81, verglich einer, der dort schreiben durfte, das »Kursbuch« mit einer »linken Akademie«.

III.

Das Akademische im »Kursbuch« repräsentiert im 60. Band (»Moral«) dem letzten, der für diese Rezension vorgelegen hat, Rainer Döbert mit dem Artikel »Normen, Einsichten und Handeln«, und er beweist, daß ein Starnberger Sozialwissenschaftler nicht nur sein Fach beherrscht, sondern außerdem jene profunde Allgemeinbildung besitzt, zu welcher die Kluge-Filme gehören. So schreibt er: »Daher stehen die Individuen oft genug vor den abstrakten moralischen Prinzipien, die die soziokulturelle Evolution übrig gelassen hat, wie die Artisten in der Zirkuskuppel vor dem gähnenden Abgrund: ratlos.« Noch schwächer als ein durchschnittlicher sozialwissenschaftlicher Text ist nur fürs »Kursbuch« aufbereitete sozialwissenschaftliche Belletristik. Die Kamikaze-Truppe, die aufs Trapez klettert, um dort ratlos zu sein, existiert nirgends als in der Gedankenlosigkeit ihres Erfinders.

Den Tendenzartikel aber hat diesmal Jörg Bopp geschrieben, und er hat ihm eine programmatische Bemerkung vorausgeschickt: »Auf moralische Verurteilungen - wie auch immer verpackt - will ich verzichten. Entrüstung vernebelt nur die Szene, die ohnehin unübersichtlich genug erscheint. Wenn Empörung und Besserwisserei abdanken, kommt die Neugier zum Zuge. « Mit dieser Verzichterklärung hat er nicht nur dem ganzen Magazin aus der Seele gesprochen und dessen Publikationspolitik oder Überlebensphilosophie - Aufregung schadet bloß der Gesundheit - werbewirksam formuliert, sondern er hat mit der Annonce auch genau den Jargon getroffen, in welchen neulinks und neudeutsch konvergieren. Die auftrumpfende Sanftmut oder die proklamierte Absage an Konfrontation, Urteil, Polemik, Konflikt, Gewalt - statt Klassenkampf Volksgemeinschaft oder formierte Gesellschaft, statt Diskussion Begegnung oder Gespräch - hatte in Deutschland stets den schneidenden Unterton einer gefährlichen Bedrohung jener, die bei dem faulen Frieden nicht mitmachen wollen. Wie man sich auf Versammlungen grüner Gewaltgegner die Drohung einhandeln kann, man werde, wenn man weiter von Gewalt spreche, verprügelt, so paßt es zu Bopps erklärtem Verzicht auf moralische Urteile, daß er jene, die gegen den amerikanischen Völkermord in Vietnam auf die Straße gegangen waren, mit der kraftlosen und deshalb gehässigen Häme von Springer-Journalisten als »Studentenbewegler« tituliert.

Gegen Empörung und Besserwisserei setzt Bopp die Neugier - als wäre Neugier ohne den Reiz, Empörendes oder Verlockendes, gar empörend Verlockendes zu entdecken, noch immer eine Begierde. Der neulinke Jargon zieht den triebhaften, asozialen, anarchistischen Gelüsten den Stacheln, indem er sie zu handlichen, adretten und marktgängigen Gesprächsthemen, zum Klebstoff fürs Kollektiv verstümmelt - als ließe sich über Neugier, Lust, Sinnlichkeit dort, wo sie wirklich vorkommen, so gemütlich, seicht und weitschweifig miteinander reden. Das vom Trieb abgeschnittene Ungestüm, sein unbedingtes und nicht den Aufschub endlosen seichten Geredes duldendes Verlangen, entqualifiziert sich dabei zu einer bösen Energie, die nur noch den blinden Willen speist, zu reüssieren. Das barbarische Wort von der Neugier, die nach Abdankung ihrer Konkurrenten »zum Zuge« kommen müsse, verrät die Eiseskälte, Abgebrühtheit und Verhärtung, die erforderlich sind, um unter den bestehenden Verhältnissen, wo sich die Hiobsbotschaften aus Südafrika, aus Mittelamerika, aus Bolivien und der Türkei überschlagen, wie Oswald Kolle (»Die Rolle der Zärtlichkeit stand bei meiner Arbeit immer im Mittelpunkt« - »Stern« 25/80) vornehmlich Lust, Sinnlichkeit, Entspannung und Zärtlichkeit zu propagieren.

Der neulinke Jargon dementiert, wenn man ihn wörtlich nimmt, stets die bezweckte Botschaft. Ein anderer »Kursbuch«-Autor bekennt: »Auch ich persönlich versuche in diese neue Lebensform der Lust und des persönlichen Glücks hineinzuwachsen. « -Wie wenn das, worin hineinzuwachsen man sich anstrengen muß, dann am Ende noch Lust oder Glück wäre und nicht der sauer verdiente Lohn für harte Arbeit. Wenn Bopp den Jugendlichen, deren Moral er in seinem Tendenzartikel vorgeblich untersucht und tatsächlich vermarktet, eines seiner peinlichen Komplimente machen möchte, dann schreibt er: »Ein beträchtlicher Teil der Jugendlichen gewinnt zur eigenen Sexualität ein entspanntes und lustvolles Verhältnis.« - Wie wenn es der Kombination mit der Feierabend- und Freizeitvokabel »Entspannung« noch bedürfe, um die zum Wortkrüppel »lustvoll« (randvoll, handvoll) denaturierte und durch die Verbindung mit dem Allerweltswort »Verhältnis« kompromittierte Lust endgültig zu liquidieren. Wie in der Reklame für Waschmittel und Körperhygieneartikel, wo sich die Schmusewolle, die feuchte Frische, die zauberhafte Zartheit am Ende als ein Stück Seife oder eine Rolle Klosettpapier entpuppen, so sind die Handelsmarken der neudeutschen Klebrigkeit - Sensibilität, Lust, Sinnlichkeit, Zärtlichkeit etc. - nur modifizierte Reklamesprüche für das immergleiche Produkt: für den Kitt, für das Schmalz, für die Schnulzen, welche die Zerrissenheit einer Gesellschaft verewigen, indem sie die Risse kleben.

Im mißlungenen, weil nicht pornographisch gemeinten Satz: »Die Glieder verlieren sich im Rhythmus«, mit welchem Bopp seinem Verständnis, seiner Bewunderung für die Disco-Jugend Ausdruck verleihen möchte, verraten sich die Anstrengung und Verspannung, die hinter Bopps Überanpassungsleistung an die schöne neue Welt stecken, und sie bestimmen den ganzen Text. Sein verkrampfter Eifer, alles, wenn nicht schön, so doch wenigstens verständlich zu finden, ist gewissermaßen nicht mehr zu bremsen. So schreibt er, einfühlsam und schlichtend im angeblichen Generationskonflikt vermittelnd: »Die Jugendlichen können sich nicht mehr vorstellen, daß die wohlhabende westdeutsche Gesellschaft unter

großer Mühe aus Trümmern, Hunger und Armut aufgebaut wurde. « Wie man aus nichts einen Kuchen bäckt - das kann sich allerdings niemand vorstellen, selbst wer von Marshallplangeldern und von Koreakrieg nichts weiß. Daß das Wirtschaftswunder auch deshalb möglich wurde, weil die vom Faschismus zerschlagene deutsche Arbeiterklasse unter Adenauer ihren Kollegen im Ausland das Streiken überließ, hat Bopp, der doch wohl auch aus der Protestbewegung kommt, vergessen. Die einmal in Reklame verwandelte Theorie ist am Ende wie alle Reklame ganz gleichgültig gegen das jeweilige Produkt. So unterstützt die neudeutsche Klebrigkeit, welche ausgezogen war, ihren eigenen Rummel zu verkaufen, schließlich die reaktionäre Propagandalüge vom durch Entbehrung, Sparsamkeit und Arbeitsfleiß bewirkten Wirtschaftswunder.

Das sich abzeichnende Umschlagen neudeutscher Klebrigkeit in reaktionäre Ideologie hat aber vielleicht auch eine gute Seite. Vor lauter Beflissenheit schießen die Propagandisten über das Ziel hinaus: So zäh ist diese Klebrigkeit unter den ständigen Bemühungen, sie zu vervollkommnen, vielleicht geworden, daß niemand sie mehr verträgt. Wer sich beim Verzehr seines selbstgebackenen Brotes an Bopps Formulierung »auf schonsame Weise zubereitet« erinnert, dem bleibt vielleicht der Bissen im Hals stecken. Vor der Zudringlichkeit, mit welcher die Neulinke die Jugend in ihr alterndes Herz schließt, läuft sie, wenn ihr ihr Leben lieb ist, mit Sicherheit davon. Und wenn jene Jugendlichen, die es in der Gesellschaft, in der sie Überflüssig geworden waren, nicht mehr ausgehalten haben, sich im »Kursbuch« nachsagen lassen müssen: »Viele ziehen aus den Städten in die Ruhe und Frische des Landes« - als wenn die ganze schmerzhafte Prozedur nur ein Spaziergang oder eine Sommerfrische wäre - dann kommen sie vielleicht zurück, um sich zu wehren.

Literatur-Konkret 1995, S. 32

Bernt Engelmann

Tuchos Vorschau

Eine Satire

ER saß auf einer Wolke und baumelte mit den Beinen,

»Nun denn«, brummelte er, nicht sonderlich erfreut über unseren Besuch, »wenn Sie's denn unbedingt wissen wollen ... An welches Jahr dachten Sie denn? 1984? Das war, Orwell sei Dank, vorauszusehen. Also, machen wir's kurz:

Im Januar werden alle bundesdeutschen Verlage, insgesamt noch drei, denn Eduscho-Holtzbrinck und die Dr. Oetker-Bertelsmann-Gruppe haben alle anderen, bis auf den MUT-Konzern, aus dem Feld geschlagen, ihre Herbstneuerscheinungen ins Sortiment werfen; erheblicher Sachschaden.

Als absolute Top-Seller sind bei Eduscho die neue Knef-Beichte »Fehlgeburt« und bei Oetker-Bertelsmann der blitzschnelle Konsalik-Nachschuß »Brutkasten 7 antwortet nicht« auszumachen. Bei MUT - ach, das wissen Sie nicht? Das ist die Maggi-UIlstein-Tschibo-Verlagsgruppe, die sich auf zukünftige Klassiker spezialisiert hat - da gibt es sogar zwei Spitzentitel: einen atemberaubenden Roman aus dem Nachlaß von Hans Habe, dessen Tessiner Originaltitel »Chuzpe« ungemein treffend, wenn auch sehr frei, mit »Grandezza« ins Deutsche übersetzt wurde, sowie ein reich illustriertes Prachtwerk, »Ich, Axel Cäsar. Letztgültige Reden und Gebete in, um und für Deutschland«, mit 206 ganzseitigen Porträtaufnahmen des anonymen Verfassers ...

Im Februar ehrt Altbundesvater Walter Scheel sein Wunschkind Heike Doutiné mit dem Ina-Seidel-Preis. Im März, gerade rechtzeitig zum Beginn der Beweisaufnahme im 3. BM-Nachfolgeprozeß, der im unterirdischen Hochsicherheits-Justizpalast bei Münstereifel stattfindet, offeriert Klaus Rainer Röhl sein Enthüllungsmeisterwerk, »Die Alte von Stammheim«, geschmackvoll illustriert mit frühen Hochglanz-Ganzakten seiner verstorbenen Gattin ... Im April wird der PEN-Klub zur Pflichtorganisation aller Schreibenden, Luis Trenker Präsident auf Lebenszeit - »eine weise zeitliche Beschränkung«, wie Marcel Reich-Ranicki dazu in der F.A.Z. bemerkt ...

Der Wonnemonat Mai steht ganz im Zeichen der Literatur. Auf den Düsseldorfer Rheinwiesen enthüllt Kardinal Höffner das vierzig Meter hohe Reiterstandbild Golo Manns, eine späte Arbeit des Altmeisters Arno Breker. Die Mittenwalder Gebirgsjäger umrahmen die Feierstunde mit Chorgesang. Der Juni beschert uns Band 1 der auf 14 Teile angelegten Autobiographie eines als Homme-de-Lettres sein Come-back suchenden früheren Spitzenpolitikers aus Bayern: »Als ich noch ein Waldbauernbub war. 1915-1980«. Das Werk findet freundliche Aufnahme bei der Kritik, vor allem im Feuilleton des »Vilshofener Boten«.

Im Juli debütiert Gerhard Löwenthal als Lustspielautor. Sein »Roter Mob« wird zum Schlager der Sonthofen-Schweineberger Festspielwochen und allgemein als sehr ausgewogen gelobt. Der reizende Einfall, für die Schändungen deutscher Hausfrauen echte Türken sowie Hammer und Sichel schwingende Gewerkschaftsfunktionäre einzusetzen, bringt dem Autor, der selbst Regie führt, stürmischen Applaus. Wenn beim Finale Augstein, Schlöndorff, Staeck und Engelmann in die Jauchefässer fallen, nimmt der Beifall kein Ende; die Szene muß siebenmal wiederholt werden.

Wegen der zahlreichen Neuerscheinungen beginnt die Buchmesse bereits im August und steht ganz im Zeichen des Bundesgrenzschutzes. Der Friedenspreis wird diesmal einem Verleger zuteil: Kommerzienrat Maggi, dem Senior der MUT-Gruppe, im wesentlichen für dessen Verdienste am Buch schlechthin.

An die Buchmesse schließt sich im November die Woche der Exilliteratur an (Simmel, Lilli Palmer, Enzensberger), zu der Bundespräsident Carstens, dessen Wiederwahl per Akklamation erfolgte, das PEN-Zentrum Liechtenstein durchwandert. Der Büchner-Preis wird diesmal einem Linken zuteil: Generalpostmeister Kurt Gscheidle für dessen Einfall, die Liebe zum Buch durch eine Dauer-Briefmarkenserie mit Konsalik-Motiven wachzuhalten. Im Dezember bietet die in Gründung befindliche Deutsche Nationalstiftung Rainer Maria Barzel einen Riesenarmleuchter aus olivbraun getöntem Basaltgips dar, um auf diese Weise die für Literaturförderung vorgesehenen, zum vierten Mal nicht ausgeschütteten Mittel nicht verfallen zu lassen. Die Weihnachtsamnestie bringt dreien der in Umerziehung befindlichen Autoren Haftverschonung; Böll wird sofort ausgeflogen. Jens und Walser kommen in die Obhut der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Auf den weihnachtlichen Gabentischen sieht man häufig ein Werk des seit Jahren verschollenen Autors G. Wallraff, »Leute, glaubt an die Hölle ... ! «, das die Regensburger St. Emmeranspresse als Volksausgabe herausgebracht hat ... «

Der alte Herr seufzte und hielt inne.

»Reicht Ihnen das?« erkundigte er sich, dabei wohlgefällig seinen dicken Bauch betrachtend.

»Danke, uns reicht's!« erwiderten wir im Chor.

Er nickte nur, unsere Betroffenheit auskostend. Schließlich nuschelte er noch etwas, und wir horchten auf.

»Sie können es natürlich auch ganz anders haben«, hörten wir ihn sagen, während er sich bereits entmaterialisierte. »Aber dazu müßten Sie ziemlich bald ... « Und weg war er, aufgelöst in winzige Kristalle, die noch am selben Abend dem Landkreis Altötting einen Hagelschlag brachten.

Seitdem grübeln wir, was wir wohl bald müßten.

Literatur-Konkret 1995, S. 33

Christel Dormagen

Das Psychodrama am Wochenende

Neue Frauenliteratur - oder: Von der Vermarktung weiblicher Lebenszusammenhänge

DABEI macht Anna sich wirklich Gedanken! Sie braucht nur eine Whiskasbüchse aufzumachen, schon »spürte sie den alten Zorn. Wie viele Millionen Kinder verhungerten täglich auf dieser Erde? Aber unsere Katzen ernähren wir gut! « Diese furchtbare Armut überall: Sie hat eine »Stinkwut auf diesen hochstapelnden Kapitalismus. Bot er doch von allem viel zuviel, während die meisten auf dieser Erde von allem viel zuwenig hatten. « Genau! Sie selber verliert ihr Ziel, »im atomaren Computerzeitalter mit seinen stahlherzigen Robotermenschen weich und liebesfähig bleiben zu wollen«, nicht aus den Augen und widersetzt sich dem Zeitgeist mit lyrischer Kraft:

»das gute geschirr
wird nie benutzt
das gute silber
wird nie geputzt
der gute sessel
wird nur geschont
das gute Zimmer
wird nie bewohnt
aber
Haben Haben Haben
das muß sein
damit *Graben Graben Graben*
wir uns ein«

Diese Frau hat es schwer. »Sie dachte viel zu viel an all das Schreckliche, das Kindern täglich zustieß: fast vierzigtausend getötete Kinder bei Verkehrsunfällen.« Woraus es Konsequenzen zu ziehen gilt, »... nicht einmal ein Auto leistete sie sich. Das hatte sie gleich nach der ersten Ölkrise Anfang der siebziger Jahre abgeschafft, nicht nur aus finanziellen Überlegungen, mehr noch aus Prinzip., Ihr fehlte einfach dieser Beute - trieb, der andere Autofahrer ausdauernd wie Aasgeier ums angepeilte Ziel kreisen ließ, lauernd auf einen Parkplatz. Außerdem hatte sie früher Ediths Auto mitbenutzt; jetzt« - ? - »fuhr sie Rad«.

Das und noch viel mehr kann man lernen aus Monika Sperrs erstem Roman »Die Freundin«. Auch einige andere Herbst-Frauen-Neuerscheinungen bringen uns die Wirklichkeit in ihrer bunten Monotonie ein Stück näher. Penn: es kommt alles, alles, alles in diesen Romanen vor.

Die Heldinnen sind meist um dreißig. Babara Bronnens Katharina, die schon vierzig ist, schert da aus; die älteren unter uns Leserinnen sollen nicht zu kurz kommen - alt ist man sowieso nicht, sondern, wie der Klappentext zum Trost findet, »schön, begabt und lebenshungrig«. Diese Frauen erzählen entweder selber als »ich« oder sie lassen einen Erzähler in der 3. Person Singular von sich erzählen. Sie sind auf jeden Fall nicht verheiratet, allenfalls geschieden. Sie haben manchmal alleine ein Kind, selbstverständlich einen Beruf, der sich sehen lassen kann: Katharina schriftstellert; Barbara Frischmuths Fanny ist Archäologin; Angelika Mechtels Paula Bibliothekarin; Monika Sperrs Anna arbeitet in einer Kindertagesstätte und Herrad Schenks Uni-Dozentin produziert wissenschaftliche Artikel - ihre Diplomarbeit hatte übrigens das Problem des Älterwerdens behandelt -, ihre Schwester allerdings »weiß nicht, ob sie ein Kind will und was für eine Art von Beruf sie genau meint«. Apropos Schwester; die haben bis auf Paula alle.

Leben tun sie nicht schlecht. Die Schwester, bei der Fanny sich von ihrem Trennungsdesaster erholt, um dann am Schluß noch schnell und lang vorausgeahnt deren Mann zu erliegen / verführen, diese Schwester wohnt im ausgebauten Bauernhof. »Es ist schon gut«, sagt sie, »daß ich restaurieren gelernt habe. In einigen Zimmern sind die Holzdecken übergipst gewesen«. Auch schnitzen kann sie, nämlich eine »etwas wurmstichige Madonna«. Im übrigen malt sie und backt ihr Brot selber. Anna wohnt etwas weniger alternativ in München, dafür hat sie einen »buntgewebten Fleckenteppich« und einen »Tisch aus finnischer Birke mit vier rustikalen Holzstühlen«.

Man ist sich einig, »daß wir kein Eigenheim im Grünen haben wollen und keinen unermüdlich aufwärts mobilen Ehegatten und keine einsbisdrei Kinderchen«. Stattdessen haben sie ihre Frauengruppe - »sie hatten beim Kampf gegen den Paragraphen 218 oft Schulter an Schulter gestanden« -, den Analytiker, das Psychodrama-Wochenende und eben ihre »Beziehungen«. Und die sind ja sehr offen und sehr schwierig heutzutage. Weswegen wieder die Frauengruppe nötig ist: in der »habe ich erzählt, daß ich deprimiert bin«. Oder: »Doris hat ihre Abtreibung in der vergangenen Woche beschrieben, Friederike hat angekündigt, daß sie voraussichtlich ab dem nächsten Monat arbeitslos sein wird, Brigitte ist es seit ihrem Pädagogik-Examen und hilft inzwischen in einem Supermarkt aus. Elsie hat zu Recht beanstandet, daß ich mit Kritik nicht gut umgehen kann ... Kathrin hat sich erhängt«.

Nun klingt das erstmal zum Lachen schön und eigentlich satirisch. Nur ändert sich dieser vorgehaltene Spott-Ton durchs ganze Buch nicht. Ungebremst redselig quatscht die Ich-Heldin vor sich hin; so blindlings, als schriebe sie wirkliches Tagebuch, und nicht einmal ein erlahmender Arm könnte sie darin stoppen. Wenn man z.B. liest: »Ich rede jetzt sehr freundlich und altklug«, dann macht die Beschreibung den Sachverhalt nicht besser. Ebensowenig wie ständige Anführungszeichen. An dem Buch von H. Schenk sind das beste die zwei Seiten Inhaltsverzeichnis mit den Kapitelüberschriften. Die sind wie ein Versprechen - »23. Kapitel, in dem ich krank im Bett liege«, »20. Kapitel, in dem ich mich mit dem Ewig-Weiblichen herumschlage« - ein Versprechen, das leider nur manchmal eingelöst wird.

Das »Ewig Weibliche« sind übrigens ihre »Menstruationsbeschwerden«. »Warum mache ich denn dann eigentlich regelmäßig alle zwei Jahre Pillenpause, frage ich mich. Wo doch ein regelmäßiger Monatszyklus nur wichtig ist, falls ich irgendwann doch mal ein Kind haben möchte.« Tja, warum? Vielleicht nur, um zu demonstrieren, wie lässig-beiläufig man jetzt in Romanen weibliche Unterkörper-Wörter einflechten kann, ohne rotzuwerden gewissermaßen, aber auch ohne irgendeinen rechtfertigenden Handlungszusammenhang: »Katharina hätte nicht gedacht, daß es ihr so viel ausmacht, den Uterus entfernen zu lassen.« Das sind immerhin sichere Indizien dafür, daß man inzwischen in jeder Plauderlage cool über Sexuelles verhandeln kann. Mit ihrem Verleger führt Katharina ein Gespräch über weibliche Sexualität: Sie »sah keinen anderen Weg als ihre Einstellung zur Emanzipation zu klären« - zum Vorteil der Lesenden. »Aber ihre wirklichen Bedürfnisse«, sagt sie zu ihm, »wird keine Frau je selbst befriedigen können. Noch gibt es Gefühle, die etwas Umfassendes, Geheimnisvolles haben ... Was nützt Geschicklichkeit, wenn keine Liebe da ist ... Frauen waren es, die die Klitoris heiliggesprochen und den Lemurentanz der Selbstbefriedigung eröffnet haben.« Neue Kritik am Zwangsideal oder alte?

Das führt schnurstracks zum Hauptthema der Bücher, den - ein wenig, halb und ganz kaputten - Beziehungen. Katharina hat darüber nachgedacht und kommt zu folgender Erkenntnis:

»Intellektueller Mann + dumme Frau = geht

intellektuelle Frau + noch intellektuellerer Mann = geht

intellektuelle Frau + dummer Mann = geht nicht«.

Immerhin: Frau + Frau - ob dumm oder nicht dumm, sei dahingestellt - = geht selbstverständlich; lesbische Beziehungen gehören inzwischen einfach zum Programm solcher Bücher: Anna ist gerade von ihrer Freundin verlassen worden, für eine »Silberporsche«-Frau. Ein Chauvi-Psychiater versucht dann, ihr die Neigung wegzudoktern, und am Schluß beschert ihr die progressive Buchlogik eine »reife Frau«: »Unwiderstehlich angezogen tastete sie sich mit liebkosenden Lippen über Sibylles sirrenden Körper in den kraushaarig dichten Urwald hinein, zum Venushügel vor. « Vielleicht wird die hilflose Peinlichkeit dieser altbekannten Liebesszene-Floskeln erst richtig deutlich, wenn es nicht »tastete sie«, sondern »tastete er« hieße.

Auch bei Barbara Frischmuth klingt die entsprechende - diesmal Mann-Frau-Stelle altgewohnt metaphorisch verschwiemelt: »Dann spüre ich Jakobs Lippen, seine Zunge und den leichten Nachwuchs seines Bartes. Und da ist ein Schacht, in den wir uns beide hineinfallen lassen ... Angekommen sein, ist bereit sein, und ich lasse mich langsam den Baumstamm hinabgleiten« - es passiert nämlich im Wald.

Weiter in der endlosen Liste abgehakter Frauenwirklichkeits-Partikel: der Feministinnenkongroß im O-Ton 1.- »Ein Lärm war das, ein Gewühle. Das raste hin und raste her, wogte auf und wogte nieder, schwappte durch die Gänge, verstopfte alle Türen, brüllte, blökte, pfiff, gackerte, gurrte, kreischte, summte, piepste, schnatterte, quiekte, fluchte und kam nicht zur Ruhe. Ein grell geschminkter Mund vor Annas Augen wieherte schrill: Wie viele sind wir denn?« In O-Ton 2 läßt Anna sich kritisch relativierend vernehmen. »Andererseits imponierte ihr der stramme Kampfgeist dieser Amazonen, die aufgebrochen waren, den patriarchalischen Mann dorthin zu schicken, wohin er ja längst gehörte: in den Mülleimer der Geschichte. Dennoch blieben Zweifel. Die Mädchen waren zu wütend, zu ungeduldig; sie wollen alles auf einmal.« Hinter solcher Ausgewogenheit bleiben die ebenso obligatorischen Frauenfest-Beschreibungen glatt zurück.

BEISPIELE herauspicken ist notorisch gemein. Weil es aus dem Zusammenhang reißt. Ich habe zudem noch fünf Romane durcheinandergewirbelt. Nämlich Barbara Bronnen: »Die Tochter« (Piper), Barbara Frischmuth: »Bindungen« (Residenz),

Angelika Mechtel: »Die andere Hälfte der Welt oder Frühstücksgespräche mit Paula« (List), Herrad Schenk: »Unmöglich ein Haus in der Gegenwart zu bauen« (Luchterhand), Monika Sperr: »Die Freundin« (Bertelsmann). Nur ist das Fatale, daß sie streckenweise innen kaum etwas anderes zusammenhält als die benennende Reihung von solchen Versatzstücken.

Angelika Mechtels Buch habe ich bei dem Potpourri ein wenig ausgespart. Es ist ein »zeitkritischer Roman« mit Hand und Fuß einer ordentlichen Handlungs- und Erzählkonstruktion. Die Berufsverbots- und Auswanderungsgeschichte der Bibliothekarin, die etwas zu verwegene Bücher ordert, wird einem vorn Verlag auch weniger aufdringlich frauenhaft angedreht: um Vergangenheitsbewältigung gehe es und Kleinstadtmief. Mit diesem Thema ist A. Mechtel vertraut. Ihre Sprache ist ganz anders genau und sicher lakonisch. Wenn sie sich allerdings immer noch über die »Versandhausabendkleider« der Dorfbewohner mokiert, so gerät sie ein bißchen ins satirische Abseits, wie auch ihre linke Thematik einen Hauch altmodisch ist - zumindest aus der Sicht der anderen Bücher, die Frauen auf dem allerfrischesten Trend-Stand vorführen. Nur der Aussteiger-Schluß ist dann wieder aktuell. 'Sie und Barbara Frischmuth sind ja Autorinnen, die schon in der vor-»feministischen« Ära veröffentlicht haben. Vielleicht von daher ihre gelegentliche Ungelenkigkeit. Obwohl B. Frischmuth eher auf dem laufenden ist, wenn sie das unvermeidliche Fest der schicken, aufs Land gezogenen Körner-Akademiker beschreibt, auf dem ökologisch und feministisch geplaudert wird: »ein Cello-Körper mit Tizianhaaren« - das soll übrigens eine Frau sein! - erzählt, daß »zwei Drittel aller ägyptischen Frauen heute noch beschnitten werden«. Natürlich fühlt sich Fanny auf diesem Fest unpassend und verloren.

Aber Schluß mit dem Herauspicken: Jetzt weiß ich, daß die langweiligsten unter den neuen Frauenbüchern die »Vorkomm-Romane« sind. Die also, deren Zweck ausschließlich darin besteht, daß in einem irgendwie geschusterten Handlungsskelett alles mögliche »vorkommt«, in wirklicher Verdoppelung von brandneuer Wirklichkeit.

GANZ früher habe ich eine Menge Romane gelesen, die ich zielsicher im verglasten Wohnzimmerschrank von Bekannten fand. Sie waren sehr dick, hatten Kunstlederrücken und Goldschrift, oder auf Glanzeinbänden waren schöne Frauen mit großen Augen in sehnsüchtigen Haltungen gemalt. Ich las sie mit schlechtem Gewissen, da sie keine »Literatur« waren, und konzentrierte mich aufs Wesentliche: das was passierte. Und es passierte herzklopferregend viel. Die Gattung hieß »Frauenroman« oder »Schicksalsroman«. Eine »außergewöhnliche Frau« hatte da immer ein buntbewegtes Schicksal, das aus »Verstrickungen der Leidenschaft« bestand. Ich las atemlos, erfahrungshungrig und habe kein einziges Mal 'darüber nachgedacht, wer die Bücher geschrieben hatte, ob Mann oder Frau. Richtige Schriftsteller bzw. meistens Schriftstellerinnen waren das ja ohnehin nicht. Wichtig war allein das erfundene Leben, in das sie mich hineinzauberten und das nichts mit ihnen als den Autoren zu tun hatte.

Auch die Romane oben handeln von »Frauen und Liebe«, wie ehedem die »Kalifornische Symphonie« oder »Vom Windeverweht«. Trotzdem ist eben alles anders als in den alten Frauenromanen, die von Liebe handelten: Die neuen Frauen »stecken in Beziehungen«.

Bei meinen Leseabenteuern träumte ich damals dem von Leidenschaft, Liebe und Haß durchsetzten Leben der Heldinnen nach; und wenn ich eine von ihnen war, so in dem Bewußtsein meines Träumens: Voraussetzung einer solchen Identifikation waren gerade die abgesteckten Grenzen zwischen ihrer Exotik und meinem Alltag. Ich nistete mich parasitär in der Fremdheit der Anderen ein. Und die Brücke, die mein schlafwandelndes Tagträumen hielt, war allein die Vertrautheit ihrer Gefühle. Da ich mich in jenen auskannte, standen mir - so schloß ich - der Möglichkeit nach ähnliche Erlebnisse offen. Ich konnte Erfahrungen mit ihnen machen.

Von diesen offenen Stellen, die die eigene Phantasie einschießen ließen, lebten die Bücher: Sie ließen zu wünschen übrig. Das lassen die neuen Frauenbücher nicht. Sie sind lückenlos abgedichtet gegen phantasierende Identifikation, die sie weder wollen noch brauchen: Kinderausmalbücher, in denen einem schon vorweg alle Vorlagen vollgemalt worden sind.

Da die Frauenfiguren im Raum meiner Alltagserfahrung auftreten, stellen sie sich mir in den Weg. So ist es auch nicht verwunderlich, daß ich beim Lesen nicht mich ins Andere hineinverwandle, sondern vergleiche. Es fängt schon damit an, daß ich mir jeweils Foto und Kurzbiographie hinten auf den Buchumschlägen ansehe; vor allem bei unbekannten Autorinnen ist das wichtig. Weil sie mir alle irgendwie gleichen, auch wenn sie gar nicht ähnlich sind. Sie sind älter oder jünger, hübscher oder nicht; sie haben irgendwo etwas studiert/ gelernt, haben einen Beruf oder nicht - genau wie ich.

Diese neue Leseweise hat eine Geschichte, an deren Anfang Verena Stefans »Häutungen« standen. Die las ich, als ob ich unter der Analyse-Couch hockte und mithörte oder heimlich im Tagebuch der Freundin schnüffelte. Ich habe jeden Satz als ein Bekenntnis gelesen und erschrocken und erleichtert stumm mitbekannt. Endlich hatte eine Frau sich aus der leidenden Stummheit befreit und gesagt, wie es ihr ergangen war - in aller alltäglichen Schreckensbanalität. Damit vollzog sie einen moralischen Akt. Sie nimmt sich das Recht, als einzelne private Person gehört und ernstgenommen zu werden.

So mutig, offen, genau hätte ich auch sein mögen. Daß damit ruckzuck ein neues Schreibschema entstand, das als Erfahrungs-Gestus beliebig reproduzierbar wurde, war wohl vorauszusehen, aber nicht Schuld der Autorin. Ihre Sätze - als autobiographische - handeln potentiell von meiner und deiner, unser aller Wirklichkeit. Bekennerischer Mut ist nun nicht

einfach wiederholbar. In der Ahnung, daß sie aber auch literarischen Kriterien nicht genügen würden, wählten manche Nachfolgerinnen (und Nachfolger) die unangreifbare Form des »Es-so-erlebt-Habens«. Wirklichkeit ist nur wirklich; erst wenn sie aufgeschrieben ist, wird sie »authentisch« - je ungeformter, umso authentischer.

Nicht die Wahrheit erfundener Erfahrungsmöglichkeiten ist der Maßstab, sondern die moralische Richtigkeit alltäglichen Lebens: das Bewußtsein, das Handeln bestimmt. Selbst wenn Bewußtsein und Handeln tatsächlich in dem vorgeblichen Verhältnis stünden, was ich bezweifle zugunsten der Behauptung, daß ein diffuser Tatbestand im Nachhinein allerweltanschaulichst kommentiert wird -, so bleibt zu sagen, daß beide durch ihre Plattheit korrespondieren.

Sicher ist der Besitz eines schlichten Alltags und eines schlichten Bewußtseins noch kein Stigma. Jedoch türmen sich reinlichkeit und Langeweile zum Ärgerlichen, wenn mit der Erpressung über das authentisch Nachvollziehbare »ich bin/werde eine befreite Frau« ein Qualitätssprung behauptet wird, der bloße Etikettierung ist.

Wenn das so ist, dann werden solche Romane auch anders gelesen. Sie nehmen gewissermaßen die Funktion von »Gesinnungsfetischen« an. Die Haltung, für die sie einstehen - das Frauenbewußtsein - ist apriori gut. So gilt es, sich als ähnlich zu erkennen. Und eben deshalb setzen sich diese Bücher zusammen aus Alltagspartikeln als Emanzipationsmobiliar. Damit tritt genau der gegenteilige Effekt ein: statt der behaupteten Solidarität eine Konkurrenz darüber, wer am emanzipiertesten ist. Zweifellos erstmal die Autorin selber als diejenige, die die meisten Zeichen von Emanzipation vorweisen kann. Je umfassender dann die, Ausstattung der Romane ist, desto eher habe ich als Leserin ebenfalls die Chance, über das Wiedererkennen einzelner Details die dazugehörige Gesinnung zu erschleichen. Wobei Menge der Accessoirs und Charaktergröße direkt miteinander korrelieren.

Die Bücher sind so unscharf, die Personen so verschwommen, damit ich aus dem Bündel der wahllosen Kennzeichen eines von mir für mich -finde. Und da sie ja alle vorweg Chiffren für das richtige Ziel sind, werden sie in ihrer Konkretion schließlich beliebig: Es ist egal, ob eine alleine lebt oder in einer Wohngemeinschaft; ob sie Kinder will oder gerade nicht; ob sie Latzhosen trägt oder sich schminkt; gerne Fernsehen guckt oder im Wald wandert.

Und so passen wir eben auch alle., alle hinein - wie unter den geräumigen Mantel einer Schutzmantel-Madonna.

NATÜRLICH haben sich die großen Verlage inzwischen jene Sucht nach dem Schutz der guten Gesinnung des anderen Lebens zunutze gemacht. Natürlich haben deren Lektoren keine Knöpfe auf den Augen gehabt, als sie solche Bücher auswählten. Und natürlich verwechseln sie nicht Ästhetik und Moral, wenn sie mit scheinheiligem Zungenschlag sich betroffen zeigen und Frauen auch das Wort erteilen.

Sie segeln gut auf dem Bonus für Frauenliteratur, der da lautet: Eine Zensur findet nicht statt. Denn was Frauen sprechen, ist wirklich. Und deshalb ist es gut.

Literatur-Konkret 1995, S. 36

Günter Herburger

Panische Fahrten

Über Sinn und Verderb der Gewerbsleserei

Das Reisen scheint eine deutsche oder zivilisatorisch traumatische Krankheitsarbeit geworden zu sein, ein Flüchten vor sich selbst und dem ungeliebten Platz in die Ferne, um dort vielleicht eine jener Geborgenheiten oder losgelassenen Vielfältigkeiten zu erlangen, die es daheim nicht mehr geben mag. Ein Irrtum, der teuer bezahlt werden muß.

Alle schleppen nicht nur Erwartung mit sich, die sich so schnell nicht fügsam machen läßt, mehr noch ihren biografischen Käfig, der dann, nach Schweiß oder Flugverspätungen, endlich im gewohnten Raumgestell eines komfortablen Hotels wieder aufseufzen läßt. Der Service klappt, das Wasser läuft aus dem Hahn, wenn nicht, wird es als exotische Variante eingestuft, die sich kurzweilig gibt.

Ich stamme mütterlicherseits aus einer Familie, die den von einkehrenden Zigeunern abkonterfeiten Wohnwagen wieder erfand, ein handwerklich sorgsames Sperrholzmobil mit Hubdach einer Firma im Allgäu, die vorher, konsequenterweise, Geisselstecken, langschnurige Fuhrmannspeitschen, Teppichklopfer, Galoppgerten für den Zarenhof mit goldenem Feuerzeug im Knauf, Ochsenziemer und zuletzt schwergewichtige Skistöcke herstellte, die siebenfach. gespleißt, wieder zusammengeleimt, baumwollumwickelt und mehrfach gelackt wurden, weshalb sie nie abbrachen, was einerseits den Ruin der kleinen Fabrik einleitete, andererseits den nächsten Innovationsdrall hervorbrachte, von dem nur stationären Antreiben hinein in den persönlichen Entfernungsschub.

Damals fast künstlerische Freiheit, heute eine zunehmende Verstopfung in Form riesiger Aluminiumgehäuse mit Eingeweiden aus Trockenclosetts, Filetgardinen, Schiebetüren, Fernsehantennen und Ultrakurzwellenküchen, überall sommers auf Campingplätzen vorhanden mit bewimpelten Vorgärten, oder als sogenanntes Dauerfreizeitquartier mit verschalten Reifen am Rhein oder Guadalquivir parkend.

Nie wohnte ich in solch einem Bürgerversteck, schon aus Generationsargwohn, eher zeltete ich mit jeweils dem jüngsten Kind, um es an Wassermangel, Schmutz, Salz auf der Haut, Sand zwischen den Zähnen, feuchte Decken und verbrannte Suppe zu gewöhnen, eine Überlebensübung.

In den fünfziger Jahren reiste ich auch, allerdings auf ganz andere Weise, langsam über Skandinavien nach Nordafrika und wieder zurück, malmend jahrelang und elend kreuzlahm, da Armut zum Verdienen im jeweiligen Land zwang, meistens ohne Sprachkenntnisse und immer ohne einen 'permis de travail', so daß Monate als Asphaltierer, Assistent eines Spielzeugverkäufers in der Galeria Vittoria Emanuele Secundo in Milano oder nur einfach auf der Straße durchgehalten werden mußten, heutzutage eine Rucksackkleinigkeit mit einem Interrailticket in der Tasche, ein Fortschritt, den ich beneide.

Eine Tochter starb, im siebten Monat geboren, vor einem Hauseingang, ihre Mutter ist längst auch tot, und ich bin immer noch nicht Großvater, was ich bedaure, weil dadurch ein Überholspiel der Empfindungsmöglichkeiten ausfällt, doch vielleicht kann es einfach erfunden werden. Lasterhaftigkeit tut not.

Aber das neugierige Umherschweifen und rücksichtslose Ausprobieren körperlicher Belastungen, ebenso schwieriger Einsamkeiten in der Fremde endete, wie sollte es anders sein, endgültig am Schreibtisch, wo neue Leiden begannen, die als freiwillige Verleugnung in ungeahnte Tiefen stürzten.

Jahrelang konnte ich kaum auf die Straße gehen, hatte Schweißausbrüche beim Einkauf, kollabierte, wenn ich an mich dachte, hasenschnell auf sanften Steigungen oder auch auf Gefällen, und es gelang mir sogar, zweimal ein Flugzeug kurz vor dem Start zur Umkehr zu zwingen, weil ich vor Panik in der Kabine beinahe explodierte, ein Hypochonderfeuerwerk, dem ich inzwischen begeistert nachsinne.

Langsamere Züge oder Autos waren sowieso verboten, Fortbewegung schien nur auf dem Fahrrad oder als Dauerlauf möglich, höchstens bis zum Stadtrand, an dem der ablenkungsreich schmierende Schweiß wieder erkaltete und das narzißtisch brüchige Gebäude erneut in seinen unerlösten Hohlräumen erstarrte.

Wenn jedoch jemand mitfuhr, gut bezahlt oder, noch besser, dazu wortgewaltig überredet, wie Kranke es immer, bis nahe der Bezichtigung, sich listig zutrauen, dann rieselte der Schauder bekannter Angst, nun als Entlastung freiwillig hervorgelockt, millimetergenau wohlig gerade noch vorbei, hinweggeschwemmt auch von einem Übermutsbier, das gleich einem Aphrodisiakum wirkte.

Jene gewalttätige Eigenfolter ist mir, leider, irgendwann verloren gegangen, und während Reisen leuchtet nicht mehr die durchdringende Transparenz und aus Furcht einzigartig zeitliche Staffelung von Landschaften, Höfen, Bäumen oder Gegenübersitzenden auf. Ich bin zu einem gewöhnlichen Distanzvernichter geworden, der, wie einst notwendig, nicht mehr die Zeit anhalten will, weil er gelernt hat, ihr entgegen oder über sie hinwegzuschreiben, ein Kunstgriff seines Berufs.

Vermeintlich gesund lasse ich mich in den Himmel schießen oder über endlose Schienenstrecken tragen, Zeitungen vor dem Gesicht, saure Äpfel um mich, die ohne Frühstück noch ein wenig vergangene Pein hochwölben, die ich jetzt meistere, zitternde Echos, denen ich sogar gönnen würde, daß sie mich wieder einholten.

EITELKEITEN

Früher, wenn ich irgendwo vorlesen durfte, waren es der Beifall, die Daseinsberechtigung, die Kontroverse oder die vermeintliche Welthaftigkeit, die betörten. Meine zweite Frau, eine Berliner Schauspielerin, brachte mir langwierig bei, meinen alemannischen Tonfall hochdeutsch einzuebnen, doch über das zweite Verbreitungsmittel, das Mikrophon, schlüpfte er immer, noch hervor. Asche allen Bemühungen.

Ich denke daran, wie ich zum ersten Mal bei der Gruppe 47 las, in einer ländlichen Hoteloase namens Sigtuna, Schweden. Erst kurz vorher hatte ich ein später nicht mehr verwendetes Zwischenstück eines Romans geschrieben in Auftragsarbeit meines Verlags, wie es damals saisonal üblich war, und gottseidank, obwohl ich kalte Hände hatte, kam ich erst kurz vor Schluß an die Reihe, zwischen einem mächtigen Experimentator mit Namen, auf Finnisch, Heissenbüttelin, und einem nachfolgenden Lyriker, der elegische Ränder von Hochhäusern und Flugplätzen entwarf, was er heute noch tut.

Schon stürzten Auguren herbei, prophezeiten Aufstieg, Verzeihen, Ansehen, Kinderreichtum oder Güter, aber, ich glaube, sie meinten nur Abgepacktes, das, damit es erkennbar blieb, sich ständig wiederholen sollte. Denn es gab auch Idylliker, die rund waren und Fayencen einer erröteten Schulmeisterzeit herstellten, kurze, wohlgeratene Schmunzelstücke, die niemandem schadeten und, wie auf kleinen Bockleitern, demoskopisches Gleichgewicht garantierten.

Es geht die Sage, das sogenannte Singen von Dichterinnen und alten Kämpfern sei einst Missionsarbeit gewesen, als die Eisenbahnen noch spärlich und immer mit Verspätung verkehrten, ungeheizt und überfüllt. Übernachtet wurde oft privat, spontan eingeladen, woraus wieder Charaktere gefiltert werden konnten; das Essen ruhte in der Aktentasche, und die Gemeinden, die auf diese Weise entstanden, halten heute noch zusammen, Inseln der Solidität, in denen die Wimpel der Kundenstämme stecken, ein ehrwürdiger Lesefleiß, der sich hartnäckig gegen Strömungen wehrt.

Heutzutage jagen die schweren Helden in Intercity-Zügen durchs Land, und die gegen Sonneneinstrahlung getönten Scheiben der 1. Klasse-Abteile, in denen sie sitzen, ähneln den geföhnten, Abschnitten ihrer Bücher, die weder erregen noch stören. Es ist, als hätten sie ihre Sprache flüsternden Synthesizern überantwortet.

VERDIENSTE

Auch ich lese noch laut, um für ein, zwei Monate Bargeld zu ergattern. Schlimm, nach acht Stunden querdurch am anderen Ende der Republik anzukommen, aus Sparmaßnahmen stehend Wiener Würstchen essend und dann in einer Volkshochschule vortragend, deren Publikum zwischen fünf, geschehen in Kiel zu Beginn eines eiskalten Januars, oder hundertfünfzig schwankt, eine Zahl, die ich dem Barocksaal der Stadtbücherei von Ulm verdanke, in dem vom Sicherheitsbeauftragten vorher darauf hingewiesen wurde, daß es Selenzellen und eingebaute chemische Fernfühler gebe, die, falls jemand Kunstschätze rauben wolle, selbst auf einen einzigen Grad Unterschied der Körperwärme des nicht kaltblütigen Eindringlings reagieren würden.

Deshalb bin ich froh, wenn ich in vertrauten Gebäuden der Volksbildung aus der Adenauer-Zeit auftreten kann, wo Linoleum und Lernschwierigkeiten eine zähe Mischung des Widerstands eingehen, und spät abends, nach dem Wein im ortsüblich italienischen Restaurant, finde ich mich den Rautentapeten eines Zimmerchens gegenüber, das ich nie gewechselt zu haben schien.

Dumpfer Schlaf, zerhackt von Stillstandsträumen gegen vorzeitige Flucht, schließlich frühmorgens meist schöner Gang durch eine unbekannte Stadt, während die schwere Tasche gegen das Bein schlägt; Verzeihen und Aufbruch in einem. Die hinten an ihren Kolossen aufgesprungenen türkischen Müllmänner in orangenen Warnwesten verheißen, während sie winken, neue Abenteuer, fern in fremdem Dampf.

Dieses kleinbürgerliche Fußfassen hat sich auch geändert. Raumstationen sind in ausufernden Siedlungen entstanden, gleichermaßen nach Geschäftsschluß verwaist wie die Fußgängerzonen, ob in Leverkusen, Schwenningen, Fulda, Besigheim oder einem Ort nahe der holländischen Grenze, wo ich während des Lesens sehnsüchtig aus dem Fenster sah, weil zwischen uns und den Nachbarn genau zu unterscheiden war: Mitten auf der Straße wechselte unser weißes Flutlicht in gelbes über, als bedeute dies Wärmegrade des Heils.

Die marmorierten Galaxiskreisel werden innen von Atelierscheinwerfern finster beleuchtet. Vom Fußboden bis zur Decke oder auch noch an ihr entlang spannt sich grüne oder andersfarbig psychotisch düstere Plüschware, die jeden Ton

verschluckt, so daß die Brille aufgesetzt und in ein Mikrophon gesprochen werden muß, in Andacht der vereinzelt Anwesenden.

Gezügelter Haß breitet sich aus. Nie lese ich dasselbe wie am Abend zuvor, eher warte ich darauf, daß ich mich im Satzbau verliere, oder aber, wenn er dahinfließt, lasse ich mich von einer gerade erfundenen Konjunktivkonstruktion weiterlocken, bis sie in verzweifelten Aktivpositionen versandet. Ich möchte auch meinen Teil an Neugierde, als sei ich, zuhörend, mit unten im weit auseinandersitzenden Forum vorhanden, ein Schakal, der Fehler gleich Aas begutachtet.

Die Zuschauer wollen zwei Dinge entdecken: Einerseits, ob der Schriftsteller ihrer Vorstellung entspricht, blaß, dick oder bloß gemäß allgemeiner Übertragungserwartung; oder ob Mimik, Gestik, gar Zahnspangenpfiff sich in der Erzählung adverbial wiederfinden lassen. Geschichte und sprechender Körper sollen deckungsähnlich zu einem Ausdrucksinzest gerinnen.

Danach, bei der verlangten Diskussion, hebt Notdurft an. Der obligate Linksüberholer verläßt uns verächtlich, noch ein paar Blockvokabeln hinter sich herschleifend. Zwei Greise und vier Lehrerinnen wollen Botschaften nach Hause tragen, und die jeweils anwesend Schöne, der ich entgegengelesen hatte und die ich in das Kamin der Selbstbegeisterung mitgenommen zu haben glaubte, verliert sich gelangweilt in den Falten ihrer weiten Hose, geht ebenfalls vorzeitig, ohne sich umzuwenden.

Die immer selben Fragen wird das geübteste Schulterblatt beantworten, das sich in allen Variationen auskennt:

Nennen Sie den Unterschied zwischen sich und Ihrem Publikum?

Sind Sie parteilich?

Wie sieht die Nutzanwendung Ihrer Bücher aus?

Haben Sie begriffen, daß niemand mehr liest? Wenn ja, wieso?

Schreiben Sie für eine Zielgruppe, oder ist das Wort verboten?

Sind Sie manchmal verzweifelt?

Sollen wir unseren Stadtkern sanieren?

Waren Sie auch schon drogenkrank, wie zum Beispiel meine Tochter?

Lesen Sie viel?

Was glauben Sie von der nächsten Wahl?

Stimmt Ihr Vorname oder besitzen Sie mehrere?

Was können Sie uns empfehlen?

Sie schreiben wie ... oder ... oder ... ! Warum?

Kann man Ihre Lyrik mit Caspar David Friedrich vergleichen und Ihre Prosa mit Vivaldi?

Sind Sie mit Ihrer Unterbringung zufrieden?

Hat der Kommunismus noch eine Chance?

Sind Sie verheiratet?

Stört Sie der Oberfluß der dritten industriellen Revolution?

Welche Autoren kennen Sie persönlich? Erzählen Sie, bitte.

Weitere Gemeinsamkeiten im Verlauf von Weissagungen will ich nicht preisgeben, jedenfalls bleibe ich einiges schuldig, auch dann, wie auf der letzten Leseschleife in einem abgeschiedenen Hotel der amerikanischen Herbergskette Ramada wohnend, hoch oben über der Bevölkerung in einem klimageregelten, fauchend großräumigen Zimmer mit Fernsehapparat, Getränkeschrank, Desinfizierblättern nebst einem überdimensionalen, hart gekochten Badetuch, das eingerissen war, doch ich nahm es morgens trotzdem mit. Der Schlitz, der sich beim nächsten Waschen verlängern würde, soll auf der Nähmaschine meiner Schwiegermutter wieder geschlossen werden. Vorratsnutzen drückt sich, so oder so, in Stoffen aus.

Am nächsten Tag, auf dem Weg zum Bahnhof, begegnen sich schon wieder Übel. Plakate verkünden die Lesungen von Kollegen, die anreisen werden oder schon dagewesen sind, ein geheimnisvolles Komplott der Marktwirtschaft, und gelbe Überkleber gebieten, daß auf Grund des Ausverkaufs der Vortrag in den evangelischen Gemeindesaal oder das neue Behindertenzentrum verlegt worden sei.

Ich fange zu rechnen an. Laut Verlagen lesen Gekrönte in einem Schwung bis zu fünfzig, sechzig Tagen hintereinander pro Jahr, was eine Summe von beinahe einem halben Hunderttausender ergeben kann. Zum Bahnsteig stapfend, beschwöre ich Verluste, die infolge Akklamation und Erschöpfung eintreten, abzutasten im nächsten Buch, einem fähigen Duplikat des

Vorherigen.

AUSLAND

Dorthin wollen wir alle, da es viel kostet und überaus umsonst ist. Außerdem beinhaltet der Schwund im Grade der Entfernung eine Erhöhung der Entropie, also der Unordnung, der wir unsere Einfälle verdanken.

Bleiche Flundern schwärmen Ober Kontinente aus, decken südamerikanische Vereine mit ihren Erinnerungen ab oder hüpfen durch die Hitze Australiens, wo außer Smaragddiggern, Arbeitslosen und einigen Truckfahrern niemand mehr unsere Sprache versteht.

In Nordamerika gibt es eine Zäsur, das College-System, in dem für ein halbes Jahr vor Anker gegangen werden kann. Man plagt sich mit Unwissen herum und erzählt von den Wundern und alten Narben Europas, als sei man Volksschullehrer.

In Indochina oder Afrika tritt man besser zusammen mit einer Jazz-Combo auf, damit sich Labiales wenigstens in Vokales verflüssigt, ein mäßiges Mißverständnis.

Ich kenne nur Skandinavien, die menschenleeren Weiten der Gebirge, Krüppelkiefern und des Schnees, wohin ich vor Jahren eingelotst wurde, im Flugzeug noch hemdsärmelig.

In Helsinki wunderte ich mich, daß ich Anlaß in einer zwischen Felsen eingelassenen Mensa zur unter Tischen und Stühlen polternden Verschickung von Bierflaschen wurde, kurz vor der Sperrstunde Mitternacht.

In Tampere, einem Industrieort in der Mitte Finnlands, sagte ein Sprachlehrer des Goethe-Instituts, melancholisch auf eine weiße Welle weisend, die vor zwei Tagen ein See gewesen war, daß er vor vier Wochen noch in Kenia gearbeitet habe, doch er stelle sich der neuen Aufgabe.

In Oslo stritt ich mit Kinderbuchautorinnen, die immer noch Stacheldrahtromane aus der Besatzungszeit schrieben, aber ein dicker hüftkranker Journalist, den ich aus den sechziger Jahren Berlins kannte, lud mich zu sich nach Hause ein, wo er eine sündenteure Flasche Süßmosel kredenzte, dann seinen privaten Destillationsapparat in Gang setzte, aus dessen Glasröhrchen sich allmählich Tropfen eines zur Blindheit verdammenden Alkoholesters verabschiedeten.

Endlich nahe dem Nordkap, aß ich eines Morgens aus einer Tüte rosa vereiste Krabbenkleinstteile, deren Wirkung zur Umkehr zwangen. Im Flugzeug, einer Propellermaschine, die ständig zwischenzulanden trachtete, konnte ich noch einmal Panik ausleben, so daß der Flieger tatsächlich einen Ölplatz übersprang. Durch die Bordfenster gesehen, lagen unten zusammengekoppelte, bis zum Hals der Kommandobrücke beladene Tanker, schwarze Inseln im frostigen Blaugrün gezackter Fjorde, ein Menetekel unsicherer Frachtraten.

Im Süden war ich nur ein Mal, in Rom zum 'secondo festival dei poeti del mondo', stattfindend inmitten der borghesischen Gärten auf der Piazza di Siena, die von kopfschmuckähnlichen Aztekenleuchten umgeben war, als habe es bei der letzten Filmproduktion zu viel Dekoration gegeben. Tausende wanderten zwischen Tischen und Teppichen umher, auf denen alternative Kost, Kleidung und Lektüre feilgeboten wurden. Dieser Ersatz des Ersatzes nistet sich sogar in Sonnenländern ein. Und etwa hundert Poetinnen und Poeten drängten sich auf einer Freiluftbühne, bedröhnt von internationaler Kassettenmusik.

Seither weiß ich, der Tod der Literatur ereignet sich unter dem Himmel der Sterne. Eine abstruse Komödie begann: Eingeflogene Könige aus der Saheltrockenzone deklamierten klassisch Französisches; viele Italienerinnen sprachen italienische Verse mit Intarsientremolo, was mich an dieser Sprache, die ich seit Jahren richtig lernen möchte, wieder zweifeln ließ; ein stämmiger Bronx-Neger heulte seine Verachtung in die Menge, die sich geschmeichelt fühlte, obwohl selbst römische Gymnasiasten kaum amerikanisch verstehen; ein alter Bulgare rührte, weil er Zeilen seiner Ballade vergessen hatte.

Die Höhepunkte waren die Auftritte etlicher Herren aus Kalifornien, die teils zusammen oder begleitet von einer Klarinette oder einem Englisch-Horn kunstreich Silben zerhackten, dehnten, ballten, maliziös verwirbelten. Manche von ihnen trugen schwarze Trikots. Faszinierend, daß die Geschwisterschule Jandl-Schwitters nun auch die Westküste erfaßt hatte; im Reich der Muse wollte nichts verloren gehen.

Ich kam morgens gegen zwei Uhr an die Reihe, als ein Sohn ehemaliger barbarischer Besatzungsmacht auf den gebührenden Platz verwiesen. Und endlich in ein langes Gedicht einsteigend, während dem es mir nicht gelang, im Wechselgang meine Übersetzerin einzuholen, die stets ein, zwei Zeilen voraus war, da schallten mir von den letzten Betrunkenen unmißverständliche Grüße entgegen, die Heil Hitler, Heil Himmler lauteten.

Im Hotel Ritz, das überhaupt nicht dem berühmten glich, sondern eher einem aluminiumverklebten und innen verwüsteten Jumbo-Jet, lernte ich den einzigen ausersehenen deutschen Weltraumflieger für die Space-Shuttle kennen, ein Festkörperphysiker, und dessen Leibarzt, ein Schwabe mit großstädtisch iberisch anmutender Frau, Teilnehmer eines Kongresses der NASA.

Wir sprachen über den Unterschied von Naturwissenschaft und Literatur, Exaktheit und anscheinender Willkür, ein Thema der Sehnsucht nach dem jeweilig Unerreichbaren, was den höchsttrainiert zukünftigen Piloten lyrisch stimmte und mich erbitterte, viel Wissenswertes versäumt zu haben. Denn die beiden Lager profitieren fast nie von einander, beharren auf ihre Inselhistorien, obgleich die Mathematik der Unschärfefelder wie nach ethischen Begriffen verlangte, dagegen retardieren die strengen Gebote und Sensibilitäten der Semantik immer säuberlicher. Wir schieden mit Versprechungen.

Ich mußte noch meiner Bezahlung nachjagen, auf der Spur römischer Organisation eine Kolportage ununterbrochener Interrupti. Schließlich stöberte ich einige ihrer Wesen hinter dem schwarz verkrusteten

ehemaligen Justizpalast in einem Kellertheater auf, Mädchen, die auf Lotterbänken lagen und sich in der Hitze verächtlich zwischen den Brüsten kratzten. Doch am Flugplatz stellte ich fest, daß ich trotz aller Hartnäckigkeit betrogen worden war, da das Ferienticket, ausgestellt zu einem Preisnachlaß, den diese Römerinnen sicher für sich benutzten, erst nach einer Woche Aufenthalt wieder galt. Der Aufschlag kostete den halben Lohn, damit der dumme Hunne heimwärts fliegen konnte.

KINDER

Für sie lese ich am liebsten, wobei es eine Demarkationslinie gibt. Ab dreizehn, vierzehn sind sie meist von Platten- und Fernsehpest verseucht, ahmen, durch die Pubertät gezwungen, Erwachsensein nach, werden mißbraucht und kleinlich, bereits in der Schule von Karrieredruck gebeugt. Ein Spiel ohne Nutzen kommt ihnen verdächtig vor, was es auch ist.

Jedoch die Jüngeren hören zu, still oder sich gegenseitig boxend, so daß man nach jeder Geschichte der Motorik freien Lauf lassen sollte, entgegen der Geniertheit von Aufsichtspersonen, und gemeinsam stampfen wir dann mit Geschrei auf der Stelle zum Mond, um befreit wieder auf unsere Plätze zurückzufallen.

Kinder sind rücksichtslose Verwerter riskanter Phantasie, wozu Birne, Figur zahlreicher Erzählungen, herausfordert, ohne daß sie mit den nicht so omnipotenten Eltern oder größeren Geschwistern verglichen werden muß, eine naive Gelegenheit ludernder Exzentrik.

Verkehrsampeln machen sich selbständig; ein Zwerg marschiert schimpfend durch den Hof Ludwig des XIV; die unsichtbar magnetischen Jucker auf dem Mars erklären biologisches Leben als permanente Krankheit; Jungsteinzeitmenschen funktionieren eine Gletscherspalte zum ersten Eisschrank um; ein Masthuhn gelangt in die Freiheit und stirbt. Wie gesagt, Mut zur Neugierde, Zorn und Tränen verschieben die Grenzen täglichen Daseins.

Die Fragen der Kinder zielen direkt, sind unhöflich selbstbewußt, und mittelbar gelingt es dabei, mehr über Literatur zu reden, die mir am Herzen liegt, als in feierlichen Auditorien.

Das kann ich auch, heißt es.

Schreiben Sie von morgens bis abends?

Warum ist der Zwerg klein geblieben? Damit er nicht erwischt wird?

Wo gibt es die Bücher?

Auf dem Mars war ich auch schon und noch viel weiter!

Ich schicke meiner Freundin Briefe, in denen eine Stecknadel vorkommt. Du legst Stecknadeln bei? Quatsch, sie hört auf uns und pikst!

Was verdient man als Schriftsteller?

Sind Sie lange in die Schule gegangen?

Haben Sie ein Auto? Wenn nicht, was dann?

Wie groß ist Ihre Wohnung?

Warum verwenden Sie manchmal so komische Worte?

Kann man Schreiben lernen?

ich singe gern!

Ich kenne dreizehn Gedichte auswendig, auch eigene!

Hören Sie auf, wenn Sie Millionär sind?

Ich bin schon allein auf einem Motorrad gefahren!

Fällt Ihnen immer etwas ein? - Wieso?

Kommen Sie wieder?

Jetzt ist Pause!

Das traute Lachen der Lehrerinnen ist mir peinlich, obwohl ich mittue, doch geradezu idealistisch ernst versuche, Methoden, Träume und Absichten des Handwerks zu erklären, die in ihren Manövern kindlichen Ansprüchen sehr ähnlich sind, unvernünftig Schmerz und Lust nicht zu verbergen, als wollte ich die versammelte Schar gleich zum Schreiben verführen.

Das politische Klima spielt eine gewichtige Rolle. Undenkbar, daß heute, wie vor zehn Jahren hinter einem Nordseedeich in einer Volksschule geschehen, etwa siebzig Kinder während einer Lesung sich bis zu einer momentanen Machtergreifung aufgerufen fühlten, die Lehrer aus der Turnhalle drängend und mit Barren, Matten und Medizinbällen einen babylonischen Turm errichtend, ihr Reich. Zuletzt floh ich durch ein Fenster.

Die Kinder sind schüchterner, trauriger geworden, ebenfalls Grund, Bücher voll Ausgleichsironie oder verklärender Eigeninszenierung zu meiden.

VERBEUGUNGEN

Viele Kollegen haben keinerlei Furcht vor der Dromomanie der erotisierten Wanderlust. Ihre Vortragskraft schafft sich simultan zwischen Bahnhofsbücherei und Stadtbibliothek genügend Platz. Beim Signieren entspannt sie sich wieder, behutsam graduell erregt. Ich schätze, sie wird ihren Weg bis zum Ende meistern.

Ich grüße ein paar türkische Deutschlehrer, an deren Tisch ich saß, zunächst stumm, dann fing auch ich vorsichtig zu reden an, von Kellerwohnungen, Schulen, ihrer und unserer Sprache, Wagnissen und Urteilen. An unseren Köpfen kroch Rauch entlang, durch den Licht blinzelte.

Und ich grüße die Zuhörer oder Zuschauer, die Auftritte bald verließen. Nicht nur nervösen Kaskadenmägen haben sie jeweils beigepflichtet, nicht mehr durchzuhalten, sie ließen auch leise das Pendel von notwendigem Erwerb weit über offiziellen Gemeinsinn ausschlagen.

Dankenswerterweise wurde ich zunehmend als verrückt erklärt. Was ich gelesen habe, sei nicht wirklich, nicht realistisch, nicht, wie die Formel beamtenhaft abschloß, nachvollziehbar. Diese Wüsteneien oder kalamitösen Verschachtelungen gebe es nicht, und sie meinten Deutschland, ein philharmonischer Überschuß des Gelächters, der Wut und des Segelflugs wie über den glostenden Kamm eines unter den Betongebirgen sich rekelnden Drachens hinweg und hinauf bis zum Absturz.

Literatur-Konkret 1995, S. 40

Alfred Hrdlicka

Weltbild, Bildwelt

Über die Ästhetik des automatischen Faschismus

Wie war das möglich? Sobald die Sprache auf den Zweiten Weltkrieg kommt, ist man versucht, Faschismus, Drittes Reich, Auschwitz etc. als unfaßbare Entgleisung abzutun, nie und nimmer wiederholbar in unseren Breitengraden, uneinfühlbar und letztlich ein riesiges Mißverständnis. Die unterschwellige Sehnsucht, diesen Geschichtsabschnitt im Nachhinein umzuschreiben, ermöglicht so hanebüchene Unternehmungen wie die gefälschten Hitler-Tagebücher, an die, so glaube ich, ernsthaft kein Mensch glauben konnte, man wollte eben, in der Hoffnung, Korrekturen anbringen zu können. Betrogene und Betrüger sind eines Geistes Kind.

Für mich ist Faschismus (faschistoid!) nicht einfach ein Begriff, mit dem es sich leichthin argumentieren läßt, sondern Empirie. Ich habe meine Kindheit und einige Jahre meiner Jugend unter dieser Fuchtel verlebt. Zuerst mußte ich dem lieben Gott und ein paar Jahre später dem Führer und der Vorsehung danken für die stramme patriotische Erziehung, der ich nicht zuletzt meinen untrüglichen Instinkt für präfaschistische Seelenmassage und Geisteshaltung verdanke. Und so weiß ich auch, wovon ich rede, wenn ich sage, wir begegnen dem automatischen Faschismus in unseren Tagen auf Schritt und Tritt. Er stellt sich nicht so radikal dar wie der Nationalsozialismus, er wird löffelweise verabreicht.

Zum Wesen des automatischen Faschismus gehört das blinde Selbstverständnis, alles und jedes abzusegnen, was nach den eigenen Spielregeln zustande gekommen ist. Mehrheitsfetischismus. Da die Nationalsozialisten auf dem Höhepunkt ihrer Macht sicher die Mehrheit des Volkes hinter sich hatten, müßte man alles absegnen und billigen, was in diesem Zeitraum geschah, schließlich waren die Juden eine Minderheit. Man darf auch nicht vergessen, daß Hitler nach demokratischen Spielregeln ganz legal an die Macht kam, er war Chef einer Koalitionsregierung.

Dieses Selbstverständnis, die eigenen Interessen als absolute Wahrheit zu verkaufen, spiegelt sich auch in der Nachrüstungsdebatte unserer Tage bis an die Grenzen der Selbstverblödung und -vernichtung. Ich nehme die heutige »Süddeutsche« (18.8.83) zur Hand und bringe zwei Beispiele: Seite 8: »Neuer Griff nach alten Kampfmitteln. In den USA geht die Debatte über die Verwendung von Giftgas als Abschreckungswaffe weiter ... Die Mehrheit nimmt an, daß die Europäer, wie es der liberale Republikaner Senator Hatfield aus Oregon ausdrückt, nicht auf die Argumente für die Vorbereitung auf einen Giftgaskrieg 'hereinfallen' würden: 'Sie wissen, daß diese Waffen vornehmlich zur Aufstellung auf ihrem Boden bestimmt sind.' Sie töteten nicht Truppen in ihren Schutzuniformen, sondern die Zivilbevölkerung, und zwar auf beiden Seiten.«

Welch ein Glück, daß die Mehrheit der Amerikaner die Europäer für nicht ganz so blöd hält, wie es die Minderheit annimmt. Was geschieht aber, wenn sich die Mehrheitsverhältnisse ändern, dann ist wohl die Stationierung von Giftgas in Europa eine beschlossene Sache, ähnlich der Stationierung der Pershing II?

Mit welch hirnverbranntem Selbstverständnis dies begründet wird, findet sich gleichfalls in der »Süddeutschen« auf Seite 6: »USA weiter gegen Einbeziehung britischer und französischer Raketen«, denn, so wird argumentiert, »Moskau wolle mit seiner Haltung seine Forderung nach einem 'ungleichen Kräfteverhältnis' zwischen der UdSSR und den USA rechtfertigen«. Wenn es darum geht, das Kräftegleichgewicht UdSSR/USA auszubalancieren, so gibt es doch nur eine logische Verhandlungsbasis: für jede US-Atomrakete auf europäischem Boden eine sowjetische auf amerikanischem. Was würde der Westen sagen, wenn es darum ginge, wieviele Atomraketen die UdSSR in Cuba plazieren dürfte, ohne daß die USA auch nur eine einzige Rakete in Europa stationiert hätten?

Was das alles mit faschistischer Ästhetik zu tun hat? Es ist der selbstgefällige Wahnwitz, der schon Hitler und Mussolini beseelt hat, denn der Faschismus ist, das muß man leider sagen, die Ausgeburt der bürgerlichen Demokratie. Das allgemeine Wahlrecht der Engländer ist einige Jahrhundert alt, doch was haben die Briten in diesen Jahrhunderten der Weh nicht alles angetan? Bevor den Juden im Dritten Reich untersagt war, Parkbänke zu benutzen, haben es die Briten den Chinesen in China untersagt. Den Rassismus hat ja nicht das Dritte Reich erfunden. Solange man zu Hause schön brav wählen darf, ist in aller Weh alles erlaubt. Der exportierte Faschismus wird legitimiert durch parlamentarische Mehrheitsbildung. Wie schön für die, die es betrifft.

Wie gesagt, meine Schul- und Lehrlingszeit habe ich ausschließlich unter Austro- beziehungsweise großdeutschem Faschismus abgedient. Die Mechanismen der Uneinsichtigkeit sind leicht in Gang zu setzen, direkt und indirekt. Und wenn man sich heute auf den Pluralismus beruft, so muß man objektiv feststellen, daß auch der Faschismus weiter nichts ist als ein Konglomerat von zum Teil divergierendsten Weltanschauungen, streng eingebündelt in jahrtausendalte Vorurteile.

Nicht jeder wurde ein Nazi, weil er »Mein Kampf« gelesen hat, die wenigsten haben dies getan, für manchen Intellektuellen genügte der Ring des Nibelungen oder - armer Nietzsche! - Zarathustra.

Auf der Suche nach Selbstfindung wird das Tor zur Selbstverherrlichung aufgestoßen, dies zu durchschreiten versagt man sich nicht gern. Ich habe dies in der Praxis auf vormilitärischen Ausbildungslagern erlebt, wo man gar nicht so unkritische jugendliche binnen acht Tagen umgedreht hat. Auslese- und Führerprinzip, Zauber der Montur, das Aufgenommenwerden in eine Gemeinschaft, die angeblich höhere Ansprüche stellt, das geradezu erotische Verhältnis zum Vorgesetzten, Ermunterung und Beifall.

Wie ich diesen Versuchungen widerstand, ist leicht zu erklären. Als Kind einer subproletarischen Kultur, meine Kinderjahre verbrachte ich in einer Arbeitslosensiedlung in der »Peripherie« von Wien, war mein ästhetischer Level die Illegalität. Von oben verordnetes Verhalten war das Letzte, staatlich abgesegnete Vorbilder Feindbild, die Form des Zusammenlebens unprätentiös, mißtrauend jeder falschen Vertraulichkeit. Nicht die Einsicht in politische Zusammenhänge war es unbedingt, die mich die Nazis hassen ließ, sondern schon deren Umgang miteinander, dieses andauernde Männchenmachen und Herumgehampel, Ehrenbezeugung, Grußpflicht, oder, wie schon Tucholsky über eine nationalsozialistische Wahlversammlung schreibt: »Zuerst einmal übten sie aufstehen und niedersetzen«.

Als ich dann noch auf einem SS-Werbelager die Unterschrift verweigerte, unter Berufung darauf, daß mein Vater bei einer Strafkompanie der Organisation Todt sei, war der Teufel los. Nach all den schönen Wochen, die sie mir da geboten hätten, der Kameradschaft im Ausbildungslager für zukünftige Gebirgsjäger so eine Antwort! Ehrlich gesagt, ich fürchtete damals um meine Gesundheit, vielleicht sogar um mein Leben, denn ein kleiner Absturz hätte sich leicht konstruieren lassen, schließlich war ich der einzige Neinsager im ganzen Lager.

Das soll keine Selbstbeweihräucherung sein, sondern nur aufzeigen, daß einem eine Lebensform so zuwider sein kann, daß man mehr riskiert, als man beabsichtigt hat, die Berufung auf meinen Vater war nur eine Ausrede, mir war einfach dieses Zusammenleben unerträglich, Donnerbalkenromantik, Bettenbau, ein Lied!

Im Begleittext zu meinen Radierungen zum 20. Juli 1944 schreibe ich über die paramilitärische Paralyse der Weimarer Republik und über den panmilitärischen Parasitenstaat Drittes Reich, der jeden Lebensbereich in ein Ordnungssystem gedrängt sehen will, wobei ich nicht leugnen will, daß im Schatten eines Ordnungssystems Dinge gedeihen können, die der Überschreitung der Reizschwelle zur Illegalität sehr förderlich sind.

Sicher kann man von einer gewissen Pervertierung meiner politischen Grundeinstellung sprechen, wenn ich mich erinnere, daß es mir überhaupt nicht angenehm war, daß mein Vater nach dem Krieg plötzlich Mitglied einer legalen, ja staatstragenden Partei war. Ich weigerte mich auch strikt, der kommunistischen Jugend- oder irgendeiner Studentenverbindung beizutreten. Allein schon organisiertes Mädchen- und Frauentum war der blanke Horror und ich gebe zu, daß ich heute noch etwas gegen so etwas habe. Meine reaktionäre Einstellung zum anderen Geschlecht habe ich nie geleugnet. Bei den Veranstaltungen von »Glaube und Schönheit« haben mich die beseelten Keulenschwingerinnen, sie wollten weiß Gott was ausdrücken, nicht im geringsten interessiert, die Damen aber im Rhönrad mit ihren gespreizten Beinen sehr wohl aufgeregt. Mein Schamhaarfetischismus stammt wohl aus dieser Zeit.

Warum man den HausderKunst-Maler Ziegler den Reichsschamhaarmaler genannt hat, ist mir ein Rätsel, der hätte bei Otto Dix in die Lehre gehen sollen, desgleichen der Kriegsbildermaler Padua, denn die Nazikunst hatte in der Tat ein gestörtes Verhältnis zur Wirklichkeit. Im Prinzip waren sie alle Abstrakte. Besser gesagt: das Menschenbild der Nazis war ein abstraktes, konstruiertes.

Arno Breker war in der bildenden Kunst der bekannteste und signifikanteste Verfechter einer Herrenrasse, die dem Mechanischen näher als dem Organischen war, und damit Vorläufer einer technokratischen Kunstauffassung, die nach 1945 voll zum Tragen kommen sollte. Wie der radikale Faschismus hat auch der Technofaschismus in erster Linie organisatorische, funktionalistische Absichten mit dem Menschen oder, wie es immer so schön hieß, mit dem Menschenmaterial.

Sachbezogen, wie die Nazis nun einmal waren, waren sie auch perfekte Designer. Ein Museumsleiter (Folkwang, Essen) und SS-Führer, Graf Baudissin, sagt: »Die vollkommenste Form, das herrlichste Gebilde, das in der letzten Epoche geschaffen wurde, entstand nicht in den Ateliers unserer Künstler, es war der Stahlhelm, den die grauen Kolonnen trugen.« Symbole, Runen, Uniformen, Standarten, Aufmarschpläne für geometrisch geordnete Menschenmassen, die das Aufgehen im Großen und Ganzen vorexerzierten, waren vorrangige künstlerische Anliegen der Nazis.

Der Massenmord, wohl organisiert wohlgeordnet, ist keine Entartung, sondern die logische Konsequenz technokratischen Denkens. Der Architekt und der Bildhauer, Speer und Breker, waren in erster Linie organisatorische Talente, Technofaschisten, ganz gewiß keine Radikalfaschisten. Sie hatten nur das Pech, Schaufenstergestalter und Schaufensterpuppen des Nationalsozialismus zu sein, und so konnte man sich nach 45 ihres Talents nicht mehr bedienen. Von den Geheimdienstfähigkeiten eines Herrn Barbie hat der CIA ohne die geringsten Gewissensbisse Gebrauch gemacht.

Ich habe früher einmal geschrieben, Brekers Formenwelt sei eine männliche und eine weibliche Gliederpuppe in den verschiedensten Posen. Nachdem ich vor kurzem in einem Breker-Prachtband geblättert habe, muß ich mich korrigieren: es sind nicht zwei Gliederpuppen, es ist nur eine, der die primären beziehungsweise sekundären Geschlechtsmerkmale stets

schicklich, aber stets auch sehr ungeschickt angefügt werden: die Brüste immer tadellos, versteht sich, immerhin haben sie noch etwas von dem an sich, was man ein Organ nennt, was man vom männlichen Genitale nicht behaupten kann, es ist bestenfalls eine Applikation.

Alles, was Breker gestaltet hat, ist leer, wie die Bilder eines Mondrian oder Newman. Abgesehen von einigen Portraits von frappanter Ähnlichkeit, hat Breker nie versucht, irgendein Menschenbild zu gestalten, der Mensch ist bloß Vorwand; den Schritt' zur reinen konsequenten Abstraktion konnte oder wollte er nicht vollziehen, vielleicht spricht das sogar für ihn. So blieb er ein Vorläufer der Minimal Art, ohne sich völlig anzupassen.

Sein Reichsautobahnkilometerdenken, wienerisch formuliert »der leere Kilometer«, findet aber Eingang in fast alle gängigen nach dem Krieg forcierten Kunstrichtungen: monochrome Malerei, Op Art, Hard edge usw. Alles endlos wiederholbar, seriell, wie von einem Stück abgeschnitten, Laufmeterbilder.

In deutschen Landen war es Ernst Wilhelm Nay, der als erster die grenzenlose Monotonie, abgepaßt in Einzelbilder, lieferte. Inzwischen haben sich viele Ismen an- und abgemeldet; was sie durchwegs auszeichnet, ist ihre Nachahmbarkeit, ähnlich einem Industrieprodukt. Kurzfristig marktüberflutend, marktbeherrschend, Produktion und Interpretation marschieren in Reih und Glied.

Die Kunst auf Vordermann zu bringen, war nach 1945 Hauptanliegen all jener, die damit beschäftigt waren, Ausstellungen zu organisieren, staatliche Sammlungen aufzubauen, meinungs- und preisbildend zu wirken. Sie bespöttelten das Haus der deutschen Kunst und bauten gleichzeitig an dem Luftschloß der freien Kunst im Westen. In irgendeiner Polemik habe ich einmal geschrieben, daß es für einen Künstler der Nachkriegszeit wichtiger war, den »Avantariernachweis« zu erbringen und bei der richtigen Richtung eingeschrieben zu sein, als Kunst nach seiner Überzeugung zu machen.

Die Reichskammer der Westkunst hat da strenge Maßstäbe. Wer zum Beispiel einen Museumsleiter beleidigt, beleidigt alle. Das System der Gleichschaltung und der Kontrolle funktioniert besser denn je, nur steht die demokratische Gesellschaft auf dem seltsamen Standpunkt, man solle es ihr nicht übelnehmen, sie meine es ja schließlich besser als andere Systeme. Die Unfreiheit in der Freiheit dient ja nur dem Schutz der Freiheit.

Der automatische Faschismus ist eine verrückte Sache, er kann nämlich gar nichts dafür, daß es ihn gibt. Sein Spiegelbild in der bildenden Kunst sollte uns jedoch eine Warnung sein: so wie in der Kunst der Mensch zur persona non grata wurde, so kann es auch eines Tages dem Staatsbürger ergehen. Der Staat muß die Einrichtungen, die er zum Wohl des Bürgers geschaffen hat, vor dem Bürger schützen und diesen somit mehr oder weniger abschaffen, das heißt ihn zwar als notwendiges Übel akzeptieren, aber auf ein durchprogrammiertes Wesen reduzieren.

Ganz gleich, ob man es als ästhetisches oder psychologisches Phänomen einstuft, es fällt auf, daß die Gegner von Krieg und Unterdrückung durchaus fähig sind, dies in der Bildnerei darzustellen, jene aber, denen dies Lebenselixier ist, unfähig. Die ganze BlutundBoden-Kunst hat nichts hervorgebracht, was sich mit Picassos »Guernica« messen könnte. Dem administrativen Charakter des Faschismus entspricht es, die Problematik der eigenen Gewaltausübung indirekt zu signalisieren, ästhetisch eingebettet, verschanzt hinter einem dekorativen Schönheitsbegriff.

Das umstrittene Hamburger Kriegerdenkmal ist ein Musterbeispiel dafür. Der in die Schlacht beziehungsweise zur Schlachtbank geführte Soldat ist bar jeder individuellen Gestaltung, Bestandteil eines Bewegungsablaufs, der nicht mehr zeigt als die Vervielfältigung ein und derselben »Unperson«, die Persönlichkeit wird bewußt ausgelöscht.

Im Zug einer immer stärkeren Technisierung, Zerstörung der Umwelt und Überrüstung, sind die Apologeten des Technofaschismus dazu übergegangen, den Menschen als Fortschrittsfeind anzuprangern, der sich der zweiten technischen Revolution in den Weg stelle, die Entwicklung der Mikroprozessoren verzögere, den Computer denunziere, dem Roboter ein Bein stellen wolle, ihm sogar den Arbeitsplatz streitig mache - Maschinenstürmer, pfui Teufel!

In der psychologischen Kriegsführung gegen die Nachrüstungsgegner werden gelegentliche Ausschreitungen bei Demonstrationen, vorzugsweise solchen, die noch gar nicht stattgefunden (heißer Herbst), als Schreckensvision verkauft, die menschheitsbedrohenden ABC-Waffen, Raketen usw. jedoch als das Selbstverständlichste der Welt hingestellt, mit denen der moderne Mensch eben leben müsse. Dies Übel aus der Welt schaffen zu wollen, wäre gestrig, außerparlamentarisch, antirechtsstaatlich, chaotisch, bundesbürgerbedrohlich. Wie lebenswert dagegen eine durch Neutronenbomben gereinigte Welt: niemand bräuchte mehr um seine Auslagen- oder Fensterscheiben zu zittern, da es niemanden mehr gäbe, der sie einwerfen könnte.

In der bildenden Kunst wurde die Neutronenbombe längst hypothetisch gezündet: Das anpassungsfähige, experimentierbeflissene Meerschwein Künstler hat in großer Zahl zufriedenstellend darauf reagiert und den Menschen aus seiner bildnerischen Vorstellungswelt eliminiert. Ein Weltbild ohne Menschenbild, dominiert von Quadraten, Ornamenten, Strukturen, Nirostaplatten und -röhren, Stangen, Kugeln, Würfeln und ähnlich aufregenden und gestaltungswürdigen Bildinhalten. Wenn man den Experten Glauben schenken darf, liegt die Bildnerei damit ganz weit vorn, bleibt nur zu

wünschen, daß Oscar Wildes »Die Natur ahmt die Kunst nach« in naher Zukunft Wirklichkeit wird.

Literatur-Konkret 1995, S. 43

Matthias Altenburg

Lest und staunt!

Rezensionen

Albert Camus: Der erste Mensch. Roman, Rowohlt Verlag, Reinbek 1995, 383 Seiten, 42 Mark

Als der Facel Vega 500 von Michel Gallimard am 4. Januar 1960 auf der Fahrt von Lourmarin nach Paris von der Straße abkam und gegen einen Baum prallte, war Albert Camus, der auf dem Beifahrersitz gesessen hatte, sofort tot. Unter seinen Habseligkeiten, die man an der Unfallstelle fand, war auch eine schwarze Ledertasche, die das Manuskript eines unvollendeten Romans enthielt, an dem der Autor bis kurz vor seinem Tod gearbeitet hatte und der seitdem als Legende durch die Feuilletons geisterte. Das letzte Werk des Albert Camus heißt *Der erste Mensch* und ist jetzt, ein Jahr nach der französischen Originalausgabe, auf deutsch erschienen. Schon bei der Lektüre der ersten Seiten bedauert man, daß Luchino Visconti diesen Roman nicht mehr auf ähnlich kongeniale Weise verfilmen konnte, wie es ihm 1967 mit *Der Fremde* gelungen war. Das Buch ist eine schwach verschlüsselte Autobiographie und hat kaum weniger poetische Kraft als Camus' berühmteste Erzählung. Wäre der Autor nicht längst ein Heiliger, hätte ihn die deutsche Kritik wohl selbst postum für solch wunderbar furchtlose Passagen geschlachtet: »... er konnte endlich schlafen und in die Kindheit zurückkehren, von der er nie erlöst worden war, zu diesem Geheimnis aus Licht und warmherziger Armt, die ihm geholfen hatten zu leben und alles zu meistern.« Dieser Satz beschreibt in nuce den gesamten Roman, der, selbst noch ein Kind, mit allen Unzulänglichkeiten des ersten Wurfs behaftet ist und dennoch schon das »Werk der Reife« ahnen läßt, das Camus mit diesem Buch hatte schreiben wollen. Als Fragment, wie es jetzt vorliegt, ist er immer noch die schönste Liebeserklärung an eine Kindheit in Algerien, an eine Mutter, die kaum hören und weder lesen noch schreiben konnte, und an einen Grundschullehrer, der seine Aufgabe darin sah, jedes Kind seine eigene Wahrheit finden zu lassen.

Aus den Tiefen des Frankfurter Feuilletons hört man bereits raunen, daß es an der Zeit sei, unsere Bewunderung für Camus zu überprüfen. Lassen wir die Prüfer prüfen. Wir lesen!

Raymond Cousse/ Jean-Luc Bitton: Emmanuel Bove. Biographie, Deuticke Verlag, Wien 1995, 49,80 Mark

Wer Emmanuel Bove nicht kennt, soll von Literatur schweigen. Oder rasch in die nächste Buchhandlung laufen und noch in dieser Nacht den kleinen Roman *Meine Freunde* lesen. jetzt, fünfzig Jahre nach Boves Tod und fünfzehn nach seiner überfälligen Wiederentdeckung, jetzt, da es endlich eine Biographie dieses Mannes gibt, werden die erst kürzlich erschienenen deutschen Übersetzungen seiner Bücher bereits verramscht. - Das heißt aber auch: Sie sind zur Zeit noch wohlfeil zu haben. Also lauft, Leute, lauft und kauft und lest und staunt und lacht und weint. Macht, was ihr wollt, aber laßt euch diese Sätze nicht entgehen: »Niemand beachtete mich. Ich war traurig. Ich bemühte mich, es zu bleiben. Ich wollte, daß die Reisenden bei der Abfahrt ein schlechtes Gewissen hätten: daß sie an mich dächten, wenn der Zug mit ihnen in andere Länder rollte.«

Von Colette entdeckt, von Rilke bewundert (»Ich trachte immer, ihm zu folgen ... «), von Beckett verehrt, von Handke ins Deutsche übersetzt, haben die Erzählungen und Romane Emmanuel Boves doch kaum den Status von Geheimtips übersprungen. Es scheint, als wolle sich im wechselhaften Schicksal dieses Werkes noch einmal das seines Lebens spiegeln. 1898 als Sohn eines russischen Einwanderers und einer deutschsprachigen Luxemburgerin in Paris geboren, wird er von seinem arbeitslosen aber großmäuligen Vater zwischen der verachteten Mutter und der geliebten Stiefmutter hin- und hergestoßen. Er arbeitet als Kellner, als Straßenbahnfahrer und am Fließband bei Renault. Mal wohnt er hier, mal dort, und genauso schnell wie er an dem einen Ort auftaucht, ist er an einem anderen wieder verschwunden. Er beginnt zu schreiben, wird gefeiert, stirbt und wird vergessen. Einen »Proust für Arme« hat man Bove in den zwanzigerjahren nicht ganz unzutreffend genannt. Mit dem gleichen Recht könnte man ihn einen französischen Cechov oder einen Kafka für Erwachsene nennen. Egal! Lest und staunt, wie euch einer mit den einfachsten Sätzen mitten ins Herz trifft.

Literatur-Konkret 1995, S. 44

Christel Dormagen

Nutzteile & Restkörper

Rezensionen

Kerstin Ekman: Geschehnisse um Wasser. Roman, aus dem Schwedischen von Hedwig M. Binder. Neuer Malik Verlag, Kiel 1995, 544 Seiten, 48 Mark

Ach, da können einem ja Kümmerkrimis á la Noll, alle Beziehungskrisen Marke Schneider, Peter, und alle Historie-plus-Natur-plus-Geheimnis-Schinken im Nebel von Avalon gestohlen bleiben. Lesen Sie lieber die *Geschehnisse am Wasser,* und Sie haben alles in einem und besser. Dieser wunderbar dicke Roman der Schwedin Kerstin Ekman, die bei uns noch wenig bekannt ist, hat mich so gebannt, daß ich trotz strahlender Sonne drei Tage lang das Sofa hütete und las und las und zwischendurch nur mal in meinem mickrigen Atlas herauszufinden suchte, wo genau diese Krimi-, Liebes-, Dörfler- und Szene-Geschichte angesiedelt ist. Im leeren Norden Schwedens nämlich, an der Grenze zu Norwegen, im Hochland der Fjälls, wo vergessene Vergangenheit und 1990er Gegenwart sich reiben, wo Metropolenaussteiger hinziehen, um einfaches Kommuneleben zu spielen, wo archaisch-gewalttätige Morde geschehen, über die 20 Jahre lang Schweigen bewahrt wird, wo die Moderne in Form von Holzkonzernen eindringt und wo die düsteren Geheimnisse sich nicht wie im Märchen zum Happy-End auflösen, sondern wie im Leben einen bitteren, verschlungenen, offenen und wahren Ausgang nehmen. Und nebenher erfährt man sogar manches über das Wirken von Liebe und Tod, von Zeit und Natur, was man sich in dieser Form nicht sowieso immer schon gedacht hat. Nur ein bißchen schöner übersetzt hätte diese schwedische Köstlichkeit sein können.

Francine du Plessix Gray: Was wir träumen, wenn wir lieben. Das Leben der Louise Colet - Literatin, Feministin, Geliebte Flauberts. Kindler Verlag, München 1995, 542 Seiten, 48 Mark

Zu Lebzeiten war sie berühmter als er. Sie galt als »die zehnte Muse«, die »Göttin der Romantik«, als er noch ein ungedruckter Provinzschriftsteller war. Mit der jetzt erschienenen Lebensgeschichte der Louise Colet (1810-1876) war also keine Unbekannte zu entdecken, sondern eine Skandalfrau zu rehabilitieren.

Denn fast 100 Jahre lang mußte die schöne Louise als männerverschlingende Intrigantin dafür herhalten, daß der Ruhm des literarischen Gottes Flaubert umso heller erstrahlte. Die schwierige Liebesgeschichte der beiden - von nur wenigen Treffen, aber unzähligen Briefen (die ihren hat er leider fast vollständig vernichtet) genährt - wurde bislang eher unter dem Gesichtspunkt der weiblichen Vehinderung von männlicher Kunst abgehandelt. (»Ich wünschte, Du wärest ab dem Bauch aufwärts ein Mann. Du belastest und störst mich und gehst mit dem weiblichen Element verloren« - Flaubert an Colet).

Spannend an der soliden neuen Colet-Biographie ist die Beschreibung des kulturellen Pariser Lebens um die Mitte des letzten Jahrhunderts, das einem mit seiner hemmungslosen Klatsch- und Ruhmsucht, dem Klinkenputzen und Buhlen um Gefälligkeiten, dem Preisvergabegekungel und dem karrieregeilen Einsatz von Macht und Sex verblüffend bekannt vorkommt. Und mittendrin die attraktive, geschiedene, alleinerziehende, mittellose Frau und Mutter, die nach oben will. Und es schafft, obwohl die Männerkünstlerreihen damals sehr viel aggressiver geschlossen waren (»Die Schreibwut der Frauen ist die Cholera des 19. Jahrhunderts« - Barbey d'Aurevilly). Heute wäre Colet eine begabte Journalistin und Tagesschriftstellerin (eine »Erica Jong des 19. Jahrhunderts« nennt ihre Biographin sie sogar mal): Sie verdiente ihren Lebensunterhalt mit Schreiben und produzierte deshalb viel und hastig und schlampig, setzte ihre Mittel - Körper und Wörter - gezielt ein, ließ sich aber in ihren herrschaftswidrigen politischen Ansichten nicht korrumpieren. Kurzum, sie war keine begnadete Schriftstellerin, aber eine sehr wache, widersprüchliche, erregbare, selbständige Frau. Ob man sie deshalb, wie die Biographin es tut, gleich als frühe Feministin reklamieren muß, sei dahingestellt.

Ilse Bindseil: Es denkt. Für eine gesellschaftliche Definition des Geistes und einen Verzicht auf die Definition des Körpers. Ca ira Verlag, Freiburg 1995, 112 Seiten, 24 Mark

Leider trifft auf mich nur die erste Hälfte von Ilse Bindseils schöner Feststellung zu, daß man über das sog. »eigene« schriftlich Gedachte später nur unzulänglich verfügt, über das von anderen dafür umso besser: »Auch kann ich mich in jedem Zusammenhang leichter zurechtfinden und erfolgreicher orientieren als in dem von mir hergestellten und mit der erfolgreichen Darstellung ad acta gelegten Zusammenhang.« Erwarten Sie also kein elegantes Kondensat ihres scharfsinnigen Buches. Nur soviel: Es geht um die Erledigung jener gerade für uns Geistesmenschen so erhebenden, hierarchisch geschichteten Antinomie von Geist und Körper. Anders als die traditionelle Individuum-contra-Gesellschaft-

Theorie es denkt, »denkt es«, nicht ich, wenn ich denke. Denn der Geist, das Selbst, das authentische Gedachte sind hochgradig, nämlich hundertprozentig gesellschaftlich verfertigt und mit dem Körper, dem sie aufsitzen, nur zufällig verbunden. Gesellschaft ist die Kristallisation des verflüssigten Nutzteils der Körper, also ihrer Arbeitskraft, und Geist wiederum die sozusagen im einzelnen sich verflüssigende Gesellschaft.

Dem überschüssigen Restkörper ist eben deshalb nicht zur Sprache zu verhelfen, schon gar nicht zu einer ursprünglichen, eigentlichen. Inwiefern diese Abschaffung der heiligen Kuh: einzelner alias frei versus Gesellschaft alias Zwang trotzdem nicht den Schluß nahelegt, daß wir einzelnen nun als entlarvte Marionetten totaler Gesellschaftlichkeit am besten die Hände in den Schoß zu legen hätten, ist - nicht einfach - in Ilse Bindseils Buch nachzulesen.

Literatur-Konkret 1995, S. 45

Georg Fülberth

Made in GDR

Rezensionen

Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945. Herausgegeben von Simone Barck, Silvia Schlenstedt, Tanja Bürgel, Volker Giel und Dieter Schiller unter Mitarbeit von Reinhard Hillich. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart und Weimar 1994, XII, 580 Seiten, 78 Mark

Die Geisteswissenschaften in der DDR, so sagt man immer wieder, seien mittelmäßig betrieben worden. Nichts Genialisches und nichts Kühnes. Vielleicht sollte man aber die großen Würfe ohnehin lieber der Kunst zutrauen, und hier hat sich der Arbeiter- und Bauernstaat ja auch nicht lumpen lassen. In der Theoriebildung war er schwächer, das stimmt.

Gute Leistungen hat er dagegen - zumindest auf ausgewählten Gebieten - in einigen Philologien erbracht, und hier vor allem dann, wenn es darum ging, solide Text-Editionen und Übersetzungen zu erstellen. Da Geld und Markt, also das, was im Kapitalismus tausend Blumen blühen und welken läßt, keine große Rolle spielten, konnte man sich Zeit für solide handwerkliche Produktion nehmen.

Gleiches gilt für einige Nachschlagewerke aus der DDR. Irgendwann wird man merken, daß es - zum Beispiel - das vierbändige *Lexikon zur Parteiengeschichte* 1789-1945 aus Jena nicht mehr gibt. Der abwickelnde westdeutsche Wissenschaftsbetrieb hat weder vor noch nach 1989 Vergleichbares zustandegebracht.

Eine Sensation ist es da schon, wenn es gelingt, ein Handbuchprojekt aus der ehemaligen DDR über die Wende zu bringen. Dies geschah mit dem *Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis* 1945. Es wurde in der landesüblichen Langsam- und Gründlichkeit von einer Arbeitsgruppe im »Zentralinstitut für Literaturgeschichte« der weiland Akademie der Wissenschaften vorbereitet, dort - umwälzungsbedingt - nicht mehr publiziert und erschien dann doch noch, 1994 - jetzt bei Metzler.

Vier Generationen sozialistischer Literatur - von 1830 bis 1945 - sind hier lexikalisch summiert. Die konzeptionelle Stimmigkeit nimmt mit der Nähe zur Gegenwart zu. Für das 19. Jahrhundert handelt es sich zunächst eher noch um ein museales Zusammentragen. Dann - etwa ab 1890, teilweise auch schon in den Artikeln über Marx und Engels - wird ein starkes Interesse am Verhältnis von Ästhetik und Tendenz spürbar, und ca. ab 1929 gilt die Aufmerksamkeit auch den großen Irrungen der damaligen kommunistischen Arbeiterbewegung: Sozialfaschismusthese und Stalinismus. Sie wurden von den Autor(Inn)en ganz offensichtlich nicht erst seit 1989 kritisch behandelt.

Auf Neugier werden die zahlreichen biographischen Beiträge stoßen. Man findet erlöschende Lebensläufe: Geschichten von Leuten, die in den zwanziger Jahren und in der Emigration glänzende Berufsrevolutionäre gewesen sind und deren Andenken heute durch ihre spätere Tätigkeit als graue Kulturverwalter verdunkelt ist. Alfred Kurella ist ein solches Beispiel.

Wer auf den Geschmack gekommen ist, merkt nach einiger Zeit, daß die kostbarsten Artikel von völlig Unbekannten handeln. Über einen Boleslav Strzelewicz (1857-1938) heißt es zum Beispiel: »zog nach 1933 als über 75-jähriger in Dresden als Kommissionshändler für Kaffee und Schokolade mit Bauchladen von Tür zu Tür und trug antifaschistische Gedichte vor«. Wenn Sie sich aber doch mehr für Prominente interessieren und die beste Kurzbiographie von Bertolt Brecht, Max Herrmann-Neiße, Egon Erwin Kisch, Georg Lukács, Anna Seghers lesen wollen: Hier finden Sie sorgfältige Spezialistenarbeit made in GDR. Die wenigen Artikel-Autoren, die aus dem Westen herangezogen wurden, halten zum Glück die Standards, welche in der Diktatur entwickelt und verteidigt worden sind: zum Beispiel Gerhard Bauer über Oskar Maria Graf und Walter Fähnders über Willi Bredel.

Im Feuilleton der großen BRD-Presse wurde dieses Buch, das immerhin schon im Herbst 1994 erschienen ist, totgeschwiegen. Das ist in Ordnung. Von Zeit zu Zeit braucht das begründete Vorurteil, der literarische Rezensionsbetrieb sei vermachtet, eine Bestätigung. Die »Neue Zürcher Zeitung« immerhin hat eine Kritik veröffentlicht. Aber das ist die bürgerliche Schweiz, die keinen Sozialismus zu verdrängen hat.

Joachim Hirsch: Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus. Berlin und Amsterdam 1995, Edition ID-Archiv, ca. 200 Seiten, ca. 28 Mark

Auf den fordistischen »Sicherheitsstaat«, der die Leute zugleich kontrollierte und sozial bei Laune hielt, folgt der »nationale Wettbewerbsstaat«. Er sorgt in seinem jeweiligen Hoheitsgebiet dafür, daß die weltweit operierenden Unternehmen gute Profitmöglichkeiten haben und möglichst viele Arbeitsplätze im Lande lassen. So lautet einer der

zentralen Befunde in dem neuen Buch von Joachim Hirsch. Er hält diese Entwicklung für absehbar katastrophal. In der einst geschätzten Zivilgesellschaft entdeckt er totalitäre Züge. Er setzt, wenngleich vorsichtig, auf die Schaffung international wirkender »neuer, dezentraler und kooperativ verflochtener Strukturen« jenseits der bisherigen Formen öffentlicher Macht und Herrschaft. »Was not tut, ist die Überwindung der überkommenen Gestalt des Staates überhaupt.«

Ermüdend wirkt das Buch durch die Hast, in der Hirsch disparates Material zusammenrafft, seinen Thesen zuordnet und anschließend doch feststellen muß, daß die Sache noch nicht richtig sitzt. So folgt denn häufig die Modifikation nach dem Muster: »Dies bedeutet allerdings nicht, daß ... « Sein entschlossenes Festhalten an einer klassentheoretischen Position fungiert nicht als durchgehend strukturierendes Prinzip. Hirsch bemerkt, daß auf die untergegangene »fordistische« Regulationsweise bislang keine neue gefolgt sei. Selbst den »Postfordismus« gebe es vorerst nicht. Schlechte Zeiten für bilanzierende Texte, wenn die Eule der Minerva noch in der Höhle hockt.

Ulrike Marie Meinhof: Deutschland, Deutschland unter anderm. Aufsätze und Polemiken. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1995, 176 Seiten, 18,80 Mark

Der Band enthält Artikel von Ulrike Meinhof aus den Jahren 1960-1969.

Politische

Publizistik ist Teil eines Machtverhältnisses, um dessen Befestigung, Korrektur oder Aufhebung sie sich bemüht. Sonst ist es Feuilleton. Ulrike Meinhof wußte, was sie hatte: den Systemkonflikt, in dem die BRD und die USA nicht alles kriegen konnten, was sie gern gehabt hätten. Sie sagte auch, was sie wollte: ein Grundgesetz ohne Notstandsverfassung; den Staatsapparat ohne Nazis; eine realistische Ostpolitik, Frieden in Vietnam. Es gab Bundesgenossen, deren Namen sie manchmal fast andächtig aufsagte: Augstein, Enzensberger, Grass, Hochhuth, Kuby. Einmal schrieb sie, als gehöre sie dazu: »der gescheit-unheimliche - ein bißchen ja auch unheimlich gescheite - Helmut Schmidt in der Mitten«. Sie setzte auf eine einfache Prämisse: »Die Zukunft gehört den Fakten.« Diese hielt sie für progressiv. Die Alternative von Reaktion oder Fortschritt nannte sie 1965 auch: »Rüstung oder Straßenbau«.

Spätestens 1968 veränderten sich die Koordinaten: Augstein wurde als Gegner erkannt, Antiimperialismus ohne die UdSSR definiert. Der Duktus war ausnahmsweise einmal hektisch. Doch nach der Bundespräsidenten-Wahl 1969 markierte sie gelassen das kleinere Übel: Heinemann (SPD) statt Schröder (CDU).

Die Texte sind nicht akrobatisch. Sie überzeugen meist durch ruhigen Ernst, Gründlichkeit der Überlegung und eine Sprache, in der jedes Wort auf die Sache paßt: ohne Überschuß. Schade, daß links niemand mehr so schreibt.

Literatur-Konkret 1995, S. 46

Rayk Wieland

Ruhm und Drumrum

Rezensionen

ISF: Schindlerdeutsche. Ein Kinotraum vorn Dritten Reich. Ça ira Verlag, Freiburg 1994, 192 Seiten, 20 Mark

»Schindlers Liste« - Spielbergs von der gesamten Presse als sogenanntes »Meisterwerk« prämierter Film - war in der um die angemessene Präsentation des »Holocaust« streitenden Welt ein phänomenaler Erfolg. Er war es auch in Deutschland, dem Land der Täter: Die Akklamationen in der Öffentlichkeit erreichten ein beklemmendes Ausmaß. Das bereits im vergangenen Jahr von der Initiative Sozialistisches Forum« herausgegebene Buch erhebt Einspruch gegen den Film und diskutiert die bezeichnenden Mechanismen seines Erfolges. »Worüber der Film aufklären will«, schreibt die Initiative in der Vorbemerkung, »genau damit verdunkelt der Film das Bewußtsein. Exakt die Ausbeutung, mit der er ablenkt, ist die Ausbeutung, von der er ablenkt.«

In der bürgerlichen Rezeption, schreibt Beiträger Eike Geisel (»E.T. bei den Deutschen oder Nationalsozialismus mit menschlichem Antlitz«), werde der »gute Nazi« oder »gute Deutsche«, diese »contradictio in adjecto«, die »Ausnahmeerscheinung Schindler zum Typus stilisiert und für Deutschland reklamiert«. Die Kommensurabilität von Spielbergs Film, stellt Detlev Claussen (»Fortsetzung der Lichterkette mit anderen Mitteln?«) fest, verdanke sich dem Manöver, die »Welt der vollendeten Sinnlosigkeit« nur gestreift zu haben. So aber, indem er Verbrechen in Kultur verwandele, Auschwitz hinter einem massenmedialen Produkt verschwinden lasse, besiegele der Film die »Verschmelzung von historischer Vergangenheit und Massenkultur« endgültig. Der weltweite Erfolg scheint »Schindlers Liste« aller Einwände zu entheben: Erfolg ist in der Welt nach Auschwitz konkurrenzloses Wahrheitskriterium geworden. Die Wahrheit aber, darauf verweisen die Beiträge des Buches mit Nachdruck, läßt dieser Film hinter einem Artefakt verschwinden.

Alexander Stephan: Im Visier des FBI. Deutsche Exilschriftsteller in den Akten amerikanischer Geheimdienste. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/ Weimar 1995, 596 Seiten (m. 135 Abb.), 68 Mark

»Geheimdienste«, hat Alexander Stephan beim Studium von ca. 50 Dossiers mit weit über 10.000 Dokumenten ermittelt, »arbeiten nach dem Prinzip, so viele Informationen über einen Untersuchungsgegenstand zu sammeln wie möglich«. FBI und CIA machten da, als es um die Überwachung der mehr oder weniger linken deutschen und österreichischen Exilautoren während der Zeit ihrer Emigration in den USA ging, keine Ausnahme. Die Methoden waren die bekannten: Öffnen der Post, Abhören von Telefonen, Beschattung von Personen, Einbrüche, Durchsuchung von Reisegepäck und Hausmüll (»trash cover«). Daß mitten in einem Weltkrieg sich Hunderte von Regierungsangestellten etwa um das Liebesgeflüster zwischen dem in Amerika nur wenig bekannten Brecht und seiner dänischen Mitarbeiterin Ruth Berlau kümmern, läßt die von »höchster Effizienz und groteskem Overkill geprägten Aktionen der Geheimdienste« absurd erscheinen, zumal das FBI trotz des erheblichen Aufwands keinen der Observierten, wie angedroht, zu deportieren oder zu inhaftieren vermochte.

Die Akten sind nun freigegeben worden, und Stephan hat sie dankenswerterweise weniger nach neuerlichen Enthüllungen über Leben und Werk der zumeist ohne ihr Wissen bei den Geheimdiensten aktenkundig gewordenen Hitlerflüchtlinge abgesucht, sondern in seiner ausgezeichneten Studie das »Phänomen der flächendeckenden Überwachung des literarischen Exils in den USA vor den Hintergrund der amerikanischen Zeitgeschichte gestellt«. Sie sei Gauck und seiner Behörde, die das von ihr verwaltete Material bislang noch immer auf den kleingeistigsten möglichen Nenner gebracht hat, zur Lektüre aufgegeben.

Robert Gernhardt: Wege zum Ruhm. Haffmans Verlag, Zürich 1995, 190 Seiten, 36 Mark

Kein durchaus modernes Phänomen, doch im Moment virulent wie nie: Die Sucht nach dem Ruhme. Im Unterschied zu früheren Zeiten aber gilt's heutzutage nicht etwelche Leistungen oder Verdienste zu reklamieren, sondern lediglich Namen und Person ohne Ansehen irgendeiner Sache in Anschlag zu bringen. Eine Unzahl von Leuten sinnt daher auf Wege, berühmt zu werden, ohne daß sie recht wüßten, womit: Erst sei der Ruhm, dann das Drumrum.

Ihnen kommen womöglich, wenn sie sich gern als Künstler sähen, die 13 Hilfestellungen recht, die Robert Gernhardt in seinem neuen Buch anzubieten hat. Es versammelt die Briefe von Inkel Robert an seinen Paten und angehenden Künstler

Horst Streugöbel, in welchen von der richtigen Wahl des Names bis zum richtigen Sterben und Nachleben so ziemlich alle maßgebenden Marotten erörtert werden, die Kapital auf dem Kunstmarkt bilden könnten.

Gleichsam verkappt aber, da Gernhardt vornehmlich auf die eigenen Erfahrungen zurückgreift, ist das Buch auch eine kleine Autobiographie. Und wir erfahren endlich, was ihn, der den Literatur-Nobelpreis bereits phrophylaktisch abgelehnt hatte, 1991 bewog, den Krämerpreis Frankfurts anzunehmen und »Stadtschreiber von Bergen-Enckheim« zu werden. Zum Ruhme hat's ihm nicht gereicht, denn, wie er selbst schreibt: »Offenbart nicht der, der einen Preis annimmt, für welchen Preis er zu haben ist?« Die Streugöbels unter den Lesern werden besser daran tun, eine etwaige Entscheidung zwischen Stockholm und Bergen-Enckheim umgekehrt ausfallen zu lassen.

Peter Hacks: Die Erzählungen. Edition Nautilus, Hamburg 1995, 208 Seiten, 44 Mark

Sie »handeln von Sehnsucht, seltsamen Freundschaften, wunderlichen Begebenheiten und natürlich vom ausschweifenden Zauber der Liebe ... eine literarische Verzauberung für Kinder über achtzehn« - hielte man sich an den Klappentext, man könnte denken, die *1002.* Nacht sei eingetreten. Betroffen sind aber fünf Erzählungen von Peter Hacks, die bislang verstreut publiziert waren und jetzt gesammelt bei Nautilus erschienen sind - eine verlegerische Tat, die Respekt verdient, ist doch mit einer solchen Kompilation, die erstmals das epische Werk dieses Autors in einem Band zugänglich macht, merkantil kaum etwas zu erwarten. Und dies völlig zu Recht - gängige Ware zu fabrizieren, hat Hacks wohlweislich unterlassen.

Seine *Erzählungen (1963* bis *1992)* sind verspielte, die romantische Tradition aufnehmende Kunstmärchen mit essayistischen Abteilungen, und doch sind sie Erzählungen in strengem Sinn: indem jeder ihrer Sätze die Haltung des Erzählers vorführt und zudem meist ein Erzähler oder Herausgeber anwesend ist, der seine Sicht auf irgend Vorgefallnes mitteilt. Hacksens Leistung besteht vor allem darin, die Welt der Tatsachen als eine Weit bestimmter Kunstgriffe zu zeigen und somit der Phantasie, also bestimmten Kunstgriffen, zu eröffnen. Das ist klassisch sozialistische Literatur. Keine »Tatsachenschriftstellerei«, statt dessen parabel- und fabelhafte Exkurse über Kunst und Gesellschaft, Theater und Wirklichkeit; gewiß nichts für »Kinder über achtzehn«.

Literatur-Konkret 1995, S. 47

Ingrid Strobl

Gewöhnungen

Rezensionen

Victor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945. Aufbau Verlag, Berlin 1995, 2 Bande, zus. 1695 Seiten, 98 Mark

»Bitterste Stimmung. Alle, mit denen wir voriges Silvester zusammen waren, sind ausgelöscht durch Mord, Selbstmord und Evakuierung. Dies Jahr *42* war von den zehn NS-Jahren bisher das

schlimmste: wir haben immer neue Demütigung, Verfolgung, Mißhandlung, Schändung erlitten, ... und jeden Tag fühlten wir uns in Todesgefahr« *(31.* Dezember *1942).* Der Dresdner Romanist Victor Klemperer *(1881-1960),* später international bekannt geworden durch seine Untersuchung der nationalsozialistischen Sprache, LTI (Lingua Tertii Imperii), führte in den *13* Jahren des »Dritten Reiches« ein Tagebuch, das er als Zeugenbericht »für die Zeit danach« verstand, als seine Form des Widerstands. Er versteckte die einzelnen Blätter in Lexika und anderen Büchern, bis seine »arische« Frau sie zu seiner Schwester bringen konnte, die sie für ihn aufbewahrte.

Die »Mischehe« mit seiner »arischen« Frau Eva rettete Klemperer vor der Deportation, bewahrte ihn jedoch nicht vor den Verfolgungen, denen die Juden in Deutschland ausgesetzt waren. Klemperer war getauft, Freiwilliger im ersten Weltkrieg und sagte noch im Mai *1942* von sich: »Aus dem Deutschtum bin ich nicht heraus.« (Er fügte allerdings hinzu: »Über den Nationalismus freilich bin ich ganz hinweg.«) Jahr für Jahr lernte er seit *1933* in bitteren und ständig neuen Lektionen, was es hieß, unter dem Regime deutscher Herrenmenschen Jude zu sein, Taufe hin, EK1 her. Durch die Vertreibung aus der Wohnung in ein jüdisches Umfeld gezwungen, das er freiwillig wohl nicht gewählt hätte, wird er zum Chronisten jüdischen Lebens im nationalsozialistischen Deutschland. Er notiert nicht nur die eigenen Ängste und Nöte, sondern auch die Erniedrigungen, den Hunger und die Qualen der anderen. Er notiert, was er selbst erfährt und erlebt, und was ihm berichtet wird, von Juden wie Nichtjuden. Er registriert die sich verändernde Wahrnehmung der Realität, den Gewöhnungsprozeß inmitten des Grauens: »Gewöhnung: Ein paar Wochen sind seit dem Mord an Joachimsthal, ein paar Monate seit den Haussuchungen bei uns vergangen. Und schon lebe ich in einer gewissen stumpfsinnigen Ruhe. Gewöhnung: Am Dienstag geht wieder ein Transport nach Theresienstadt; und schon scheint das mir, scheint es der Judenheit hier eine Selbstverständlichkeit« *(6.* August *1942).*

Mittels welch gemeinen, ausgeklügelten Terrors - kollektivem und individuellem - aus selbstbewußten Menschen hilflose Opfer gemacht wurden, die Lektüre von Klemperers Tagebüchern macht es deutlicher als die meisten nachträglichen Versuche, das Verhalten der deutschen Juden zu erklären. Klemperers Chronik zeigt jedoch auch das Bemühen der Bedrohten, einander nicht im Stich zu lassen, sich gegenseitig zu helfen, und sei es, wenn es nichts anderes mehr gab, durch Anteilnahme. Und was Klemperer über die Solidarität und Fürsorge einiger weniger Nichtjuden (nicht zuletzt seiner »arischen« Frau Eva) berichtet, gibt eine Ahnung davon, was möglich gewesen wäre. Und damit auch von dem, was unterlassen wurde.

Gitta Sereny: Am Abgrund. Gespräche mit dem Henker. Franz Stangl und die Morde von Treblinka. Serie Piper, München 1995, 441 Seiten, 29,90 Mark

Franz Stangl, Österreicher, gelernter Weber, später Polizist, schließlich Kommandant der Vernichtungslager

Sobibor und Treblinka, erfüllte seine Pflicht vorbildlich: Allein in Treblinka wurden unter seinem Kommando *900.000* jüdische Frauen, Männer und Kinder in den Gaskammern ermordet. Gitta Sereny, die als junge Frau überlebende jüdische Kinder betreut hatte und später als Berichterstatterin mehrere große NS-Prozesse besuchte, erhielt *1970* die Erlaubnis, im Düsseldorfer Gefängnis mit Stangl, der soeben zu lebenslanger Haft verurteilt worden war, zu sprechen. In ausführlichen Gesprächen versuchte sie herauszufinden, »wie Menschen, die als normal galten, dazu gebracht worden waren, das zu tun, was sie getan hatten«. *1974* publizierte sie ihre Untersuchung, die auf den Gesprächen mit Stangl (und anderen: seiner Familie, einigen seiner ehemaligen Untergebenen, einigen seiner ehemaligen Opfer, etc.) basiert, im Londoner Verlag André Deutsch. Im selben Jahr noch erschien das Buch auf deutsch, war jedoch bald vergriffen und nur noch in Bibliotheken erhältlich. Nun hat der Piper Verlag es als preiswertes Taschenbuch erneut vorgelegt.

Auf Gitta Serenys Frage, ob man sich an das Vernichten gewöhne, antwortete Stangl: ja, es habe bei ihm allerdings Monate gedauert. Es gelang ihm vor allem deshalb, weil er die Menschen nie als einzelne sah, sondern als nackte, anonyme Masse, als »Ware«, die ihm angeliefert wurde und von ihm verarbeitet werden sollte. Zu seinen >Arbeitsjuden< dagegen, die er

persönlich kannte, konnte er durchaus freundlich sein. Als ein ehemaliger Häftling sich im Prozeß negativ über ihn äußerte, war er allen Ernstes gekränkt. Serenys Buch (unerläßliche Lektüre für alle, die sich je die Frage gestellt haben: »Wie konnte es geschehen?«) bestätigt erneut Hannah Arendts These von der Banalität des Bösen. Stangl war kein erklärter Judenhasser, kein fanatischer Nazi, keine »sadistische Bestie«. Doch kein (äußerlich erkennbares) Monster hätte seine Arbeit besser, das heißt effektiver, machen können. Sein Vorgesetzter, SS-General Odilo Globocnik hat ihn Hitler gegenüber sicher nicht grundlos als »den besten Lagerkommandanten von Polen« bezeichnet.

Literatur-Konkret 1995, S. 48

Bernd Rauschenbach

Loch und Nöcher

Rezensionen

»Diagonal«. Halbjahreszeitschrift. Hrsg. von der Uni-GH-Siegen, 10 Mark

Im Frühling dieses Jahres ist - von der lesenden Öffentlichkeit leider recht unbemerkt - das zehnte Heft der Zeitschrift »Diagonal« erschienen. Der Titel klingt fatal nach ARD-Magazin, ist aber durchaus passend für diese meines Wissens einzigartige Halbjahresschrift: »Diagonal« wird von der Uni-GH-Siegen herausgegeben und von Angehörigen *sämtlicher* Fachbereiche (sowie von gelegentlichen Gastbeiträgern) geschrieben. Unter den Autoren finden sich Volkswirtschaftler, Petrographen, Architekten, Kunsthistoriker, Quantenfeldtheoretiker, Literaturwissenschaftler, Mail-Artisten, Ministerialdirigenten, Recyclingtechnologen, Steuerungstechniker, Hymnologen, Cartoonisten, Hermann Peter Piwitt, Designer, Kunstvermittler, Scribentisten, Partikellexikographen, Wirtschaftsflüchtlinge, Sportwissenschaftler, Devianzforscher, Japanologen, Immunologen, Geologen, Politologen, usw. usw. - Zusammengehalten wird dieses interdisziplinäre Sammelsurium durch das Thema jedes Heftes, das der verantwortliche Herausgeber (seit einiger Zeit der Germanist Karl Riha) im jeweils vorherigen Heft bekanntgibt. Die Null-Nummer im Herbst *1990* hatte natürlich das Thema Null; dann folgten Geld, Eiszeit/Kälte, Experimente, Farben, Zeichen, Grenzen, Zufall, Fälschungen. Das jüngste Heft bringt zum Thema »Loch und Löcher« mehr oder weniger wissenschaftliche Texte über Finanz- und Schwarze Löcher, Lochkameras, Lochstreifen und Bürolocher, übers Ozonloch, über Loch Ness, über Fenster-, Türen- und Schlüssellochszenarien in der Literatur, über Löcher im Käse, Löcher in der Kunst, Löcher im Text der meisten Götz-von-Berlichingen-Editionen (nebst einem weltumspannenden Glossar jedes ausgesparten Götz-Zitates), über den Siegerländer Lochverwalter und über das 9101 in tiefe Bohrloch bei Windischeschenbach. Zugegeben: Man will nicht immer alles wissen, was in »Diagonal« steht (und ab und zu versteht man auch manches gar nicht), aber dümmer macht die Lektüre jedenfalls nicht. Und auch nicht ärmer: jedes Heft vom Umfang eines Buches kostet incl. Versand grad mal 10 DM. Bestellungen bitte an Uni-GH-Siegen, FB 111, Adolf-Reichwein-Str., 57068 Siegen.

Siegfried Kracauer: Georg. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1995, 252 Seiten, 14,80 Mark

Ginster - Von ihm selbst geschrieben hatte ja wenigstens etwas Zeit, zu wirken: Siegfried Kracauers erster Roman aus dem ersten Weltkrieg erschien *1928,* wurde von Adorno und Joseph Roth gefeiert und nach dem zweiten Weltkrieg mehrfach wieder aufgelegt. Und wer heute behauptet, *Ginster* sei einer der ganz großen deutschen Romane dieses Jahrhunderts, trifft doch wenigstens hier und dort auf Leser, die ihm zustimmen. - Auch Kracauers zweiter Roman *Georg* ist unter die bedeutendsten Prosadichtungen unserer Zeit zu zählen - aber wo sind die Stimmen, die da beipflichten? Geschrieben im französischen Exil, wurde der Roman erst postum *1973* im Rahmen der großen Werkausgabe veröffentlicht, verschwand dann im Reihenversteck der »bibliothek suhrkamp« und erschien nun dieses Jahr endlich als »suhrkamp taschenbuch *1868«.*

Georg schließt zeitlich ungefähr da an, wo *Ginster* endet (um 1920), ist aber keine Fortsetzung: Die beiden Hauptfiguren sind deutlich verschiedene, wenngleich beide starke autobiographische Züge tragen. Vor allem aber die Sprache ist eine andere geworden. In *Georg* finden sich nicht mehr diese epiphanienhaft aufblitzenden, eigenartig quer gedachten, immer atemberaubenden Vergleiche und Bilder, die den Leser von *Ginster* irritieren und faszinieren. Kracauer erzählt *Georg* viel einfacher, aber auch präziser, schärfer, unterkühlter - mit einer Kraft, die, ohne Schaden zu nehmen, auf jedes originelle Feuerwerk verzichten kann. Er erzählt von Salonsozialisten, von Betroffenheitsfanatikern, von die eigene Familie ruinierenden Menschheitsbeglückern und verlogenen Wahrheitssuchern, von opportunistischen Journalisten und von einer fortschrittlichen Zeitung, die fortschreitend immer konservativer wird, von einer Gesellschaft, die es schick findet, sich links zu geben - solange es sie nichts kostet. Kurz: *Georg* hat durch seine lange Lagerzeit nichts an Frische eingebüßt. Kaufen! Lesen! Und bitte nicht durch die völlig unpassende Umschlaggrafik von Einar Schleef irreführen lassen: *Georg* ist nur über eine sehr kurze Strecke ein Schwulenroman.

Max von Riccabona: Auf dem Nebengeleise. Erinnerungen und Ausflüchte. Herausgegeben von Ulrike Längle, Haymon Verlag, Innsbruck 1995, 112 Seiten, 29 Mark

Ich weiß bis heute nicht, ob das Buch gut ist. - Riccabona wurde 1915 in Vorarlberg geboren, lernte als Schüler James Joyce kennen, studierte Staatswissenschaften, schloß das Studium als Diplomkonsul ab, arbeitete in Paris für den

österreichischen politischen Nachrichtendienst sowie für den englischen und den französischen Geheimdienst, schloß sich einer monarchistischen Widerstandsbewegung an und wurde Vizeaußenminister einer der vielen österreichischen Exilregierungen. 1940 ging er nach Österreich zurück, wurde zur Panzerabwehr eingezogen und schon bald von der Gestapo wegen eines konspirativen Treffens mit Otto von Habsburg verhaftet. Er wurde in verschiedene Gefängnisse gesteckt und kam im Januar 1942 ins KZ Dachau. Nach seiner Befreiung im Mal 1945 wurde er Vorarlberger Landesgruppenvorsitzender der »Österreichisch demokratischen Freiheitsbewegung«, zog sich aber bereits 1949 aus der Politik zurück und wurde nach einem juristischen Zweitstudium Rechtsanwalt. Seit 1965 lebt er aufgrund gesundheitlicher Schäden aus der KZ-Haft in einem Pflegeheim bei Bregenz.

Anfang der 40er Jahre hatte Riccabona erste Gedichte verfaßt, und seit 1957 schreibt er an seinem mittlerweile mehrere tausend Seiten umfassenden erzählerischen Hauptwerk, der »Tragikomödie des x-fachen Dr. von Halbgreyffer oder Protokolle einer progressivsten Halbbildungsinfektion«, das bislang nur in Auszügen erschienen ist. - Mitte der sechziger Jahre unternahm Riccabona sechs Versuche, seine Erinnerungen an Dachau zu schreiben. Alle sechs Versuche, im vorliegenden Band gesammelt, scheitern und brechen mal nach zwei, mal nach dreißig Seiten ab. Über Dachau erfährt man in diesen Fragmenten wenig - mehr schon über die Verfassung des Autors zur Zeit der Niederschrift: Was er denkt, was er liest, was er ißt, was er trinkt, wie das Espresso aussieht, in dem er sitzt ... verglichen mit ihm war Laurence Sterne ein gradliniger und zielgerichteter Erzähler. - Woran scheitern die Versuche? An dem »geradezu unglaublichen Mangel an Lebensernst« des Autors? Daran, daß er (laut Wehrmachtsbescheinigung) ein »asthenischer Psychopath« wäre? Daß er »bei diesem Thema um jede Ablenkung froh« ist? Daß seine Erinnerungen löchrig wie »mottenzerfressene Fußlappen« sind? - Vielleicht ist ja das nahezu inhaltsleere Scheitern dem »Traumland totaler Trostlosigkeit«, als welches Riccabona das Lager erlebt hat, angemessener denn alle detaillierten Schilderungen des Horrors - wer kann das schon sagen?

Literatur-Konkret 1995, S. 49

Dietmar Dath

Solid altartig

Rezensionen

Marcus Hammerschmitt: Der Glasmensch und andere Science-Fiction-Geschichten. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1995, 188 Seiten, 14,80 Mark

Oh unverzeihlicher Klappentext, wispernd aus der Wimmerecke: »Die Science-Fiction-Literatur wird zur Experimentieranstalt, zum Prüffeld für das Ausprobieren neuartiger Konfliktsituationen. Das Nichtexistente, aber durchaus Denkmögliche wird zum Anschaulichen verdichtet.« Das müßte herber Schmodder sein, zum Glück ist's unwahr, statt dessen sind die Geschichten von Marcus Hammerschmitt gut. Die Konfliktsituationen sind nicht neuartig, vielmehr solid altartig: Menschen, Lüge, Wunsch, Erkenntnis. Auch »Nichtexistentes« wird nicht »verdichtet«, vielmehr Existentes kompetent entfaltet, wie's einem Erzähler ansteht, der akademisch über Adorno gearbeitet hat. Hammerschmitt ist 1967 geboren und kann schon ziemlich schreiben - das ist erfreulich, aber auch gefährlich (Stilwahn!). Ein Mann aber, der sich so entschlossen durch ein spekulativ-analytisches Nachwort kämpft, der Sätze schreibt wie »Aufgewacht, nachgedacht. Faktor: Allein keine Chance. Faktor: Andere Gang will ich nich. Faktor: Is zwar ne Himmelfahrt mit dem Depot, wahrscheinlich Falle für die ganze Gang, ins Messer gelaufen, Nase blutig, Tank, Denkzettel an die scene, sich fangen lassen, sich hängen lassen, Lungen zu Kiemen, Widerstand is Loch im Kopf, kein Loch im Tank«, einer, in dessen Geschichten Nanotech, Raumfahrt, urbanes Zweifeln so an ihren Plätzen stehen, so einer: hat bei mir erstmal Kredit bis ins Jahr 2000.

Stephen King: Rose Madder. Roman, Hodder & Stoughton (U K), 466 Seiten, ca. 45 Mark

Könnte ich die deutsche Ausgabe, die eben als Das *Bild* erschienen ist, empfehlen, ohne rot zu werden: ich tät's. Ich hab' auch wirklich nichts gegen Joachim Körber, den meinetwegen »bewährten« King-Stammübersetzer, und er kann's ja können (siehe seine Übersetzung der Hyperion-Bücher von Simmons bei Heyne), aber bei einem erzählten Frontbericht nicht »vom Geschlechterkrieg« (wie die Werbung schwafelt), sondern vom Krieg, den Männer gegen Frauen führen, einem Buch, in dem jeder Satz politisch, ästhetisch, im Weltgrusel-Squash von Wörtern gegen Menschen gegen Verhältnisse gegen Mauern gegen Angst gegen Hoffnung überdeterminiert ist, darf's einfach nicht passieren, daß der wichtige Schlußsatz so daneben geht und aus dem Adjektiv »essential« in Kings Beschreibung der »sanity«, die im »old and clever« (läßt Körber weg!) Hirn der alten Füchsin hinter ihren Augen wohnt, Körbers unbeholfenes »durch und durch« wird. Mir egal, in welchem Lexikon »essential« mit »durch und durch« verdeutscht wird, hier wäre selbst »verborgenste« oder »innerlichste geistige Gesundheit« besser gewesen (wenn auch noch nicht gut - aber ich muß keine wohlschmeckenden Eier legen können, um Körbers faule zu riechen), und wenn bei einem Kunstwerk jeder Satz stimmt, darf bei der Übersetzung nicht bloß jeder dritte stimmen. Das Original aber sei drastisch preisend besungen, Stephen King hat diesmal nicht bloß schnöd sich selbst, sondern sogar meine Erwartungen übertroffen.

Mathias Schulenburg: Nanotechnologie. Die letzte industrielle Revolution. Insel Verlag, Frankfurt 1995, 240 Seiten, 48 Mark

Guter alter, von entsprechenden angloamerikanischen Errungenschaften profitierender Wissenschaftsjournalismus, sei mir willkommen. Während B. Kirchner und ich in unserem epochalen Aufsatz zum Thema in KONKRET 6/95 die heraufdämmernde Technologie der kleinsten Abstände mehr `wie ein Kunstwerk oder sagen wir: eine *neue* Strömung im vielfältigen Schaffen der nützlichen Künste betrachtet haben und folglich sympathischen Avantgardisten wie K. E. Drexler den Löwenanteil der »Autorschaft« an den erreichten, oft heiklen Durchbrüchen gutschreiben mußten, läßt Schulenburg sich von den für politische Spekulation spannenden, z. Zt. ins Kraut schießenden Nanotech-Ideologien nicht beeindrucken, erlaubt klassische »top/down«Forschung als Nanotech-Beitrag und unterschlägt auch nicht den doof praktischen Anteil Preußens, also der zählebig mythologisierten »deutschen Wissenschaft«, Rastertunnelmikroskopie, Chemie etc., was uns weiterhin ziemlich wurst ist. Da hingegen, wo er seine zuweilen nervende Nüchternheit in Sicherheit bringen muß vor dem schieren Wahnsinn dessen, was Nanotechnologie kraft Eigendynamik werden will, liefert er ein recht getreues, für Laien wie für uns Irre lesenswertes Bild vom hoffnungsvollen Zappeln der Prozesse. Wie Bruce Wayne in »Batman Forever« zum verrückten Forscher Nygma sagt: »Das läßt zuviele Fragen unbeantwortet.« Na hoffentlich.

Literatur-Konkret 1995, S. 50

Stefan Ripplinger

»Intellektuelle Meßplatte«

Rezensionen

Jörg Köhler/Hanno Harnisch (Hg.): Gregor Gysi: Freche Sprüche. Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin 1995, 259 Seiten, 24,80 Mark

Einem schwer auszurottenden Vorurteil zufolge ist Gregor Gysi (PDS) einer der witzigsten Politiker des deutschen Parlamentarismus. Wie mit diesem Vorurteil aufräumen?, müssen sich zwei Berliner Spaßvögel gefragt haben. Sie verfielen auf eine ebenso wirksame wie anstrengende Roßkur für den Vorurteilsbeladenen und versammelten auf über 250 Seiten alle erreichbaren Gysi-Bonmots, -Repliken, -Ansprachen, -Werbeslogans usw. Den Schabernack nennen sie in unverhohlener, vielleicht ein wenig zu dick aufgetragener Ironie *Gregor Gysi: Freche Sprüche.* Wer immer an seinen Vorurteilen über Gysi hängt, sollte um das Buch einen weiten Bogen schlagen.

Alle anderen müssen lesend erkennen, daß Witz und Opportunismus sich nicht gut vertragen. Wer es jedem recht machen will, kann nicht auch noch klug sein. So einer aber ist Gregor Gysi: Den Christen predigt er, die Bergpredigt habe »in zweitausend Jahren nichts an Aktualität verloren«, ja, er, Gysi, habe sich »an der Geschichte des Christentums orientiert«, als er »den Vorsitz einer bestimmten Partei übernahm«; den »Naturfreunden« versucht er weiszumachen, Engels sei »der Erfinder der Ökologie«; der Präsidentin des Bundestages teilt er mit, er halte das parlamentarische System für eine »Errungenschaft«, und Herrn Stoiber (CSU), es gebe keineswegs nur Kommunisten in seiner Partei. Den Ostlern erzählt er, welche Vorzüge die DDR hatte, den Westlern, die DDR sei »zu Recht gescheitert, denn sie war ineffizient, antidemokratisch und unökologisch«. Kurz: »Ich bin halt jemand, der gegen den Strom schwimmt.« An diesem Satz erkennt man den Opportunisten am sichersten.

Den Herausgebern ist für die Fleißarbeit zu danken, aber mußte die Malice sein, im Vorwort den kleinen Gysi eine »intellektuelle Meßlatte« zu nennen? Ihre Bosheit geht so weit, daß sich einer der beiden Gysi-Entlarver Hanno Harnisch nennt, nach dem PDS-Pressesprecher. Ist das erlaubt?

Markus Wolf: Geheimnisse der russischen Küche. Rotbuch Verlag, Hamburg 1995, 240 Seiten, 38 Mark

Markus »Mischa« Wolf, oberster Nachrichtendienstler der DDR, plaudert Geheimnisse aus, leider nicht die der Konterrevolution, sondern die der russischen Küche. Er beginnt: »Kochkunst und Nachrichtendienst teilen ihr Alter mit dem des Menschengeschlechts.« - Das haben sie mit dem ältesten Gewerbe der Welt gemein, das vielleicht, nein gewiß mit dem der Köche und dem der Spione eng verwandt ist. Möglicherweise war das ursprünglich alles ein Beruf?

Wolf jedenfalls weiß seine unterschiedlichen Talente miteinander zu verbinden und schildert seine Flucht vor der BRD-Justiz als ein großes Schlemmen und Saufen. Das hätte lustig werden können, aber die Wirklichkeit des Spions »ist eher banal. Manchmal auch komisch.« Wolf beschränkt sich hier ganz auf das Banale und empfindet das auch noch als »Wagnis«. Abgestandene Lebensweisheiten (»Nach dem Essen sollst du ruhn ... « usw.) und Trinksprüche wechseln sich mit Aphorismen ab (»Man kann sehr schnell in Teufels Küche geraten, nicht zuletzt durch die politische Küche die bestenfalls dem Feuilleton des »Neuen Deutschland« zur Zierde gereichen würden. Außerdem natürlich die »Seele« des Russen, das Lob des einfachen Lebens usf.

Allein dreimal kommt Wolf auf den unfaßlichen Vorgang zurück, daß eine Boulevardzeitung geschrieben hat, der Spionage-Chef verspeise im Karlsruher Knast Hähnchen von »Wienerwald«, während er in Wahrheit mit dem üblichen Fraß hatte vorliebnehmen müssen. Ein tiefes Trauma. Dazu Rezepte. Ob die »Sülze nach Art der Iwanows« genießbar ist, mag Herr Kohr entscheiden, Wolfs Gesülze ist es nicht.

Text und Kritik. Sonderband: Ansichten und Auskünfte zur deutschen Literatur nach 1945. Hrsg. v. Ludwig Arnold, München 1995, 203 Seiten, 45 Mark

Die Gruppe 47, ihre Hervorbringungen, ihre Ästhetik, ihre Politik haben das Bild von »deutscher Literatur« im In- und Ausland auf eine Weise geprägt, daß einem eigentlich jeder Paradigmenwechsel hätte recht sein müssen. Der Paradigmenwechsel ist eingetreten, sein Beginn datiert auf das Jahr 1989, seinen ersten Kulminationspunkt erreichte er kürzlich mit den Rezensionen zu Grass' *Ein weites Feld.*

Nun rufen dieselben Kräfte in »FAZ«, »Zeit«, »Merkur«, die mit der »Gesinnungsästhetik« der Gruppe 47 jahrzehntelang die literarische Entwicklung behindert haben, zum Sturz dieser Ästhetik auf. Nun wird die angebliche »ästhetische Radikalität« eines Ernst jünger als Gegengift empfohlen. Ilana Hammerman schreibt im einzigen interessanten Essay des vorliegenden Bandes von »Text und Kritik«, die deutsche Literatur habe »keinen Grund, einem solchen, nunmehr in Siegerpose erlassenen Nullstunden-Diktat sich zu unterwerfen«. Das ist wahr, wenn man sich kurz daran erinnert, welch hervorragende Literatur jenseits des Gruppe 47-Umkreises und ihrer Gesinnungsästhetik - zumal in Osterreich (Wiener Gruppe) - entstanden ist. Literatur von tatsächlicher ästhetischer Radikalität, die sich von den Werten der postfaschistischen Gesellschaft abzusetzen wußte.

Betrachtet man sich jedoch das Personal, das heute den Kampf gegen die Restauration zu bestehen hätte, läßt man alle Hoffnung fahren: Es spricht sich in einer Umfrage im zweiten Teil des Bandes aus (Welche deutschsprachigen Bücher sollten unbedingt übersetzt werden? H.C. Buch: »Meine >Haiti<-Romane auf englisch, aber die sind schon ins Französische übersetzt...).

Ich hätte es bis dato nicht für möglich gehalten: Nach Böll und Grass folgt erst recht das Grauen.

Christoph Weiß (Hg.): »Der gute Deutsche«. Dokumente zur Diskussion um Steven Spielbergs »Schindlers Liste« in Deutschland. Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 1995, 312 Seiten, 38 Mark

Diese Sammlung aller wichtigen deutschen Rezensionen zu »Schindlers Liste« bietet die Momentaufnahme einer ideologischen Landschaft. Deutschland im Jahr *1994,* das ist die fast vollständige Gleichförmigkeit der öffentlichen Meinung - bis in einzelne Formulierungen hinein (»Spielberg hat den Völkermord an den Juden verfilmt«) -,das ist der Revisionismus auf dem Vormarsch (der gute Nazi), das ist die wütende Abkanzelung aller, die es, wenn auch noch so zaghaft, wagen, sich dem Konsens zu entziehen (»Wo andere >Juden raus!< an Mauern und Grabsteine schmieren, da schreibt er eine Kritik«, heißt es bei Henryk M. Broder pauschal über »Spielbergs Widersacher«).

Um die Eindrücke von einer formierten Gesellschaft abzurunden, sollte demnächst eine Kollektion der Verrisse von Grass' *Ein weites Feld herausgegeben wer*den. (Im Appendix dazu die Jubelkritiken zu Buchheims *Festung.)*

Literatur-Konkret 1995, S. 51

Frieder Kern

Großes Kino

Rezensionen

Paul Salomon: Die Schule der Träume. Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki, Aufbau Verlag, Berlin 1995, 640 Seiten, 49,90 Mark

Die Schule der Träume steht für Wahrheit und Phantasie. Mihály, der mittlere Sorel, hat - auch in Budapest ist in den dreißiger Jahren der Faschismus auf dem Vormarsch - seine kleine Akademie, die diesen Namen trägt, gegen Unterdrückung und Diktatur gegründet. Für Wahrheit und Phantasie und gegen Unterdrückung und Diktatur hat der in Israel lebende Schriftsteller Paul Salomon einen Roman geschrieben, der in Ungarn zu einem Ereignis wurde, der gekauft und gelesen, über den gesprochen und enthusiastisch geschrieben wurde. *»Die Schule der Träume* erinnert uns, und das aus gutem Grund, an die Meisterwerke von Thomas Mann« (»Gábor« in »a hirlap«). Die erste Auflage war im Nu vergriffen, trotz und wegen der über *600* Seiten, auf denen Salomon in bester Tradition die Geschichte der Familie Sorel über 70 Jahre unseres Jahrhunderts, also entlang der unheilvollen Geschichte Europas, und hinweg über drei Generationen erzählt. Die Sorels sind allesamt richtige Helden. Sie mischen sich ein, sind weise, sind gerecht, sind mutig, und ihre Geschichte ist verwoben mit wundersamen Märchen und vielerlei Geschichten von romantischen Liebschaften und gefährlichen Abenteuern; phantastisch und wahr. Ein Stoff auch, das weiß zumindest Filmproduzent János Edelényi, fürs ganz große Kino!

Roy Lewis: Edward. Roman aus dem Pleistozän. Aus dem Englischen von Viky Ceballos, Unionsverlag, Zürich 1995, 189 Seiten, 19,80 Mark

Das Buch heißt schlicht *Edward,* und da Roy Lewis, der Autor, aus London stammt, ist man, des bissigen Humors wegen, geneigt zu sagen, so einen Roman kann nur ein Brite schreiben. Die Geschichte, in der es um die Entwicklung der Menschheit, um das Abenteuer der Evolution geht, spielt im Pleistozän, also vor reichlich vielen Jahren. Die Hominiden sind eben erst von den Bäumen gestiegen, die vor allem gegen Löwen und Säbelzahntiger praktisch waren. Doch unten läßt sich bequemer schlafen, unten ist der Speisezettel reichhaltiger, und unten kann Edward besser seinem Hobby nachhängen. Er bastelt gerne am Fortschritt und hilft ihm so zunächst auf die Beine und dann mächtig auf die Sprünge, sehr zum Mißfallen von Onkel Wanja, der zäh am Leben auf den Bäumen festhält und nichts übrig hat für Fleischspeisen. Witzig und hintersinnig ist dieses Buch und dabei so fundiert, daß es auf der Vorschlagsliste für die »Wissenschaftsbücher des Jahres« gelandet ist. Das ist erstaunlich, doch noch erstaunlicher ist, daß das Buch schon *1960* in England auf den Markt kam, also stolze 35 Jahre gebraucht hat, bis es den deutschen Sprachraum erreichte. Ganz und gar erstaunlich wird dies, wenn man weiß, daß es *Edward* in Italien längst zum Bestseller gebracht hat und auch in Frankreich erfolgreich war.

Anne Cuneo: Der Lauf des Flusses. Aus dem Französischen von Peter Sidler, Limmat Verlag, Zürich 1995, 620 Seiten, 49 Mark

Anne Cuneo, in Zürich lebende Autorin, war von der herrlichen Musik, die auf einer elisabethanischen Gartenparty zur Eröffnung der Juni-Festwochen gespielt wurde, so angetan, daß sie mehr wissen wollte über dieses *Fitzwilliam Virginal Book* und über den genialen Sammler dieser Stücke. Sie dachte, auf ihre Frage am nächsten Tag in einem Musikgeschäft eine hinreichende Antwort zu erhalten. Dem war aber nicht so. Statt dessen war es der Beginn einer siebenjährigen Suche nach Spuren des Autors einer der wichtigsten Musiksammlungen des 16. Jahrhunderts. Sie führte zu Francis Tregian, einem englischen Edelmann, leidenschaftlichen Sammler, Instrumentenbauer und hellsichtigen Musikliebhaber. Das Buch *Der Lauf des Flusses* folgt dessen Leben in der Zeit der Religionskriege von einem Dorf in Cornwall zum Heerlager König Heinrichs IV in die Normandie, aus dem Rom der Gegenreformation nach Amsterdam, vom Hof der Königin Elisabeth von England ins englische Seminar von Reims, vom Komponisten Thomas Morley in London zu den Madrigalen Monteverdis in Mantua, von Rubens in Antwerpen zu Shakespeare am Globe Theater. Entstanden ist das Bild eines Humanisten und das Portrait seiner Zeit.

Literatur-Konkret 1995, S. 52

Barbara Kirchner

Geniale Konkurrenz

Rezensionen

Martin Wagner: Snowblind. Part 1 (Hepcats Reprint Library 2), 215 Seiten, Double Diamond Press, Austin 1995, 15 Dollar

Langsam bekommt der rührend blöde Ausdruck »graphic novel«, der einst erfunden wurde, um ehrgeizige Alben von simplen Comic-Heftchen abzusetzen, einen Sinn: Der Texaner Martin Wagner hat seine Held(Inn)en Erica, Arme, Joey und Gunther jahrelang durch kleine Strips im Peanuts-Format geistern lassen, bevor er sich entschloß, einen 400-Seiten-Roman zu zeichnen, dessen erste Hälfte, *Snowblind,* jetzt vorliegt. *Snowblind* erzählt mit atemberaubend kunstvoller Ineinanderschachtelung von Rückblenden, Innerem Monolog und Gesprächen die Geschichte von Ericas »belasteter Vergangenheit« und wie diese in ihr selbstgeschaffenes Idyll von Studentinnenleben und bevorstehender Verlobung mit Arme einbricht. Heikle, kitschgefährdete »Themen« wie sexueller Mißbrauch und psychische Krankheit werden auf noch nie dagewesene Weise zum Sprechen gebracht - und das von Figuren mit Tierköpfen! Das einfachste, nämlich: wie »junge, meist privilegierte Leute« in den imperialistischen Metropolen derzeit leben, ist oft gar nicht so einfach in ein Kunstwerk zu übersetzen, Wagner mußte, wie die Kolleg(Inn)en von der Wort- & Singfront weltweit, eine durchaus eigene Textur, einen »neuen« Duktus, eine eigene Sprache in Wort und Bild erfinden, und er hat's großartig geschafft. Im Comic-Handel über Import zu beziehen, der Beschaffungsaufwand lohnt. Groß!

Storm Constantine: Schattengräber. Heyne, München 1995, 669 Seiten, 16,80 Mark

Storm Constantine ist leider immer noch »a writer's writer«, das heißt, daß Autor(Inn)en ihre Bücher so sehr lieben, wie sie dem Publikum gleichzeitig nach wie vor unbekannt sind. Michael Moorcock, Dietmar Dath und andere zitieren Frau Constantines Werke in ihren Schriften andauernd, aber an die Vorlagen ist nicht ranzukommen. Ausbeutung weiblichen Genies, mal wieder. Das soll sich jetzt, glaubt man den Ankündigungen bei Heyne, allmählich ändern - obwohl das brillante *Hermetech,* die endgültige Romanauseinandersetzung mit Ökowahn und Gentechnogefahren, von Heyne letztes Jahr wieder aus dem Programm genommen wurde, versuchen sie jetzt einen neuen Anlauf mit dem wohl »zugänglicheren« Werk *Schattengräber,* das sich mit einem Volk von kunstsinnigen Vampiren beschäftigt - eine Parabel über den Luxus und die Verzweiflung, die Antinomien und Schäbigkeiten der Kunst. Läuft unter »Fantasy« - vielleicht wird der Verlag endlich mal die *Wraeththu*-Trilogie oder wenigstens *Calenture* aus dem Englischen übersetzen. Die grotesk überschätzte Bestseller-Vampirschreiberin Anne Rice jedenfalls hat diese erwachsene und gelegentlich geniale Konkurrenz längst verdient.

Literatur-Konkret 1995, S. 52

Otto Köhler

Hiwis

Rezensionen

Siegfried Schütt: Theodor Oberländer. Eine dokumentarische Untersuchung. Langen Müller Verlag, München 1995, 230 Seiten, 38 Mark

Der einstige Herr über östliche Hiwis hat jetzt einen Hilfs-Ossi gefunden, der ihm im Langen Müller Verlag des Rechtsextremisten Herbert Fleißner den Dreck aus der Nazi-Uniform bürstet. Schütt, der laut Eigenangabe von 1971 bis 1977 am Leipziger Institut für Literatur studierte, hat eine zu Herzen gehende Geschichte über einen Mann geschrieben den 1960 »ein DDR-Gericht fast zum Tode verurteilt« hätte. Theodor Oberländer, der mit lebenslangem Zuchthaus in Abwesenheit davonkam, konnte seinen fälligen Rücktritt als Bundesvertriebenenminister noch solange hinauszögern, bis er das 55. Lebensjahr und damit eine schöne Ministerpension erreichte, die er nun schon seit 35 Jahren in Frieden und Freiheit verzehrt. Nicht so gut ging es den vornehmlich jüdischen Zivilisten in Lemberg, die Ende Juni 1940 einem Massaker zum Opfer fielen, das von dem gerade einmarschierten Ukrainer-Bataillon Nachtigall angerichtet wurde. Oberländer, der als deutscher Politkommissar - »politischer Beraten< nennt er es heute - an der Spitze dieses »Freiwilligen«-Verbands der Wehrmacht stand, meinte in einer seiner vielen eidesstattlichen Versicherungen, daß »bei Nachtigall die Disziplin sehr gut« war. Nie hätten seine Ukrainer »eigenmächtige Handlungen« begangen, ja: »Auf meinen Kontrollgängen in der Stadt Lemberg überwachte ich die Truppe und habe dabei nie völkerrechtswidrige Handlungen festgestellt.«

Der dichtungsgeschulte Schütt glaubt dem begnadeten Erzähler Oberländer (»Sein Reichtum kam aus den Gesängen Homers ... «) pflichtgemäß das und noch viel mehr. Beispielsweise auch, daß dem NS-Reformer Oberländer böse NS-Redakteure seine Artikel (»Die Eindeutschung in den Ostgebieten muß in jedem Falle eine restlose sein«) umgeschrieben hätten. KONKRET gratuliert dem 90jährigen Oberländer zu seinem neuen Hiwi und wünscht einen weiterhin angenehm gewissensfreien Lebensabend.

Roland Bubik (H9): Wir '89er. Ullstein Verlag, Frankfurt/M. 1995, 225 Seiten, 29,90 Mark

»Hier sprechen wir. Wir 89er.« Es handelt sich laut glaubwürdiger Selbstaussage des sich dazurechnenden Herausgebers Roland Bubik (»Junge Freiheit«) dabei um »junge Persönlichkeiten«, die »das Undenkbare wagen: Rechts zu sein.« Bubik hat in dem Ullstein-Sammelband die ganze maulfaule 89er Generation für seine Zwecke beschlagnahmt und präsentiert ein Dutzend dieser jungen Persönlichkeiten, die - wie er betont - »nicht im Mainstream mitschwimmen« möchten. Schon der erste Beiträger, Claus-M. Wolfschlag, will lieber woanders planschen, er erwartet von der Zukunft: »Gesundheit, Erfolg, ein Palais mit Pool, an dem sich eine schöne Frau sonnt.« Wolfschlag betrachtet sich als »freier Publizist«, mag nicht länger schweigen und gibt darum als seine Lieblingsbeschäftigung »Frauen« an. Über Deutschland möchte er als erstes einen »Zuwanderungsstop« verhängen. Seine Symbole sind »keltisches Triskell und germanische Lebensrune«, und sein Lieblingsautor ist Joachim Fernau aus der SS-Propagandakompanie. Wolfschlags Bekenntnis: »1984? Ohne mich!« Doch der 1966 *Geborene lebt* noch.

Für den 27jährigen Journalisten Frank Hauke - Lieblingsmusik: Udo Jürgens - steht »das Engagement für den Erhalt der Deutschen Mark im Vordergrund«. Er will aber auch »Glück verspüren und versprühen« und ist betrübt, daß es schon »mehr als 25 Jahre« her sei, daß »zuletzt eine linksextreme deutsche Organisation verboten« wurde. Darum setzt er auf den »Reform-Flügel« der FDP um Alexander von Stahl und Rainer Zitelmann, hilfsweise auf den »Dialog« mit Daniel Cohn-Bendit und Wolfgang Templin.

Der 25jährige Patrick Martens glaubt an »Ehre - Freiheit - Vaterland«, sieht in zwei Figuren der »Muppet Show« seine Vorbilder, setzt auf die »selektierende Wirkung« der »scharfen Mensur« als »Ausdruck studentischen Ehrbegriffs« und auf die »günstigen Mieten« in den Verbindungshäusern.

Manuel Ochsenreiter, der letzte Bekenner, liebt Ernst jünger - und »Multikulti«, und zwar »von der hinteranatolischen Bergziege bis zum deutschen Schäferhund«. Doch gegen die »Überschwemmung unserer christlich-abendländischen Kultur durch vorderasiatische Einflüsse« ist er sehr. Jesus, das weiß wohl der bekennende Christ, der von der jungen Union zur »Jungen Freiheit« fand, war weder Vorderasiate noch Jude.

Herausgeber Bubik (Lieblingssymbol: »keltisches Zeremonienkreuz«) droht im Vorwort: »Der vorliegende Band ... stellt die erste Manifestation einer Generation dar, mit der man in Zukunft zu rechnen haben wird.«

Gerhard Paul/ Klaus Michael Mallmann (Hg): Die Gestapo - Mythos und Realität. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1995, 597 Seiten, 98 Mark

Der Mythos von der allwissenden und allgegenwärtigen Gestapo hätte ohne die Zuträgerdienste der einfachen Volks- und Parteigenossen nicht entstehn können; die Gestapo wurde auch zur Chiffre für den NS-Terror *gemacht*, wohlgeeignet, Mitschuldige zu entlasten. Diese Grundthese der Herausgeber des Sammelbandes macht die Gestapo nicht harmloser. Auch nicht, wenn man bedenkt, daß viele ihrer führenden Beamten aus dem Polizeidienst der Weimarer Republik einfach übernommen werden konnten (»Vom Schutzmann zum Schreibtischmörder«) und allzu viele an die Bonner Republik weitergereicht wurden.

Viele der Beiträge bieten eine Fülle neuer Erkenntnisse, etwa darüber, wie die Methoden der Einsatzgruppen im Osten bei Kriegsende auch in Deutschland selbst angewandt wurden. Mitherausgeber Gerhard Paul erweist sich am Ende allerdings als staatstragend. »Anders als im propagandistischen Waffengang des Kalten Krieges vielfach behauptet«, sei die These »nicht haltbar«, daß »die maßgeblichen Eliten des NS-Maßnahmestaates in der Bundesrepublik ungebrochen wieder Karriere machten«. Die Wirklichkeit sei differenzierter. Nämlich - Paul ist Professor für Geschichte und ihre Didaktik an der Bildungswissenschaftlichen Hochschule in Flensburg - so: »Die vom Staatsdienst weitestgehend ausgeschlossenen Angehörigen der staatspolizeilichen Funktionseliten fanden - wie weiland viele der nach 1933 entlassenen sozialdemokratischen Staatsbeamten und Gewerkschaftsfunktionäre - dominant in selbständigen Berufen und hier wiederum vor allem im Versicherungsgewerbe eine neue Karrierechance.« Wie weiland! Bleibt die Frage: Ist die Bundesrepublik mit den Gestapoleuten so brutal oder so fürsorglich umgegangen wie der NS-Staat mit Sozialdemokraten und Gewerkschaftern?

Wenn wir mit Paul didaktisch richtig ausdifferenziert haben, dann waren bei den Gestapoleuten im demokratischen Staat »das Gefühl des Verfolgtseins, der öffentlichen Diskriminierung und Züge illegaler Existenz« nicht zu verdrängen. Dennoch »akzeptierten« sie - sehr freundlich! - »die demokratischen Spielregeln des neuen Staates«. Diese Akzeptanz könnte sogar für einen - Seite 464 - »ehem.« SS-Hauptsturmführer Georg Wolff beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei in Norwegen gelten, in der »Victoria Terrasse«, wo es besonders brutal zuging. Es handelt sich - das verrät das Buch nicht - um eben den Wolff, der wie sein SD-Kollege Horst Mahnke von der (Massenmord-)Einsatzgruppe B Anfang der 50er Jahre Ressortleiter beim »Spiegel« wurde. Beide hatten sich zuvor mit einer antisemitischen »Spiegel«-Serie qualifiziert. Wolff wurde von Augstein geschätzt als »Georg der Deutsche«, Berater bei der Abfassung seiner Kolumnen und bei der »Spiegel«-Säuberung 1971/72.

Literatur-Konkret 1995, S. 53

Heike Runge

Atemnot der Gedanken

Rezension

Peter Rühmkorf: Tabu. Tagebücher 1989-1991. Rowohlt, Reinbek 1995, 623 Seiten, 54 Mark

Mild erschrecken darf man schon, wenn der Wortkünstler Rühmkorf seine privaten Aufzeichnungen ausgerechnet unter dem Grabbel, Grabsch und Abgreif suggerieren den Titel Tabu veröffentlicht. Will uns der älter Gewordene mit peinlichen Selbstbekenntnissen aufwarten? Fünf Wimpernschläge später löst sich die Beklemmung, denn die anreißerische Vokabel dient schlicht als Abkürzung für »Tagebuch«. Man muß nur dem Motto folgen, das Rühmkorf hochironisch seinen privaten Notizen aus den Jahren 1989 bis 1991 voranstellt, es ist ein Zitat von Walt Whitmann: »Camerado, dies ist kein Buch. Wer dies berührt, berührt einen Mann.«

Rühmkorf, der als Lyriker niemals der Lust an der Nabelschau nachgab, läßt sich auch durch das Genre des Tagebuchs nicht zur egomanischen Selbstentblößung verführen. Zwar zeichnet er detailliert die Schmerzensetappen seines Rückenleidens nach, inklusive durchlittener Bandscheiben-OP im Mal *89* im Altonaer Krankenhaus - »Hemd aus - Brille weg - Uhr ab« -, bleibt aber auch in solchen Episoden subjektiv erlebten körperlichen Verfalls ein um Distanz bemühter Beobachter des eigenen Ich, der noch im Krankenbett das Subjektive ästhetisch zu objektivieren weiß: »Das Ich zum Verschwinden bringen, höchste aller Eskamotierkünste.« Nicht zufällig markiert der von Rühmkorf ausgewählte Zeitraum der Tagebücher einen Epochenwechsel von welthistorischer Bedeutung, den er zwischen Frühstückslektüre und Schellfischessen an sich vorbeiziehen läßt, um von Zeit zu Zeit gelassen die Ereignisse zu reflektieren, bisweilen jedoch nicht ohne sich eine »Atemnot der Gedanken« einzugestehen.

Natürlich finden sich einige Intima und Indiskretionen, die man von einem Tagebuch, insbesondere dem literarischen, erwarten muß, auch bei Rühmkorf. Sie betreffen den befreundeten Kollegen Günter Grass bzw. dessen goldene Jackettkrone, die sich während einer Lesung aus der *Blechtrommel* in Göttingen gelockert haben soll, verschluckt worden und erst nach mehreren Tagen im Grass'schen Kot wieder aufgetaucht sei, um schließlich den Zahnstummel des Nationaldichters erneut zu ummanteln. Anläßlich eines Hechtessens bei Grass stellt Rühmkorf zudem fest, daß dieser einen Satz Weingläser besitzt, in die ein Scherenschnittprofil von Björn Engholm eingraviert ist. Das ist so unappetitlich wie alles Private, aber es bleibt, wie gesagt, die Ausnahme.

Literatur-Konkret 1995, S. 54

Gunter Blank

Judge Plot

Rezensionen

Norbert Jaques: Die Mabuse-Trilogie. Rogner & Bernhard (bei 2001), Hamburg 1995, 3 Bde., zus. 1252 Seiten, 69,90 Mark

Fritz Langs »Dr. Mabuse, der Spieler« ist einer der meistdiskutierten Filme aller Zeiten. Die Vorlage, Norbert Jaques' gleichnamiger Roman, hatte gegen die Rezeptionsflut, die Langs Film-Adaption auslöste, keine Chance, als eigenständiges Werk akzeptiert zu werden. Zwar erreichte Jaques' Roman bei seiner Veröffentlichung *1921/22* ebenfalls ein Millionenpublikum, aber der Film hatte als neue epochale Kunstform die Literatur soeben abgelöst, und mit Langs virtuoser Inszenierung konnte der bei aller Dramatik doch ein wenig behäbige Roman nicht mithalten.

Mit »Dr. Mabuse« festigte Fritz Lang endgültig seinen Ruf als Revolutionär des Kinos, Norbert Jaques dagegen fiel mit dem - in der »Berliner Zeitung« als Serie vorabgedruckten - Buch in den Ruch des Popularschriftstellers und ruinierte seinen Ruf als seriöser Autor, den er sich mit einigen Romanen und Novellen zwischen *1909* und *1919* erworben hatte. Als Zuarbeiter Langs und Reiseschriftsteller geriet Jaques bald so in Vergessenheit, daß nicht einmal mehr die Nazis es für nötig hielten, ihn in seinem Bodensee-Domizil nennenswert zu behelligen.

Rogner & Bernhard hat jetzt den gesamten Mabuse neu ediert und in drei wohlfeilen Bänden bei Zweitausendeins herausgebracht. Das Paket enthält neben den beiden legendären Mabuse-Romanen *Dr. Mabuse, der Spieler* und *Das Testament des Dr. Mabuse* die beiden ebenfalls um die Mabuse-Thematik kreisenden Romane *Ingenieur Mars,* in dem der dämonische Spieler durch einen besessenen Flugzeug-Ingenieur ersetzt wird, und *Chemiker Null,* der Technik- und Psycho-Motive zu einer Mad Scientist-Kolportage verzwirbelt, die recht geschickt mit dem Giftgas-Trauma des ersten Weltkriegs hantiert. Abgerundet wird die Mabuse-Edition durch den Briefwechsel zwischen Jaques und Lang, zeitgenössischen Reaktionen, eine Reihe meist informativer Essays und eine ausführliche Filmo- und Biographie. Auch in diesen Beigaben aber geht es vor allem um Langs Filme, und so wird es der arme Jaques wohl nie schaffen, aus dem Schatten des Regisseurs herauszutreten.

Carl Hiaasen: Nachtclub. Goldmann Verlag, München 1995, 511 Seiten, 46,80 Mark;

Walter Mosley: Der weiße Schmetterling. Albrecht Knaus Verlag, München 1995, 300 Seiten, 39,80 Mark

David Dilbeck, Kongreßabgeordneter aus Florida, steht auf nackte Go-Go-Girls. So sehr, daß er sich sogar des kärglichen Inhalts aus der; Flusensieb der angebeteten Stripperin Erin Grant bemächtigt, um seinen außer Kontrolle geratenen Trieben Erleichterung zu verschaffen. In *Nachtclub* hat Carl Hiaasen zum ersten Mal eine weibliche Hauptfigur geschaffen, um die herum er seinen pamphletartigen Roman über abseitige Begierden und politische Korruption im Sonnenstaat Florida aufbaut. Das geht zwar ein wenig auf Kosten der kohärenten Plotentwicklung, zumal Hiaasen den von ihm geschätzten starken Frauen literarisch nicht immer gewachsen ist, aber auch in seinem fünften Roman hat der Marat von Miami noch immer genügend bizarre Einfälle auf Lager, um mit den Waschsalon-Eskapaden eines politischen Saubermanns einen sarkastischen Ökothriller ins Rollen zu bringen.

Im Unterschied zu Hiaasen konzentriert sich Walter Mosley in *Weißer Schmetterling* stärker auf den Plot. Waren die beiden ersten Romane des afroamerikanischen LA-Chronisten eher klassische Entwicklungs- als Kriminalromane, in denen das Erwachsenwerden seines Detektivs Easy Rawlins mehr Beachtung fand als die Prinzipien der Crime Fiction, hat Mosley es diesmal geschafft, auch die formalen Anforderungen in den Griff zu bekommen. Dadurch werden die sozialen Konflikte, an denen Rawlins und sein Alter Ego, der Ghetto-Nigger Mouse, reifen müssen, nicht mehr nur beschrieben, sondern integrale Bestandteile einer Story, die Mosley zwingt, das Handeln seiner Protagonisten präzise aus seinen Voraussetzungen zu entwickeln. Da wird dann sogar wieder das Konzept des Serienmörders interessant, das Mosley als Ausgangspunkt für seine Betrachtungen über die »Race Relations« im Los Angeles der beginnenden Bürgerrechtsbewegung benutzt.

Timothy White: The Nearest Far Away Place. Brion Wilson, the Beach Boys and the Southern California Experience. Henry Holt, New York 1994, 416 Seiten, 25 Dollar

Eine der angenehmeren Seiten der postmodernen Verwirrung ist, daß es inzwischen nicht nur im bürgerlichen Sinne legitim, sondern auch im marxistischen Sinne fruchtbar sein kann, statt der Ökonomie etwas so Unbedeutendes wie Popmusik zum zentralen Paradigma der sozialgeschichtlichen Kategorisierung einer Epoche zu machen. Zwar ist *The Nearest Far Away Place* zuallererst die erschöpfende Erfolgsgeschichte von Brian Wilson und den Beach Boys, bei deren Schilderung jedoch fallen mehr Erkenntnisse über Konstitutionsbedingungen und Kultur des Spätkapitalismus ab, als ein post-fordistischer Werttheoretiker sich träumen läßt.

Literatur-Konkret 1995, S. 55

Michael Nauert

Brot & Spiele

Rezensionen

John Kenneth Galbraith: Die Geschichte der Wirtschaft im 20. Jahrhundert. Aus dem Amerikanischen von Sabine Wiermann, Hoffmann und Campe, Hamburg 1995, ca. 287 Seiten, ca. 48 Mark

Daß es mit der Wirtschaft und folglich auch mit der Welt nicht zum besten bestellt ist, hat mehrere Gründe. Erstens sind es meistens Dumme, die an der Macht sind. Wenn es aber, zweitens, Clevere sind, dann gehören sie normalerweise zu den Privilegierten und verfolgen ihre eigenen Interessen. Und drittens gibt es dann noch Umstände und Verhältnisse, die auch von den hervorragendsten amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlern nicht vorausgesehen oder kontrolliert werden können. So in etwa lassen sich die Erklärungen Galbraiths auf dieser *journey through economic time - so* der treffendere Originaltitel - zusammenfassen.

Das Buch ist gleichermaßen eine Schilderung der Entwicklungen und Probleme der westlichen kapitalistischen Wirtschaftspolitik wie eine nicht uneitle ökonomische Autobiographie des beinahe neunzigjährigen Autors. Galbraith ist als Harvard-Professor, Botschafter, Politikberater, Buchautor und Vorsitzender zahlreicher Kommissionen und Ausschüsse durch sein streitlustiges Vertreten keynesianischer Ideen zu einem der bekanntesten Ökonomen der Welt geworden. Zwar hat er sich nie als brillanter Theoretiker hervorgetan, aber er bewegt sich auf einem Terrain, das üblicherweise von Rechten besetzt wird: dem der populären Vereinfachung und der unterhaltsamen Darbietung. Obwohl dabei natürlich wichtige Differenzierungen auf der Strecke bleiben, ist das nicht uninteressant, weil so für eine größere Öffentlichkeit überhaupt erst die Möglichkeit einer differenzierteren Sicht auf den Kapitalismus jenseits von Marktliberalismus und gewerkschaftlicher Defensivstrategie erkennbar wird.

Der Sozialismus kommt in diesem sehr amerikanischen Geschichtsbuch übrigens nur am Rande vor. Galbraith betrachtet ihn zwar mit einer gewissen Grundsympathie, aber, so schreibt er, man konnte ja sehen, daß er nicht in der Lage war, die Konsumwünsche der Leute zu befriedigen. Warum er sich als junger Akademiker nicht selbst dieser konsequenten Kritik verschrieben hat, erklärt er etwas ausweichend mit einer Art Zufall, aber es dürfte wohl eben damit zusammenhängen: daß das System auch für einen »unbequemen«, aristokratisch auftretenden Linksliberalen ganz ordentliche Gratifikationen und Konsummöglichkeiten bereit hält.

Thomas Gsella/Heribert Lenz/Jürgen Roth: So werde ich Heribert Faßbender. Grund- und Aufbauwortschatz Fußballreportage. Mit Zeichnungen von Heribert Lenz, Klartext Verlag, 96 Seiten, 16,80 Mark

Dies ist ein Buch über etwas, das die Autoren mit großer Hingabe verfolgen, aber im Grunde lächerlich, unkultiviert und irgendwie beschränkt finden: die Fußballreportage. So nachvollziehbar diese Einschätzung zunächst sein mag, so erstaunlich ist die Konsequenz, hätte man doch vermuten müssen, daß sie entweder das Anschauen aufgeben, Gegenvorschläge unterbreiten oder mit der Zeit ein anderes Verhältnis zum Gegenstand entwickeln. Nichts dergleichen. Es geht wieder einmal ums Vorführen von längst Erledigtem, nur wurde darauf noch nie so wenig gedankliche Arbeit verwendet wie hier: Humorig gibt das Buch vor, ein Leitfaden für die Ausbildung zum Fernsehreporter zu sein. Den Wortschatz, der benötigt werde, »95 bis 97 Prozent aller Spielzüge und Vorkommnisse zu verstehen und an den Fernsehzuschauer weiterzuleiten«, müsse man sich durch ständiges Training aneignen, erklärt das Vorwort. Schnell werden dazu einige Wortschatzgruppen unterschieden, und nach vier Seiten kommt der Text bereits zu einem Ende. Die letzten 76 Seiten gehören dann einer Auflistung von Phrasen und Wendungen, die größtenteils wohl vor dem Fernseher sitzend mitgeschrieben wurden. Ironischerweise funktioniert diese Auflistung sogar manchmal, nämlich nicht im Sinne der satirischen Vorführung, sondern dadurch, daß man beim Lesen eine Ahnung von der Kraft und den sprachlichen Möglichkeiten bekommt, die in Wiederholung, Phrasenverliebtheit und codiertem Sprechen liegen. Vielleicht ist das ja auch den Autoren aufgefallen, aber sie haben es vorgezogen, auf der Seite der abgelutschten, unverbindlichen Bildungsbürger-Besserwisser-Satire zu bleiben. Auf die Frage, warum das Buch überhaupt gemacht wurde, geben sie im Vorwort die Antwort: »Nun, warum denn nicht.« Das ist sicher überaus witzig, ob es aber für die Aufnahme in das Bändchen »So werde ich Eckhard Henscheid« reichen wird, erscheint zweifelhaft.

Literatur-Konkret 1995, S. 55

Werner Pirker

Ohne Pech und Schwefel

Rezension

David Pryce-Jones: Der Untergang des sowjetischen Reiches. Rowohlt Verlag, Reinbek 1995, 670 Seiten, 58 Mark

Der Untergang des sowjetischen Reiches hätte sich, wenn überhaupt, dann nur als Tragödie vollziehen sollen. Es kam anders. Das realsozialistische System gab seinen Geist auf, weil sein auf den »Marxismus-Leninismus« vermeintlich unkaputtbar eingeschworenes Führungspersonal bei der Suche nach effektiveren Formen sozialistischen Wirtschaftens plötzlich Appetit auf etwas ganz anderes bekam. Die Geschichte als banale Schmierenkomödie, in welcher der Generalsekretär der KPdSU das Dekret über das Verbot der eigenen Partei verliest. Was hier gescheitert ist, der Sozialismus oder dessen Karikatur, das Reich der Freiheit oder ein gewöhnliches Imperium, interessiert nur noch die Verlierer. Warum aber, fragen sich die Sieger, ist das »Reich des Bösen« so ganz ohne Pech und Schwefel abgedampft?

Das irritiert auch David Pryce-Jones, ja er empfindet es nachgerade als Verrat. Wie läßt sich weiter auf Vorurteile bauen, die durch den Verlauf der Ereignisse gegenstandslos geworden sind? So entlädt sich seine Wut auf Gorbatschow, der als Verräter schlechthin vorgeführt wird: weil er nicht nur den Kommunismus, sondern auch den Antikommunismus hinterrücks ausgetrickst und so verhindert hat, daß der Systemwechsel alle Attribute einer saftigen Revanche am Kommunismus erhielt. Die Ursache des Desasters ortet der Journalist im völligen Versagen des amerikanischen Geheimdienstes, der Gorbatschows bäuerlich-durchtriebenes Spiel, dem Westen bei der Inszenierung eines konterrevolutionären Spektakels zuvorzukommen, bis zuletzt nicht durchschaut habe. Kein Wunder, daß sich selbst noch die Ablösung des Kommunismus als Triumph kommunistischer Konspiration gestaltete.

Natürlich findet Pryce-Jones der Geschichte listiges Kalkül, sich bei der Demontage des Kommunismus des kommunistischen Apparats zu bedienen, recht amüsant. Aber so richtig lachen kann er darüber nicht. Denn wer weiß, ob nicht auch hier der KGB dahintersteckt oder die Kommissare des Kulturbolschewismus, ausgeschickt, die westliche Öffentlichkeit zu täuschen und ihre Moral zu untergraben. Das Reich des Bösen ist immer und überall.

Der Klappentext verspricht großspurig ein »faszinierendes Gesamtbild jener Epoche, in der das letzte Gesellschaftsexperiment dieses Jahrhunderts scheiterte«. Doch der »Historiker, Journalist und Autor« läßt sich von dieser Faszination nichts anmerken und wickelt eher gelangweilt die Geschichte des sowjetischen Imperiums ab, für die ihm jegliches Verständnis fehlt. »Völkermord war für Marx überhaupt nichts Anstößiges, sondern ein Zeichen des Fortschritts. Die Diktatur des Proletariats war schließlich dafür bestimmt, alle Rassen und Nationen auszulöschen«, schreibt Pryce-Jones, die entscheidende Triebkraft dieses Gesellschaftsexperiments im nackten Vernichtungswahn entdeckend, wo er auch eine Erklärung für die Selbstzerstörung des Systems gefunden zu haben glaubt. Ironisch wird vermerkt, daß Gorbatschow den Sozialismus nur deshalb zerstören konnte, weil er an dessen Reformierbarkeit glaubte.

So entsteht ein Gesamtbild, das auf seine Weise dem Zerfall eines Systems, das seine Existenz im historischen Materialismus begründet sah, durchaus gerecht wird. Im historischen Trend liegt, wer sich der historischen Analyse konsequent versagt. Das nährt allerdings die sozialistische Hoffnung, daß solche, sich der Ursachen ihres Sieges so wenig bewußte Sieger an ihm auf Dauer keine Freude werden haben können.

Literatur-Konkret 1995, S. 56

Petra Bail

Tr□ □ me □ om Monster

Re□ ension

James Miller: Die Leidenschaft des Michel Foucault. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1995, 720 Seiten, 78 Mark

Keine Mühe scheut James Miller, uni den Schrecken zu bannen, den das Gerücht in ihm auslöste, »Foucault sei, nachdem er 1983 erfahren habe, daß er an Aids leide, weiter in die schwulen Badehäuser Amerikas gegangen und habe vorsätzlich andere Menschen mit dem Virus infiziert«. Er beginnt zu recherchieren, sich in das Foucaultsche Werk zu vertiefen, um zu belegen, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Das Resultat seiner ausgedehnten Bemühungen legt die Vermutung nahe, daß Miller Dinge gewahr wurde, von denen er nicht zu träumen gewagt hatte, glücklicherweise aber gerade solcher, die sich, zurechtgestutzt, rückstandslos in sein liberales Weltbild integrieren lassen: So hat er z.B. »erkannt, daß es sich bei S/M um eine relativ harmlose Sexualpraktik handelt«.

Das Verwerfliche an dieser Biographie ist weniger das forcierte Parlieren über Tabuthemen wie Homosexualität, S/M etc.; fragwürdig ist vielmehr die Methode, mit der sie arbeitet. Erste These: Foucaults Werk ist wie eine Autobiographie zu lesen (legitimiert durch Aussagen des Philosophen); zweite These: eines seiner wichtigen Anliegen war, sich »Grenz-Erfahrungen« auszusetzen (wie seine Vorbilder Nietzsche, Bataille, Roussel usw. es forderten). Aus dem opulenten und äußerst disparaten Oeuvre Foucaults werden nun unterschiedlichste Zitate aneinandergereiht, die einen gemeinsamen Nenner haben: Sie sollen Foucaults Hang zum Extremen dokumentieren, am augenfälligsten belegt durch Aussagen des Philosophen, die »monströs«, »Monstrosität«, »Sexmonster« etc. beinhalten (da spricht er letztendlich immer von sich). Bei diesem Vorgehen muß folgerichtig der harmlose »Fisch, der aus dem Wasser hochspringt und auf der Oberfläche eine kleine kurze Schaumspur hinterläßt« (Foucault in einer Vorlesung über sich), unter Millers Zugriff zum »Seeungeheuer« mutieren und des Philosophen »elegant rasierter Schädel als Emblem für politischen Mut« herhalten, ungeachtet seiner ab Anfang der 70er Jahre äußerst gemäßigten politischen Haltung.

Wie seinem Mentor Louis Althusser, der seine Frau tötete, was als Ausübung des von ihm vertretenen Antihumanismus gewertet wurde, ergeht es nun Foucault: Ein biographisches Detail soll seine Schriften erhellen und gleichzeitig als Grundlage ihrer Beurteilung dienen.

Literatur-Konkret 1995, S. 56

Jürgen Elsässer

Pirker ermittelt

Rezension

Werner Pirker: Die Rache der Sowjets. Politisches System im postkommunistischen Rußland. Promedia Verlag Wien, 216 Seiten, 34 Mark

Werner Pirker sieht nicht nur Schimanskis Thanner verblüffend ähnlich, sondern er ermittelt auch so. Anders als der Schmuddelkommissar, der bei Beweisnotstand mit Fäkalinjurien um sich warf und hilfsweise einen Indizienverdacht durch eine einstweilige Erschießung todsicher vor einer richterlichen Überprüfung rettete, legte sein bedächtiger Kollege - requiescat in pace - an seine kriminalistische Arbeit die klassischen Maßstäbe seiner Zunft an: Arbeitshypothese, Spurensicherung, Zeugenbefragung, Motivsuche, Alibicheck, Tatrekonstruktion. Im Unterschied zu »Horst« bewahrte er auch emotionalen Abstand zu verführerischen Verdächtigen, was zumindest verhinderte, daß das Chaos im Liebesleben zu Turbulenzen bei der Ermittlung führte.

Ähnlich sein politisches alter ego: Bei seiner Analyse der seit Gorbatschows Amtsübernahme erfolgten Veränderungen in der Sowjetunion wendet Pirker die klassischen marxistischen Untersuchungmethoden ebenso konsequent wie schöpferisch an. Im Unterschied zur kremlastrologischen Personengeschichtsschreibung einerseits, verschwörungstheoretischem »Der-Imperialismus-ist-immer-schuld«-Gerede

andererseits arbeitet er die ökonomischen Triebkräfte und Subjekte der Perestroika in ihren verschiedenen Phasen heraus. Pirker rekurriert dabei auf eine Anmerkung in Trotzkis *Verratener Revolution* (was nur so gut gelingt, weil er kein Trotzkist ist): Wenn die politische Revolution in den Arbeiterstaaten scheitert, vollzieht sich die Metamorphose der Bürokratie in eine besitzende Klasse. Dieser Übergang geht - so Pirker - im Ringen zwischen den Trägern produktionsorientierter und den Exponenten parasitärer Interessen vor sich. Die bürokratisch gezähmte Warengesellschaft mutiert auf ihrer eigenen Grundlage zur Gangsterherrschaft.

Bei aller schonungslosen Kritik an Gorbatschow und Jelzin vermeidet Pirker den Hauptfehler der Nostalgiker, die altkommunistischen Gegenspieler als Alternative anzupreisen. Nationalismus, Antisemitismus und Volkstümelei etwa eines Sjuganow waren in der ideologischen Struktur des Sowjetkommunismus angelegt und wurden nach dem Zerfall der UdSSR freigesetzt. Die Gefahr eines Faschismus aber - so Pirker schon hellsichtig 1994 - droht nicht in erster Linie durch rot-braune Allianzen, sondern durch die nationale Aufladung des marktwirtschaftlichen Zentrums: Jelzin plus Shirinowski, das ist das Bündnis, das den Tschetschenienkrieg trägt.

Pirker, der viele Jahre für die KPÖ in Moskau Korrespondent war, hat eine ausgezeichnete Auswertung russischer Primärquellen geleistet und viele Interviews mit russischen Spitzenpolitikern, vor allem aus dem Lager der linken Opposition, verarbeitet. Im Unterschied zu Robert Kurz und Karl Held, deren Bücher ähnlich wichtig für das Verständnis der Systemtransformation sind, behandelt er auch die politisch-ökonomische Struktur des Jelzinismus. Ein Standardwerk also, dessen zweiter Auflage man nur noch ein Schlagwort- und Personenregister hinzuwünscht.

Literatur-Konkret 1995, S. 57

Mario Mentrup

Pulp Fiction I

Rezension

Nanni Belestrini: I Furiosi. Die Wütenden. Roman, ID Archiv, Berlin/Amsterdam 1995, 160 Seiten, 26 Mark;

Steward Home: Stellungskrieg. Roman, Nautilus, Hamburg 1995, 192 Seiten, 29,80 Mark

Hochverrat scheint es zu sein, wenn linke/autonome Buchverlage, die das Publikum mit Theorie speisen, plötzlich Belletristik anbieten - Empörung bei Verkäufern und Konsumenten im strukturschwachen Stadtteil. Dort nährt man die eigene Bestimmung vielleicht gerade noch mit abgesegnetem Schriftgut zu Gudrun Ensslins Bikini.

Nanni Balestrinis neuer Roman I *Furiosi* treibt dem nach schneller Orientierung suchenden Linken Haßtränen in die Augen. Gewalttätig schlägt der Text im Jargon der Umgangssprache um sich; wie immer fehlen bei Balestrini die die Lektüre erleichternden Satzzeichen. Der Erzählstrom eines Anführers des AC Mailand Fanclubs (Rotschwarze Brigaden) beschwört die Western-Stimmung der Endsiebziger, wo die von der Tagespresse als Chaoten titulierten jungen Menschen die dafür erforderlichen handfesten Charaktereigenschaften noch besaßen. Politische Arbeit besteht hier neben ausgiebigem Drogen- und Sexkonsum im Verdreschen von Miliz, rechten Ultras und Fans der Gegenmannschaften.

Der Spaß an der Kollektiverfahrung in den Fußballstadien wird so manchem Hobbydemokraten verdächtig vorkommen, weil »die Gewalt im Stadion keine Ziele hat es ist die reine Gewalt du hast in dem Moment keine Ziele es gibt zwei entgegengesetzte Gruppen die sich im Namen des Nichts bekämpfen« *(I Furiosi).* Bei aller Heftigkeit schimmert dennoch mitunter der Muff der linken 70er-Jahre-Literatur durch Balestrinis Text. Kompromißlos 80er-Jahre-mäßig geht dagegen der fast 30 Jahre jüngere Stewart Home in seinem Roman *Stellungskrieg* vor, in dem sich junge Menschen zwischen 16 und 46 unentwegt gegenseitig verdreschen. Der Text folgt dem Strickmuster von Homes *Purer Wahnsinn* aus dem letzten Jahr. Beides sind Pulpromane, eher dem Schund als der Kunst zuzurechnen, mit absichtsvollen Stereotypen gespickt, schnell erzählt und mit ewig identischen Handlungs-Schemata, in denen nur die Orte, Ereignisse und Personen wechseln. In Homes Stories wimmelt es von Politextremisten und Militanten rechts wie links und jeder Menge Stimulantien wie Poppers, Whiskey, grünem Tee, Vaseline, Marx' *Kritik der politischen Ökonomie,* Joseph Goebbels' *Michael*, Georges Sorel, de Sade, Anti-Ödipus und Punk, Sex, Gewalt.

Es geht zu wie zu besten futuristischen Zeiten, wenn der Held, ein Skinhead, drei Neosituationisten überzeugt, daß Guy Debords Geheimcode folgendes fordert: »Wenn du gegen das Gewixe der Mittelklasse über die politische Ökologie bist, dann mußt du die Revolution der Arbeiter als nukleare Evolution betrachten.«

Literatur-Konkret 1995, S. 58

Bernd Imgrund

Vom Schlachten

Rezensionen

Patrick McCabe: Der Schlächterbursche. Rotbuch Verlag, Berlin 1995, 259 Seiten, 38 Mark

Geschichten aus dem ländlichen Irland haben Konjunktur. Auf den ersten Blick könnte *The Butcher Boy* eine Fortsetzung von Roddy Doyles preigekröntem Roman *Paddy Clarke - Ha Ha Ha* sein. Entläßt die Trennung seiner Eltern den kleinen Paddy in eine tiefe Verstörung, so entlädt sich die Weltflucht des Schlächterburschen Francie Brady in exzessiver Gewalt. Die Inszenierung ist scheint's vollkommen unoriginell: Der Vater ein versoffener Aufschneider, der Sohn ein verwahrloster, gegen die Mutter rebellierender Halbstarker. An ihrem Tod fühlt er sich dennoch schuldig, und als auch der einzige Freund des Ausgestoßenen sich abzuwenden beginnt, versinkt er in eine schizophrene Traumwelt. Aber neben dem tragischen Vollzug dieses jungen Schicksals ist McCabes Roman auch eine Anklage gegen den irischen Katholizismus und ein maliziöser Schelmenroman. Francies Ahnungs- und Respektlosigkeit gegenüber jeglicher Konvention und sein hilfloses Ringen um Liebe und Anerkennung treiben den Leser in ein Ping-Pong-Spiel zwischen Lachen und Weinen. Indem Brady seine Realität auf dem Stand eines 14jährigen einfriert, gelingt es ihm, die Welt als Spielplatz zu betrachten, auf dem alles erlaubt ist - harmlose Streiche und gerechte Rache. Die Ungeheuerlichkeit seines schlußendlichen Verbrechens korrespondiert mit dem grenzenlosen Unverständnis, mit dem seine Umwelt dem Schlächterburschen begegnet.

Mit seinem mittlerweile dritten Roman hat Patrick McCabe, geboren 1955 in der irischen Provinz, einen Huck Finn der allertraurigsten und allerkomischsten Gestalt geschaffen.

Marcel Beyer: Flughunde. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1995, 302 Seiten, 38 Mark

Als Matthias Altenburg Ende 1992 mit einer ungeschlachten Polemik im »Spiegel« den sogenannten »Jungen Deutschen Literaturstreit« lostrat, war nicht zuletzt einer gemeint: Marcel Beyer. In seinem Debütroman *Menschenfleisch* hatte der damals 27jährige Autor versucht, Ingredienzen der zeitgenössischen Sprachphilosophie zu einem postmodernen Romancocktail zu verquirlen. So trendy dies damals war, so laut wurde bald der Ruf nach dem erzählten, möglichst historischen, gar Wende-Roman. Mit *Flughunde,* angesiedelt im ausgehenden Nazi-Reich, erfüllte Beyer auch diesen Wunsch - pünktlich zum 50. Jahrestag des Kriegsendes.

Beyers Plot ist ebenso simpel wie zündend. Hermann Karnau - einer der beiden Ich-Erzähler - ist Akustiker und besessen von der Idee, eine Kartographie der menschlichen Laute zu erstellen. Beginnt er zunächst mit heimlichen Aufnahmen von Kinderlachen und Liebesstöhnen, so macht der von Goebbels Protegierte schnell Karriere und wird einer Spezialabteilung zugeteilt, die mit systematischen Folterungen versucht, dem Stimmapparat ihrer Opfer einen deutschen Klang zu geben. Karnaus Schilderungen wechseln sich ab mit jenen von Helga Goebbels, der ältesten Tochter des Nazi-Propagandaministers. Während Karnaus Berichte die Synchronität von wissenschaftlicher Besessenheit und politischer Skrupellosigkeit reflektieren, vermittelt Helgas Kinderperspektive anhand kleiner Beobachtungen die Schrecken des Kriegsalltags und den Alltag des Kriegsverbrechers.

»Beängstigend perfekt« nannte Sigrid Löffler diesen Roman und seinen verlagsstabsmäßig geplanten Siegeszug von »Zeit« über »Spiegel« und »Literarisches Quartett« bis zur »Süddeutschen«, wo *Flughunde* als Fortsetzungsroman erscheint. Aber selbst wenn Beyer zukünftig seinem Ruf als größte literarische Entdeckung seit Jung-Handke nicht gerecht werden sollte: *Flughunde* ist der erste ernstzunehmende Versuch eines »89ers«, das Thema Nazi-Deutschland nicht auf ewig den Bölls und Grass' zu überlassen.

Literatur-Konkret 1995, S. 58

Jürgen Kiontke

Pulp Fiction II

Rezension

Charles Bukowski: Ausgeträumt. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1995, 183 Seiten, 36 Mark;

Charles Bukowski: Der Andere. Maro, Augsburg 1995, 60 Seiten, 28 Mark

Hierzulande stellt man Charles Bukowski sich selbst in den Weg. Gerade mal vier kurze Sätze brauchte er selbst, um die Eckpunkte der deutschen Rezeption seiner Werke anzudeuten. Vier Sätze auf der ersten Seite seines Buches Pulp (vom deutschen Verlag lächerlicherweise mit Ausgeträumt wiedergegeben), das zusammen mit der kryptischen Geschichte *Der Andere* das erste aus dem Nachlaß publizierte Werk ist: »Der Mietvertrag war abgelaufen«; zweitens: »Lesen sie Céline?«; drittens: »Ziehn Sie ihren Reißverschuß hoch, sagte sie«; und viertens: »Er kreuzt ab und zu in der Buchhandlung auf.« Der beinahe surreale Detektivroman - ein ultimatives Genre für den amerikanischen Autor, mit dem er sich immer einmal beschäftigen wollte, faßt damit die hierzulande in den späten 70ern und frühen 80ern von einer breiten Leserschicht vornehmlich großer und kleiner Jungs beinahe hysterisch gefeierte Anti-Literatur und ihre Wirkung zusammen. Ich kann weiß und trotzdem ein Penner ohne Geld sein (1.), darf gegen eine vermeintliche linksliberale Meinungsherrschaft opponieren (2.), kann Frauen meine Sexualität als dirty old man offen zeigen (3.) und habe ein konspiratives Verhältnis mit der Literatur, das sich gegen die Politik richtet (4.).

Ebenso wie in der akademischen Diskussion auch heute noch an Werk und Wirkung geflissentlich vorbeigelesen wird (»Trivialpoet«), setzten ihn die Rezensenten vor die Bücher. Seine deutsche Herkunft (er wurde in Andernach geboren, zog im Alter von zwei Jahren mit seinen Eltern in die USA), aus der er eine gewisse Oppositionsstellung zum amerikanischen Kapitalismus bezog (»Ich fand Hitler gut«), galt manchem deutschen Leser als Waffe im Kampf gegen eine scheinbar überall anzutreffende Rationalität. Das paßte gut zum latenten Antiamerikanismus der Friedensbewegung Anfang er 80er Jahre - Andernach tat das übrige. Bukowski? »Ein deutscher Dichter« (»Die Zeit«).

Eine eindimensionale Betrachtungsweise, wenn man Bukowski kühle Erzähltechnik untersucht, deren Vernunft sich in der Stilistik entwirft: in *Ausgeträumt* als Essenz aller bisherigen cut-up-Versuche; in *Der Andere* als struktureller Aufbau einer Geschichte, in der ein Mann sein Spiegelbild zu ermorden sucht. Mit zwei Halbsätzen entstehen mehrschichtige Figuren, Stimmungen, Welten, aus denen ein fortwährender stream-of-consclousness entspringt. Allzuoft wurde dies biographisch übersetzt. Die Erlebnisse seiner Hauptfigur »Chinaski« oder des literarischen Ego wurden für bare Münze genommen, obwohl Bukowski selbst davor gewarnt hatte. Als er 1978 zu einer Lesung in Deutschland weilte, wunderte er sich über den Rummel, der um ihn veranstaltet wurde. The story never ends: Während nun seine Hinterlassenschaften unter großer Anteilnahme der Medien publiziert werden, erzählen die Kritiker lieber, wie sie den Autor einmal in L.A. getroffen haben, statt sich mit einer literarischen Analyse um sein Werk zu bemühen.

Literatur-Konkret 1995, S. 60

Hermann Peter Piwitt

Vom Agitprop zum Selberdichten...

... oder der Anteil der Frauenbewegung an der Zerstörung der Vernunft. "Zerstörung der Vernunft durch die Frauenbewegung"...? Nein, natürlich nicht. Aber würden Sie den Beitrag lesen, wenn der Titel 'Einige Anmerkungen, die neuere Literatur betreffend' lautete? Sie würden? Auf Ehre?

'Die Folter, das ist die Vernunft.'

Foucault

'Wenn die Vernunft schläft, erwachen die Ungeheuer.'

Goya

Von Brecht stammt der optimistische Satz: 'Man kann alles ändern außer den Menschen.‘ `Alles', das meint, wie wir leben und wirtschaften, was wem gehört, die Gesetze usw. 'Mensch', das meint seine egoistische Natur. Sie bleibt konstant. Aber sie läßt sich sozialisieren und kultivieren; vorausgesetzt, Menschen schaffen sich Formen der Lebensfürsorge, in denen der Egoismus jedes Einzelnen sich besser aufgehoben fühlt als unter den herrschenden Bedingungen räuberischen Wirtschaftens. Das Ergebnis, und der Weg dahin, wären Kultur.

Es gehört zum Elend der Sozialdemokratie, daß sie, zu Beginn ihrer Regierungsverantwortung, in Millionen die Illusion weckte, sie könnten gemeinsam mit ihr diesen Weg gehen. Keine fünf Jahre waren vergangen, und der damalige Finanzminister Apel gab kleinlaut zu: 'Es hat keinen Zweck, an der Wirtschaftsform, wie wir sie haben, vorbeiregieren zu wollen.' Damit hatte die Politik abgedankt, und die Sozialtherapie sprang ein, um den Rückzug zu vernebeln: Es erscheint H.E. Richters 'Lernziel Solidarität'. Wo die Politik nicht mehr konnte wie sie wollte, und nicht mehr wollte wie sie konnte, sollte 'Solidarität' eingeübt werden als Verhaltensideal und kultureller Wert.

Und wo? Vor allem da, wo es - aus sozialdemokratischer Sicht jetzt noch kriselte: zum Beispiel bei den sogenannten 'Randgruppen'. Im großen Ganzen lief es ja doch -'Hamburg 76, Mensch war das gemütlich' - kraft Verschuldung der Öffentlichen Hand flotter denn je, zunächst ... Kommunikation - statt Sozialismus - hieß von nun an das Zauberwort, so als sei Kommunikation bereits eine politische Qualität und nicht auch Merkmal jedes besseren CSU-Sprengels. Zwar haperte es noch überall, bei den Prostis, Päderasten und Prolos, bei den Behinderten und den Türken, bei Müttern, Frauen, Kindern und beim Kleinhandel, bei der einsamen Masse, dem Ich, bei mir, bei dir und den Nekrophilen mit Mundgeruch.

Und genaugenommen bestand die ganze Klassengesellschaft neuerdings aus Randgruppen, jede für sich darauf aus, von der SPD höhere Beteiligungen am Kapitalismus einzuklagen. Aber klappte nur die kleine Kommunikation innerhalb der Gruppe, so ließ es sich dort doch auch wohlfühlen. Und für die große sorgte dann tatsächlich die Sozialdemokratie: mit 'audiovisuellen Kommunikationszentren', 'Spielstraßen', 'Bergen visuellen Vergnügens', 'Literatrubeln' mit 'Dichtern zum Anfassen' und Rentnerbands.

Wo das Gemeinschaftserlebnis zum Endziel wurde, wurde endlich auch der kleinste gemeinsame politische Nenner zum siebten Himmel: Für das Leben und gegen den Tod. Für den Frieden und gegen den Krieg. Für Wärme - gegen Kälte. Hauptsache, man konnte sich 'identifizieren'. 'Kunst ist keine Kunst' - Hauptsache, 'man fühlt sich wohl dabei!' Kommunikation, wann immer Doofi sich von Dummi aus der Seele gesprochen fühlt.

Inzwischen mundet zwar nicht die akademisch-hühnerbrüstige 'Kommunikation', wohl aber die 'Solidarität' sogar Helmut Kohl. Das Wort, für das sich die SPD zu fein geworden war, - jetzt wird es ihm geglaubt. Beweis dafür, wie Ideengut, wie der Überbau floatet, solange ihn an der Basis nichts hält.

Die Einzigen, die in den siebziger Jahren von Gruppentherapie und Selbsterfahrung in Gruppen plausibel profitiert haben, waren Frauen. Für viele von ihnen war die Gruppe das Vorzimmer, der Vorlauf, die Teststrecke zu etwas, was Männer schon hatten: ein Ich. In der Gruppe versicherten sie sich ihrer persönlichen und gemeinsamen Vor-Geschichte.

In 'Lernziel Solidarität' berichtet H.E. Richter, wie Frauen in einer Gruppe als erste den Mut aufbringen, von sich zu erzählen, sich Blößen zu geben, um vom Bekenntnis ihrer Defizite zum Bewußtsein ihrer Möglichkeiten zu gelangen. Klar, daß das nichts mit einer vermeintlich 'besseren' weiblichen Natur zu tun hat. Männer sind nur einfach historisch verschlissener, weil immer im Dienst. Und da bedeutet Gefühle und Schwächen offen aussprechen immer auch ein Risiko. Notfalls wird rationalisiert oder auf den Begriff gebracht. Frauen dagegen ist traditionell ein emotionales Freigehege zugestanden; denn wer Kinder gebiert und aufzieht, darf nicht nur, er soll sogar Gefühle zeigen. Machen Frauen dann aber plötzlich mit der ihnen zugestandenen kleinen Freiheit öffentlich ernst, gelingen ihnen Grenzverletzungen, ja Geländegewinne, wie sie Männer vielleicht heimlich ersehnt, aber nicht für möglich gehalten haben.

Für die Literatur formulierte das Joyce Carol Oates: 'Da ich eine Frau bin, kann ich, alles in allem, von jener Sorte männlicher Kritiker, die Schriftsteller nach der Note 1,2,3 in der Presse plazieren, nicht so ernstgenommen werden; also gehe ich davon aus, daß ich die Freiheit habe, zu tun, was ich will.‘

Die Folge dieser Freiheit: 'Frauen betätigen sich zugleich als Kundschafter und als Lotsen... Und die Männer hängen sich an.' (Richter). Ganz und gar und endgültig als Mann verwirtschaftet zu haben, glaubt inzwischen so mancher - zumindest in der Alternativ-Szene. Alles Heil soll nun von den neuen Frauen kommen. Eine gefährliche Ehre für diese. Denn nicht ohne Behagen sehen sie sich plötzlich in die alte Rolle der Weisen Frau und Erdmutter zurückversetzt, die aus der Vulva wahrspricht, ganz Instinkt und Bauch und unfehlbar natürlich, nun aber nicht länger allein fürs Freigehege, sondern für die ganze Innung. *'Wo* die Frau aufhört weiszusagen und anfängt zu vernünfteln, da ist der Anfang vom Ende', heißt es in einem alten Nazi-Kommentar zum Märchen von der 'Klugen Else'. Es ist ein tückischer Bonus, den Frauen da zugeschanzt bekommen haben. Und ein Großteil der eben kursierenden Schreibwaren von Frauen (und Männern, die sich anhängen) sieht danach aus.

Keine Rede, an dieser Stelle, von Dichterinnen. Keine Rede auch von jenen autobiographischen Berichten, aus denen Frauen erfuhren, daß und warum es andern genauso erging wie ihnen. Auch die vielen Rekonstruktionsversuche weiblicher, Geschichte und Heldengeschichte stehen nicht zur Kritik.

Aber was ist mit einem Satz wie diesem: 'Erinnerungsfetzen rumpeln unstrukturiert durch mein Gehirn.' Der Satz steht (und zwar unter seinesgleichen beileibe nicht allein) in einem Buch, in dem eine männliche Carmen mit einem weiblichen Don José so umspringt, wie der liebende Teil der Beziehung es leidend erlaubt. Akzeptieren müßte die Frau, eine Studentin, zunächst einmal, daß sie nicht geliebt wird. Aber wie das in einem narzißtischen Milieu, wo am Ende die SPD über Haushaltsposten gewissermaßen auch noch für die Abschaffung des Schmerzes geradezustehen hat? Was also tut das Mädchen? Sie entscheidet, daß nur eine seelische Krankheit an der Bosheit des Geliebten schuld sein kann: der Chauvinismus.

Sicher ist Herr Carmen auch ein Chauvinist. Aber das bedeutet allenfalls zusätzliche Verletzungen. Gleichviel, Frau Don José rückt seiner Krankheit zu Leibe mit allen Mitteln, die auf dem Campus eben im Handel sind: Also keine Liebestränke -, und Dolche nur in Tötungsfantasien. Aber 'Beziehungsgespräche', Dispute über 'Ablehnungsängste', 'Verdrängungsmechanismen' und 'Verhütungsdilemmen' bis zum Geht-nicht-mehr.

Zigtausende von Frauen haben das Buch inzwischen gelesen. Und ich stelle mir vor, wie sie die Lehren des Buches ('In der Kneipe beginne ich eine Neuauflage der Verhütungsmitteldiskussion') an ihren Männern und Freunden *exekutiert haben*. Arme Männer. Das Glück, *eine F*eministin dabei erlebt zu haben, die klarstellt statt zu sabbeln, dürfte ihnen versagt geblieben sein.

'Erinnerungsfetzen rumpeln unstrukturiert durch mein Gehirn'. Warum stört mich dieser Satz so? Weil verkommene Sprache auch immer Indiz ist für verkommene Gedanken, falsche Gefühle und falschverstandene Sachverhalte. Wäre Sprache ein für allemal und endgültig nur 'Form', wäre alles einfach. Gewiß ist ein Stuhl nicht mehr als ein 'Stuhl'. Aber was, wo uns die Worte 'höflich' und 'edel' den Adel als freundlich und großmütig überliefern? Was, wo wir in Sprache den Mann als 'herrlich' und die Frau als 'dämlich' erleben? Welche heiklen Sachverhalte, welche Unsäglichkeiten verstehen sich in Begriffen wie 'Selbstverwirklichung' oder 'Sozialpartnerschaft?' plötzlich wie von selbst?

Vom Moment an, wo uns sprechen gelehrt wird, wird unser Realitätssinn programmiert durch Sprache. Erst durch die Sprache, zu der es erzogen wird, macht sich das Kind die Weh dingfest. 'Speedy', sagt auf dem Spielplatz ein großer langsamer junge zu einem kleinen flinken, 'Du nennst mich jetzt 'Speedy', von jetzt an 'Speedy', verstanden?' Und diese Erziehung setzt sich fort in Schule und Werbung, Kirche und Medien, Clique und Disco. In Worten erschließt oder verschließt sich uns die Weh. Sprechend entfremden wir sie uns in der Terminologie der uns bevaternden Wissenschaften, verbreiten Hektik und Leere um uns in der Formel-und Stereotypensprache der Szene, akzeptieren Konventionen, indem wir sie un-erschrocken mit den ent-sprechenden Klischees besiegeln.

Klar war das Verena Stefan schon vor sechs Jahren. 'Betroffen' in dem Wort-Sinn, der damals noch Sinn machte, schrieb sie: 'Die Sprache versagt, sobald ich über *neue E*rfahrungen berichten will. Angeblich *neue Er*fahrungen, die im *geläufigen Jargon* wieder*gegeben werden,* können nicht wirklich neu sein ... jedes Wort muß gedreht und *gewen*det werden, bevor es benutzt werden kann - oder weggelegt wird.' Klar auch, daß dieser Befund nicht nur dort gilt, wo Sprache Frauen auf Vordermann bringt, sondern für Jede Erfahrung von Wirklichkeit in Sprache. Frauen haben denn auch auf 'Ästhetik- und Literatur-Symposien' daran weitergedacht. In der schreibenden Praxis aber scheinen Hinzin und Kunzin über soviel Kleinmut längst hinwegzusein: Sprache, das ist 'Formkram', bloß Kunst; und Kunst ist nicht 'authentisch', echt. Echt dagegen ist alles, wo 'man ein gutes Gefühl dabei hat', - auch wenn frau sich dabei grad so er-lesen, gewählt, künstlich und falsch ausdrückt wie Frau Puhvogel bei Konsulns:

'In ihrem Innern toben Stürme ... ' 'Sie biegt Gedichtzeilen auf der Zunge, denen sie behutsam nachschmeckt, neben Isabel in dem stillen mondbeschienenen Park an der Alster, Annika, eine Frau von dreißig Jahren.‘ ´Ihre Füße kamen ihr vor wie

glühende Kohlen.' 'Wir streicheln uns weiter, ich finde ihre Vagina, versteckt unter dichtem Gestrüpp', (Liane - das Mädchen aus dem Urwald?) 'Das Gefühl in mir gleicht der Fratze eines alten Mannes...' (Welchen Mannes? Oder haben alle alten Männer Fratzen?)

Wo Sprach-losigkeit, in der Verena Stefan noch eine Chance sah, auf fast vierhundert Seiten sich so austoben darf, ist auch die Wirklichkeit am Ende nur noch Staffage für Beziehungsgewäsch: 'Wochenendatmosphäre zwischen Einfamilienhäusern und auf den Straßen', beginnt ein Kapitel. Und damit hat sichs. Klar, weiß ja jeder, was 'Wochenendatmosphäre' ist, oder? Warum sich also damit aufhalten?

So, wie natürlich auch jeder weiß, was 'Aufknotungen' sind in einem Satz wie: 'In die Aufknotungen mischten sich Kackephantasien, die ich unbeobachtet ließ, bis sie in kotigen Traumfetzen und zwanghaften Popopeleien sich so energisch durchsetzten, daß ich doch assoziieren wollte.‘ Aber damit wären wir schon ein Haus weiter, nämlich bei jenen weiblichen Schreibwaren, die sprachlos und redselig am Tropf der von Männern geprägten Therapiewissenschaften hängen. Subjektive Ehrlichkeit als Qualität machen sie geltend - und buchstabieren der herrschenden Psychotherapie doch nur die Begriffe und Diagnosen nach. Und das entsprechende Milieu hat Sprache Eros und Realitätssinn fest im Griff. Das reicht bis ins Amtsdeutsch dieser Wissenschaften hinein: 'Etwas von der Geiligkeit wollte ich in der ersten Zeit der Analyse *zum Bearbeiten bringen.* ~

Phyllis Chesler spricht in ihrem Buch Trauen - das verrückte Geschlecht' von den Frauen, die lernen, sich selbst im Vokabular der ärztlichen Wissenschaft zu beschreiben, die sie anpassen oder fertigmachen will: 'Suizidal', 'paranoid', 'depressiv', 'frustriert' ... Aber wer war Phyllis Chesler? Das ist zehn Jahre her. Und heut ist frau unbefangener. Daß es uns erst einmal die Sprache verschlagen muß, damit die Dinge wieder zu sich kommen können? Husten! Hauptsache, es wird geschrieben. Und warum auch nicht? Wo's der Markt doch eben hergibt. Denn: 'da gibts doch gar keine Kriterien ... Das ist doch gerade das Neue, wenn jetzt soviele Frauen schreiben, daß die nämlich ganz subjektiv von sich selbst schreiben. Sollen wir uns irgendwelchen *wahrscheinlich männlich bestimmten* Normen beugen, damit das, was wir schreiben, auch Literatur genannt werden kann?'

Keine Bange. Es wird nicht. Aber es fällt auch verdammt schwer, dieses Schreiben etwas *anderes zu* nennen, etwas, das auf irgendeine Weise sonst gelungen, notwendig, plausibel wäre. Dazu ist es zu sehr entstellt durch den bloßen Aufputz dessen, was im gleichen Atemzug als 'elitär' denunziert wird: nämlich den der Kunst. Woher dieser Ehrgeiz, sich Poesie anzuschminken, durch Metaphernbuketts dunkel zu raunen, wie's sich für Frauen seit Urzeiten schickt, sich Sprache anzulegen wie billigen Modeschmuck, ganz abgesehen von der unvermeidlichen Gattungsbezeichnung 'Roman?' Echt soll alles sein, unmittelbar, neu und emanzipiert. Aber Sprache ist unbestechlich - und darum verräterisch; und was sie wahrmacht, ist dann doch wieder nur das alte weibliche Sozialschicksal, nämlich sich aufdonnern und andere muttchen-kindisch betütern zu müssen:

'Ich halte zum ersten Mal dein Glied in den Händen. Ich darf es genüßlich betrachten, befühlen, belecken, *wie das tut* Ich darf die Bucker in deinem Sack verwurlen ...'

'Ein schmächtiges Mückenballett tanzte nach Blut.‘ ´Die Sonne lacht ihre Schatten in die Bäuche der Vögel.' 'Ich sehe die Felder, aneinandergelehnte Garben Zeit'. 'Windstille der Erschöpfung.'

Also keine Chance für 'Natur'? Grübel, Grübel. Es gibt Bücher, wie Maria Beigs 'Rabenkrächzen', in dem das 'einfache Sagen' dessen, was ist, gelingt dank eines nach rückwärts ganz überschaubaren, geschlossenen dörflichen Milieus, das der Autorin von Kind an blind vertraut ist. Hier braucht Sprache noch nicht Umwege zu den Dingen zu machen; 'der bürgerliche Roman hat für diese Sagerin noch nicht begonnen' (Martin Walser im Nachwort). Aber 'naiv' ist hier deshalb noch lange nichts.

Um wieviel weniger 'Natur' muß ein Schreiben sein, das in einer unvertrauten, kaum noch zugänglichen Realität seine ersten Gehversuche macht, zumal dann, wenn angehende, gestandene oder verkrachte Akademiker sich darin versuchen? Für sie gibt es nicht nur den bürgerlichen Roman als Bildungserlebnis immer schon vorweg; für sie gilt auch, daß die Reflexion, die sie über Gott und die Welt anstellen, allemal viel größer und weitschweifiger ist als die Weh, die sie im Wort zur Hand haben.

Nichts gegen Reflexion. Aber in der Literatur gilt der Satz von William Carlos Williams: 'There are no ideas but in things'. Das heißt, was nicht dingfest gemacht ist in Menschen, Handlungen, Bildern und Szenen, das zählt nicht. Es gibt kein zurück zur Natur; denn sie ist verwüstet nicht nur außer uns, sondern auch in uns selbst. Es gibt nur ein Vorwärts zu ihr. Und ein Autor, dem es dabei nicht um jedes Wort geht, ist genauso indiskutabel wie ein Ingenieur, der bei der Statik einer Brücke pfuscht.

Auf das Lob hin, was für ein sicherer Schreiber er sei, antwortete Marquez in einem Interview: 'Es ist nichts spontan ... Man muß hart arbeiten, um das zu erreichen.' Nun, Marquez ist ein Mann. Aber immerhin Marquez. Aber auch Sylvia Plath hat schreiben gelernt. Und Joyce Carol Oates sagt von sich, daß sie manche Texte bis zu siebzehn Mal umgeschrieben habe. Wenn sie trotzdem in einem bestimmten Milieu nicht unter das Verdikt 'bloß Kunst' fallen, dann aus zwei Gründen:

Sie sind berühmt; das heißt, Frauen können mit ihnen für sich was hermachen grad so wie die KPdSU mit Gorki es konnte. Und: Ihr Wert ist auf feministisches Gedankengut hin ausschlachtbar.

Werden sie deshalb als Dichterinnen richtig verstanden? Ich habe Zweifel. Wäre zum Beispiel Irmtraud Morgners 'Amanda' als Dichtung richtig verstanden worden, so hätten ihr gerade jene Stellen als Schwächen angemerkt werden müssen, wo sie bloß thesenhaft, also nicht dingfest, verbreitet, was sie an feministischer Theorie sich inzwischen angelesen hat. Stattdessen wird sie eben deswegen gefeiert. Kleinkarierten Schmökem für die aufgeklärte Dame von Welt wie Sybille Krauss.‘ ´Ach Elise ...'ergeht es wegen derselben richtigen Gesinnung ähnlich. Reserve dagegen gegenüber Gabriele Wohmann. Aber was soll frau machen? Sie ist schließlich berühmt.

Ist Christa Wolf eine feministische Dichterin? Nein, sowenig wie Brecht ein kommunistischer Dichter war. Wahrscheinlich ist sie Feministin; war Brecht Kommunist. Aber die Widersprüche, die sich im Begriff, in einem weltanschaulichen Modell, in einer Anleitung zum Handeln versöhnen lassen, gehen nun einmal in der Literatur nicht auf. Und wo es eine Ingrid Strobel oder eine Christel Dormagen ebenso gibt wie das poetisch *aufgemotzte Gestammel* von 'Hautflunkern' und den fürchterlichen Stumpfsinn einer Allert-Wybranietz, wo es Bewußtseinszukunft gibt hier und Gefühlsvergangenheit dort, wo das 'Ich' dem 'Es' allemal vorauf ist und das 'Über-Ich' sowieso, da muß Literatur, will sie gelingen, unzeitgemäß bleiben, selbst auf das Risiko hin, daß sie dumm rumsteht; denn als Teil des gesellschaftlichen Überbaus folgt sie auf Grund ihrer spezifischen Natur dem schnellen Lauf der Ereignisse mit Verspätung und antizipiert sie in der Phantasie' (James T. Farrell, amerikanischer Romancier und Marxist, geb. 1904.)

Literatur, denke ich, - will sie sich selbst treu bleiben -, sollte uns das uns Angebiederte, blind Vertraute so zeigen, wie wir es noch nie gesehen haben; damit wir es wiedererkennen. Täte sie das nicht, bräuchten wir sie tatsächlich nicht. Für eine Literatur, die 'mehr wagt als das, was wir schon kennen', plädiert auch Ursula Krechel. Im aktuellen Betroffenheitsmilieu dagegen kann man/frau das sattsam Bekannte nicht sattkriegen; denn es gestattet das vermeintlich einzig Wahre: 'Kommunikation', Identifikation'.

Die Reaktion reg sich schon: Der ´Terror der Intimität' wird schon moniert. Und auf dem farbensprühenden Karoussell der kulturellen Innovationen, das sich in der immergleichen Gummizelle Kapitalismus dreht, dreht eben ein neuer Typus ans Licht: Er unterscheidet zwischen 'geborenen Siegern' und 'geborenen Luschen', zwischen 'Titan' und 'Nullen', 'zwischen den heftig denkenden Menschen und den Peinsäcken der Friedensbewegung'. Den altritterlichen Prolo-Punks von gestern hängt er sich gestisch an. Zynisch und narzißtisch ist er schon; jetzt fehlt nur der nötige Drill, und wir haben die SS von morgen.

Glauben manche. Aber kein Grund zur Aufregung. Die kapitalistische Gesellschaft ist halt schizophren - und die Jugendrevolten sind ihre Schübe. Und in jedem guten deutschen jungen steckt ein *echter Amerika*ner; und der wants to be free. »'Kommunisten-Arsch' sagt mein Sohn zu mir«, klagte mir in diesen Tagen ein Apo-Opa; das hätte ich ihm fast voraussagen können damals, als er beschloß, sein Kind 'wie Natur' aufwachsen zu lassen, also die Erziehung andern zu überlassen: der Clique, der Produktwerbung, den Idolen des Musikmarkts, dem allgegenwärtigen Drill, anders sein zu müssen als die andern.

Unsere lieben zyklischen Jugendrevolten. immer sind sie radikal; immer wollen sie 'all' (den 'wahren' Sozialismus, das 'wahre' Leben) und zwar gleich 'now'. Und immer war natürlich vor ihnen nichts. Denn auch dafür haben die Gesellschaftsinhaber gesorgt: Daß keine Geschichte ist. Denn die Art Geschichte, die sie fortschreiben, ist nicht vorzeigbar; und die vorzeigbare Geschichte darf nicht wahrgehabt werden. Und von jüngster deutscher Geschichte bestenfalls das allerscheußlichste: nämlich, das einzige, was Hitler denn doch besser nicht hätte machen sollen, das mit den Juden ... Geschichte als das apriori überlebte, abgelebte, die Welt der Erwachsenen, der Satten.

Und dagegen Jugend, sich selbst zum Idole, Jugend als 'Natur', die nicht irren kann, als Qualität von Haus aus sozusagen, so als stecke Antikommunismus nicht mittlerweile jeder neuen Generation schon in den Genen; so paßt es den Herren. Und wenn auch alle zwölf Jahre mal Steine fliegen: Hauptsache Bewegung. Auch wenn sonst nichts vorkommt. Das hält Kadaver jung.

Oder hat sich irgendetwas grundstürzend geändert seit 1949, außer in den Sitten? Für eine Demokratisierung der Künste - und herauskam der 'Song of Joy'. Für sexuelle Befreiung - und heraus kam Kinderpornographie. Für die hessischen Rahmenrichtlinien - und heraus kam Frau Allert-Wybranietz. Für eine 'neue Heftigkeit' - und unvergeßlich blieb eine neue Frisur.

Bewegung im Kapitalismus! Und da sage einer, es wäre nicht Leben in der Bude? Mögen sie sich in wieder zwölf Jahren die eigene Kacke ins Haar reiben und sich mit Rasierklingen Hakenkreuze auf die Eier schnibbeln: Entweder es ist einer Kommunist oder er ist es nicht. Ist er es nicht: auch gut. Aber von 'Veränderung' redet er dann doch besser ganz leise. Und von wegen 'Aufruhr', 'Revolte', 'Rebellion' ... ! Gütige Gruft!

'Aber wieso überhaupt noch Literatur, wo doch die Bombe ... ?'

Gegenfrage: Was, wenn Reagan uns am Ende 'reinlegt', und die Raketen explodieren garnicht? Wieviel Kraft und Phantasie werden wir dann an die Dinger verwendet haben, und wieviel Politik wird in dieser Zeit ungetan geblieben sein zur Gaudi der Gegner! Und wieviel Kunst; solange wir durch die Angst, die Reagan und Weinberger, Dregger und Kohl uns machen, uns vorschreiben lassen, was Literatur und Kunst eben gerade noch sein darf: nämlich irgendetwas zwischen Hannes Wader und Michael Ende. Geht es - 'Leben oder Tod', 'Sein oder Nichts' - mit der existenzialistischen Verödung des politischen Bewußtseins munter voran, so haben die Raketen jedenfalls ihr Ziel schon erreicht.

Wie auch immer: wildgewordene halbgebildete Kleinbürger, die die Dichtung den jeweiligen sozialen Bewegungen (oder wie es heute so schön heißt: dem 'Leeeben') zum Opfer bringen wollen, werden uns auch in Zukunft nicht erspart bleiben. Sie haben ihre Zyklen wie ihre Wirtschaft. Und manchmal gibt es halt Dauerkrisen. Denunziert als 'affirmativ« und 'elitär' soll immer mal wieder wenigstens Kultur dran glauben, wenn schon die Eigentumsverhältnisse nicht zu knacken sind. (Und was die angeht ... Wenn man's so überdenkt ... Jeans, Südfrüchte, Koks und Encountergruppen in der Toscana ... Und überhaupt: sind's nicht viel eher die 'Strukturen' als das Eigentum?) Etwas klarer war der Fall 1968: 'Sollten wir unsere Produktivkräfte nicht mehr damit verschleudern, daß wir Lyrik schreiben', tönte es da.

Geschrieben wurde trotzdem: agitprop. Womit denn die Literatur erst herunterkam zu dem, was ihr dann vorgeworfen werden konnte: zum bloßen Handlungsgehilfen, zu dem, was 'bloß besser war als garnichts'. Vom Handlungsersatz der Agitprop-Lyrik zum Handlungsersatz des Selberdichtens von heute war dann nur noch ein Schritt. Literatur, wo sie sich treu bleibt im Sinne Farrells, war aber nie Handlungsersatz, sondern ein anderes unzeitgemäßes Handeln, und zwar von Autor wie Leser, ein Handeln vor bzw. nach der Zeit. Und zwar egal ob einer auf der Barrikade stand oder wie Kafka zeitlebens an seinem (Büro-)Schreibtisch klebte.

Der alte Gegensatz von Kunst und Leben - er ist nun mal nicht einfach aufzuheben durch die Abschaffung der einen Seite des Widerspruchs im Vertrauen darauf, die andere Seite würde widerspruchsfrei dadurch, womöglich schon morgen. Und wo das versucht wird, da werden die ästhetischen Defizite, die man/frau sich links angerichtet hat, erfahrungsgemäß nur wieder heimlich rechts gestillt, zum Beispiel im Feuilleton von »Zeit«, »SZ«, und »FAZ«. Nichts gegen 'Flankierende Informationen'! Aber wieviele linke Bilderstürmer sich das Kraftfutter für den Schöngeist im Keller im anderen Lager holen, das wurde offenkundig wieder einmal am 'Fall Sloterdijk': »Zeit«, »FAZ« und »FR« hatten (warum wohl?) gejubelt; und alles spitzte die Ohren. Und die »taz«: »Alles redet von 'Sloterdijk' - wir auch.« Daß Intelligenz in der Bundesrepublik, sobald die die Grenzen der Suhrkamp-Kultur überschreitet, in der Regel unter die Rubrik 'unterdrückte Nachrichten' fällt: gelernt, möchte man meinen, haben sie's alle mal, ein bißchen. Aber haben sie auch etwas daraus gelernt?

'Das Bündnis mit der Arbeiterklasse beschwört heute abend niemand mehr / denn, in meiner Bude eingeschlossen bei Phon und Wein / ersäufe ich mich / in Hermann Hesse und erkenne mich wieder in den Krüppeln Thomas Bernhards.' So ein Bremer Student 1975.

Es ist das alte Lied: Ein Bilder- und Phantasieverbot für die Vernunft - und dann die Seele in Katholizismus baden...

Literatur-Konkret 1995, S. 65

Horst Tomayer

Dichter ran!

IHR deutschen Dichter (ja doch, Dichterinnen, ihr **auch!)**

Warum steht ihr nicht unter Reimstrom? Warum steht ihr auf dem **Schlauch?**

Ihr habt doch einen in der Welt des Reims berühmten **Namen!**

Warum reißt ihr euch nicht am Riemen, respektive **zusammen?**

Ihr war't doch einst (W.v. Vogelweide! A. Miegel! u.v.a.!) die Reimnummer **Eins**

Heutzutage klingelt alles, was ihr so dichtet, nach Unterlippe/Lemgo, Tirschenreuth, Augsburgaugsburg und Bernkastel/**Mainz**

Heutzutage hat der Ami, der Japaner, der Russe, die Reimnase **vorn**

Habt ihr denn nicht e-i-nmal Lust auf blinde Henne, von wg. e-i-n **Korn**?

Warum, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, reimt ihr **nicht?**

Warum tut ihr, verdammt noch mal, vor Gott und der Welt und den Lesern nicht eure **Pflicht?**

Es harren tapfer aus die behelmten Männer mit dem sturmgegerbten und ölbeschmutzten Antlitz im wilden Nordmeere, wo sich die einfamilienhaushohe Welle am schwankenden Bohrturme **bricht**

Ihr aber, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter an den elektrifizierten Schreibmaschinen endreimt **nicht**

Selbstlos eilt die Heb-Amme durch die feuchte Kälte der novemberlichen Nacht, um zu entbinden die Mutti von der pfundigen Bürde des neuankommenden süßen **Wichts**

Ihr aber, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, tut diesbezüglich bezugsweise endreimmäßig nullkommanichts bis **nichts**!

Es führt der Goalgetter im Kampf gegen den Abstieg die rettenden zwo Punkte **heim**

Doch ihr, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, steht, stumpfdumpf, im Abseits vom **Reim**

Ihr schiebt, Faulpelze, elende! quietschnormale Prosa in die Zeilenfallmaschine, die, wie der Nachrichter einst die Knochen des Delinquenten mit dem Rade brach, die Glieder wehrloser Satzaussagesätze **bricht**

Und/

ihr ver/

Kauft die/

Se Brösel auch

Noch/

als Ge/

Dicht

Was, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, habt ihr nur gegen den göttlichen Endreim? Tragt ihr an ihm zu schwer? Tut er euch **weh**?

Ach, ihr glaubt, der Endreim wäre vergangenen Jahres **Schnee**?

Wie meinen? Daß das alles formal nicht mehr so **geht**?

Wie? Hallo? Sind Sie noch dran? Der Endreim wäre, was? a.D.? passee? zu spät? **Obsolet?**

UNGLÜCKLICHE ihr! Ihr werdet nicht nur **vergehen**

Ihr werdet Staub sein, da wird der Endreim noch immer **bestehen**

Nach ehernem, in Hans Harbecks »Gut gereimt ist halbgewonnen«, by, 1956, Heidenheimer Verlagsanstalt, Heidenheim/Brenz, niedergelegtem **Dreh:**

A-B-B-A beziehungsweise **A-B-A-B**

Ja, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, tut nur ja nicht eure **Pflicht**

Reimt nur ja **nicht!**

(Ich aber sage euch, wahrlich! ihr steht dereinst vor dem Jüngsten **Endreimgericht!)**

Ja, nutzt nur nicht, ihr lächerlich bunten Zierfische im sozialen **Netz**

Die formalen Freiheiten des Kunstausübungsparagrafen fünf **Grundgesetz**

Bleibt nur, ihr Früchtchen, schuldig, an was es in diesen mediumblutigen Zeiten **gebricht**

Am: Die Würde des Bürgers verteidigenden **Kampfgedicht**

Ja**,** ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, das **Kampfgedicht**

Das die existentiellen Interessen der weniger von Sachzwängen als wie vielmehr von ein bißchen zu frechen Ausbeuterbürschchen geschundenen zumeist lohnabhängigen Gottesgeschöpfen **verficht**

Das ist, weniger euch Ignoranten, als mir Schmerzensmann sei es **geklagt**

So was von **gefragt**

Aber ihr habt ja weder vom Endreimtuten noch vom **Endreimblasen**

Eine Ahnung, ihr deutschen Dichterinnen und Dichter, ihr Zeit eures Lebens blumenlosen **Vasen**

Kein Wunder: Auch das süße Geheimnis des um Wirkung beim Partner bemühten **Fickgedichts**

Sagt Euch **nichts**

Weil das aber ebenso ist wie es nicht bleiben **kann**

Verachte ich euch, dich deutsche Dichtersfrau, und dich deutschen **Dichtersmann**

(und wehe, ihr ruft mich dessentwegen unter meiner antifaschistischen Telefonnummer **an**)

45 (Ende des Faschismus)

33 (Anfang des Faschismus)

12 (Dauer des Faschismus)

Literatur-Konkret 1995, S. 66

Michael Scharang

Die proletarisierte Literatur

Die neue Literatur wurde ausgehungert, Sie sollte nie wieder zu dem werden, was sie vor dem Faschismus war, Es war die Bourgeoisie selbst, die das Ende der bürgerlichen Literatur nachdrücklich einläutete

Während einer Podiumsdiskussion in Wien, bei der es um Hofmannsthal gehen sollte, äußerte ein Schriftsteller, er könne mit diesem und anderen Herrenschreibern nichts anfangen, deren Sprache, deren Thematik sei ihm fremd.

ich fragte mich, welcher Herkunft die österreichischen Gegenwartsautoren denn seien. So weit ich über die Kollegen Bescheid weiß, sind sie überwiegend Töchter und Söhne von Arbeitern, Bauern, Kleinbürgern. Die wenigen, die aus bürgerlichem Haus stammen, haben davon keinen Nutzen, keinen mir ersichtlichen. Keiner in einem repräsentativen Haus, in einer feudalen Wohnung, keiner weit und breit, der von einem Erbe zehren oder sich an die vermögende Familie halten könnte.

Die paar, die genug verdienen, um gutbürgerlich leben zu können, scheint der soziale Aufstieg so verschreckt zu haben, daß sie ihr Geld dazu verwenden, sich Verstecke zu schaffen. Mit ein Grund, daß man sie als Dichter im elfenbeinernen Turm verspottet.

Hinter ihrem Verhalten steht jedoch die berechtigte Furcht, der soziale Aufstieg könnte über Nacht ein Ende haben. Deshalb stellen sie sich sozial tot. Und machen auch literarisch um das Soziale einen Bogen, als wäre es der Teufel; trachten, außer durch Herstellung soliden Kunsthandwerks, nicht aufzufallen. Denn so weit reicht ihr soziales Wissen, daß sie bangen, ein Schritt darüber hinaus könnte der erste Schritt in den sozialen Niedergang sein.

An sich interessieren mich Herkunft und Leben von Autoren unvergleichlich weniger als deren Literatur. Es tauchte dabei aber eine neue Frage auf: Wenn Schriftsteller, die aus dem Bürgertum kommen, im Schwinden begriffen sind, wie ist es dann um die bürgerliche Literatur bestellt? Welchen Sinn hat es noch, von bürgerlicher Literatur zu sprechen?

Ich versuchte, mich an Bücher zu erinnern, geschrieben in den Jahrzehnten nach dem letzten Weltkrieg. Die Erinnerung sagte mir: es scheint einen neuen Typus von Literatur zu geben. Eine Literatur, die klein daherkommt. Und ich verstand endlich die Klagen der Bürger, es gebe keine große Literatur mehr.

Klein daherkommen ist zunächst ein Gestus. Wem er zu eigen ist, drückt damit aus, daß er keinen Grund sieht, sich protzig zu gebärden, daß er jeden Anlaß vermißt, großspurig aufzutreten. Ein besonderes Verdienst? Kaum. Wie sonst hätte sich die Literatur nach dem Krieg verhalten sollen? Ein Blick auf die Literatur der Zwischenkriegszeit mußte ihr nahelegen, vorsichtig zu sein, den Mund nicht zu voll zu nehmen.

Jene Literatur hatte den Mund durchaus voll genommen, zu Recht, sie hatte sich mit großen Werken eingemischt in große gesellschaftliche Auseinandersetzungen, hatte zumindest rückblickend zum Ersten Weltkrieg und zum Zusammenbruch der Monarchien etwas zu sagen gehabt. Doch der Triumph des Nationalsozialismus relativierte das aufs bösartigste.

Auch wenn die Frage unsinnig sein mochte, man mußte sie sich nach der Befreiung vom Faschismus stellen: Wozu der große literarische Aufwand, wenn er nicht einmal das Schlimmste verhindern konnte. Das Unsinnige der Frage liegt auf der Hand: Wenn sonst niemandem, warum hätte es ausgerechnet der Literatur gelingen sollen, den Faschismus zu verhindern. Dennoch steckt ein Sinn dahinter. In der Selbstbezichtigung der Literatur, sie habe versagt, lebt die Trauer fort über eine verlorene Hoffnung; über die Hoffnung, Literatur könnte gesellschaftlich etwas ausrichten.

Der Faschismus hat die Frage nach der Wirkung von Literatur in der bürgerlichen Gesellschaft hieb- und stichfest beantwortet. Der Schrecken über diese Antwort steckt der Literatur zu Recht immer noch in den Knochen. Wenn die Frage nach Wirkung dennoch im Schwang ist, von fürwitzigen Gemütern garniert mit der Zusatzfrage nach Weltveränderung durch Literatur, so nur als routiniertes Gesellschaftsspiel eines verlegenen Publikums, das dahintergekommen ist, wie man die Autoren ihrerseits in Verlegenheit bringen kann. Die Antwort ist entsprechend routiniert: es wird auf indirekte Wirkung verwiesen.

Der Anspruch auf Wirkung, einst nicht nur von der Kunst, sondern auch von der Theorie und der Wissenschaft gestellt und herausfordernd formuliert in der leichtsinnigen Parole von der Macht des Geistes, wurde als geistige Gefahr, aber auch als Keim realer Gegenmacht gefürchtet. Deshalb räumte der Faschismus derart rabiat damit auf.

Die ihn beerbende Gesellschaft griff dieses Vermächtnis gierig auf. Diejenigen, die sich nun wieder dem Geist verpflichtet fühlen wollten, waren umfassender beschäftigt, als nur dagegen zu protestieren, daß die Ohnmacht des Geistes, für ein faschistisches Intermezzo gehalten, zum Dauerzustand zu werden drohte. Sie mußten sich auch fragen, wie es mit dem Geist bestellt war, der dem Ungeist hatte weichen müssen; ob der eine nicht schon unter der Decke des anderen gesteckt hatte.

Was für den Geist galt, traf auch auf die Literatur zu. Selbst den spontanen Wunsch, es dem Faschismus heimzuzahlen, sich zu rächen für die ihr zugefügten Schandtaten, konnte sie sich nur verschämt erfüllen. Die Gesellschaft hatte sich nicht aus eigenem vom Faschismus befreit, wie hätte sie für spontanen Antifaschismus empfänglich sein können. Zudem gaben die neuen Machthaber zu verstehen, daß sie nicht vorhatten, auf die alte Wohltat einer niedergemachten Literatur vollends zu verzichten.

So fiel man der Literatur schon beim ersten Schlag, zu dem sie ausholte, in den Arm. Sie sah sich zwischen zwei Fronten: dem Faschismus hinter ihr, deren wieselflinken Erben vor ihr. Und somit zwischen zwei Fragen: Sollte sie sich mit Vergangenem beschäftigen oder, dringlicher, mit einer Gegenwart, welche Grundmuster des Vergangenen restaurierte?

Das Bittere an diesen Fragen: sie ließen sich nicht getrennt beantworten, theoretisch nicht, literarisch nicht. Die Herrschenden hingegen setzten zu ihrem Selbstschutz das Dogma durch, Fragen nach der Vergangenheit seien legitim, Fragen nach der Gegenwart ebenso, doch zu behaupten, sie hingen zusammen, sei Demagogie.

Die Literatur befand sich in einer trostlosen Lage. Sie sah sich einer gewaltigen Aufgabe verpflichtet, einer Aufgabe, über die freilich der Boykott verhängt war. Kam zum Pflichtthema also noch ein Kampfthema. Um mit all dem fertig zu werden, hätte es eines langen Atems bedurft. Doch der hat seine Bedingungen; Lebensbedingungen. Ehe noch jemandem geistig der Atem ausgeht, kann er ihm physisch ausgehen; und ökonomisch.

Hier setzten die neuen Machthaber an. Sie hungerten die neue Literatur aus. Sie sollte, dem Anspruch nach, nie wieder zu dem werden, was sie vor dem Faschismus war. Das Benehmen gegenüber emigrierten Autoren zeigte das unmißverständlich. Literatur sollte nicht mehr gesellschaftsfähig werden.

Es war also die Bourgeoisie selbst, die das Ende der bürgerlichen Literatur nachdrücklich einläutete.

Das darf man sich nicht als ideologisches Gebimmel vorstellen, es war ein handfester Vorgang. Die Zahl der Schriftsteller verringerte sich beträchtlich; damals vor allem noch Leute aus dem Bürgertum. Es sollten nicht weiterhin Verräter aus den eigenen Reihen hervorwachsen. Das alte Spiel vom Klassenverrat des bürgerlichen Schriftstellers war ausgespielt. Für eine Neuinszenierung wurde das Geld gestrichen.

Im Österreich der Zwischenkriegszeit konnte ein Autor vom Honorar für den Abdruck einer kurzen Erzählung in einer Tageszeitung einen Monat leben. Heute könnte er, falls er eine Zeitung findet, die so etwas druckt, mit dem Honorar nicht einmal die Stromrechnung begleichen. Die Verdienst- und Arbeitsmöglichkeiten für Autoren wurden systematisch verschlechtert.

Wohin aber mit jenem musischen Teil des Bürgertums, der für Wirtschaft und Wissenschaft nicht taugte? Das Problem löste sich mit dem Wiederaufleben der Wirtschaft. Machtvoll angekurbelt, hatte sie Schwung genug, um die Kultur mitzuindustrialisieren.

Eine Unzahl neuer Posten wurde in Kulturindustrie und Kulturverwaltung geschaffen. jeder, der mit den Leuten dort einmal zu tun hatte, weiß, daß jeder zweite behauptet, einmal Schriftsteller gewesen zu sein oder sich auf dem Weg dorthin befunden zu haben. Gut bezahlt, müssen sie dafür sorgen, daß die Künstler kurz gehalten werden. Das versöhnt sie mit ihrem Schicksal.

Die musischen Sprößlinge saßen nun an verantwortungsvoller Stelle, hier kamen sie weder auf dumme Gedanken noch zu literarischer Tätigkeit. Wer aber schrieb an ihrer Stelle? Ein Vakuum zeichnete sich ab. Eine Kulturnation ohne Literatur, das wollte man auch nicht. Wenn es der bürgerliche Nachwuchs nicht mehr tat, mußte eben jemand anders schreiben.

Die Stunde für den Kunstproleten war gekommen. Für einen neuen Typus des Schriftstellers. Für eine Literatur, die unter neuen Bedingungen zu entstehen hatte. Für einen Schriftsteller, der nur noch in Ausnahmefällen aus dem Bürgertum kam. Die Proletarisierung hatte endgültig und endlich auch die Literatur erfaßt.

Niemals freilich hat die bürgerliche Gesellschaft einen Prozeß der Proletarisierung absichtsvoll eingeleitet. Proletarisierung scheint wie selbstverständlich vor sich zu gehen: technisch in Gang gesetzt durch die Industrie, sozial geprägt von üblicher Ausbeutung. Das erwünschte Ergebnis: mehr Profit, das unerwünschte: mehr proletarisierte Menschen, somit mehr potentielle Feinde.

Die Bourgeoisie hatte nie Freude daran, daß ihr System Proletarier hervorbringt. Sie hat diese auch nie so genannt; vor allem aber sorgte sie sich, daß die Proletarier sich selbst als etwas anderes sehen: als Kleinausgaben des Bürgers, aus denen mit der Zeit schon noch ansehnlichere Exemplare werden könnten.

Und schon gar will sie den Proletarisierungsprozeß der Kunst und der Künstler vertuschen. Selbst die Kritische Theorie, der bemerkenswerte Thesen zur Kulturindustrie zu danken sind, scheute den Blick auf eine Kunst, die in die Mühlen der Industrie geriet. Sie wollte die Autonomie der Kunst zumindest teilweise retten, obwohl sie aus anderen Bereichen wußte, daß der fortschreitenden Vergesellschaftung nichts und niemand mehr zu entreißen ist.

So ist die Diskussion bis heute von der Schizophrenie geprägt, einerseits nur auf literarische Texte zu starren, als wären sie vom Himmel gefallen, andererseits nur den Literaturbetrieb oder die soziale Lage der Autoren ins Auge zu fassen. Beides ist so bequem wie lächerlich. Was ein Text nämlich zu allererst an Gesellschaftlichem enthält - wenn auch nicht immer unmittelbar ablesbar -, sind die Bedingungen, unter denen er entsteht.

Literatur gehört zu den wenigen Produkten, welche die Kulturindustrie noch nicht in den eigenen Betrieben herstellt. Sie wird von außen zugeliefert. Diese sporadischen Zulieferungen sind ein viel zu unzuverlässiger Faktor für einen Industrieprozeß, der permanent in Gang ist. Nicht die Literatur ist die Basis für die Kulturindustrie, sondern umgekehrt. Ein nicht zu unterschätzender Grund, warum sie gesellschaftlich an Bedeutung verliert: weil sie wirtschaftlich nur noch ein Anhängsel ist. Nichts anderes sind die Autoren.

Das Bewußtsein, Anhängsel zu sein, ist mit bürgerlichem Selbstbewußtsein nicht zu vereinbaren. Deshalb sterben bürgerliche Autoren aus. Wir, die an ihre Stelle treten, empfinden die Anhängselexistenz insofern nicht als tragisch, weil es für uns schon einen sozialen Aufstieg bedeutet, Schriftsteller zu sein. Wir sind von vornherein brauchbar für die Kulturindustrie und zugleich deren Produkt. Rettungslos abhängig und dennoch dankbar, ständig mäkelnd über unsere Arbeitsbedingungen und dennoch angewiesen, bedingungslos jede Arbeitsmöglichkeit zu ergreifen.

Die Bourgeoisie lebt in dem Dilemma, die bürgerliche Literatur zwar umgebracht zu haben, eine andere aber nicht zulassen zu dürfen. Sie, die Mörderin, liebt die tote, fürchtet die lebendige Kunst. Deshalb erwartet sie vom Kunstproleten nicht Kunst, sondern Totentänze. Sie beschäftigt Kritiker, damit sie die Regeln aufstellen, nach denen getanzt werden soll.

Wie variabel die auch sein mögen, streng sind sie immer. Grundsätzlich wird der Kunstprolet zu der akrobatischen Übung angehalten, sich von der Wirklichkeit abzunabeln. Er soll die Wirklichkeit als das sehen, was er selbst ist, als Anhängsel; soll als kleines Rad der Kulturindustrie sich auf ebenso kleine Wirklichkeitsausschnitte konzentrieren. Die Wirklichkeit dahinter sei ohnedies ein unbegreifliches Mysterium.

Die nicht mehr darstellbare, weil schrecklich komplizierte, weil entsetzlich anonyme Wirklichkeit: das ist seit Jahrzehnten die Hauptlosung der Literaturideologien, die, auf den Wachtürmen der Kulturindustrie dahindösend, die immer gleichen Waffen nach unten richten. Um zu verhindern, daß sich die Autoren die Theorie, die sie für ihre Arbeit brauchen, wie früher selbst schaffen.

Widerstand dagegen käme einem Sklavenaufstand gleich. Dazu bedürfte es vorerst eines Selbstbewußtseins der Sklaven. Das ist leicht gesagt. Denn zur Infamie heutiger Herrschaft gehört, Zustände, Weltzustände zu schaffen, die nur den Wunsch nahelegt, daß man überlebt. Wie, sollte belanglos sein. Der alte Herrschaftstraum: die Menschen mögen froh sein, daß sie leben, scheint Wirklichkeit zu werden.

Der übliche Trick: aus einem Problem zwei zu machen und so zu tun, als hätten die beiden nichts miteinander zu tun. Doch Leben und Überleben: das ist nicht zu trennen. Wer sich reduzieren läßt auf die Hoffnung zu überleben, dem hat die Stunde schon geschlagen. Denn nur der Wunsch nach einem Leben, in dem man nicht ums Überleben betteln Muß , in dem erpresserische Gewalt keine Rolle mehr spielt, wird zum Überleben führen.

Auch das ist leicht gesagt. Wünschen kann man sich viel, man kann auch alles tun, um das Erwünschte zu erreichen. Das ändert nichts an der ungeheuren Macht weniger, mit der alle andern in Schach gehalten werden. Man darf sich das aber nicht als simple Konfrontation vorstellen: hier die Macht, dort die Ohnmacht. Konfrontation tritt erst ein beim offenen Kampf zwischen beiden. In kampflosen Zeiten leben beide sozusagen friedlich nebeneinander, stecken einander an. Denn Herrschaftsverhältnisse wirken wie eine Seuche.

Heute ist die Wirklichkeit längst organisiert als demokratischer Schuldzusammenhang für alle. Jeder darf Anteil haben. Wer blind teilnimmt, so das Versprechen, wird mit dem Überleben belohnt. Das Entlarven des Skandalösen der Wirklichkeit kommt grundsätzlich zu spät und wirkt merkwürdig veraltet. Entlarvt wird das einzelne Faktum, nicht der gesamte Prozeß, auf dem es beruht. Insofern arbeitet notwendige Aufklärung gegen ihren Willen der Überlebensdoktrin in die Hände.

Dem Schriftsteller bliebe, die Trennung von Leben und Überleben zu boykottieren. Ein teuflisch schweres Unterfangen. Es verwehrt ihm den raschen Zugriff auf »besondere Ereignisse« und verweist ihn auf einen Gesamtzusammenhang, der empirisch nicht darzustellen ist. Nichtsdestoweniger muß der Autor sich auf dessen Erforschung einlassen.

Dazu ist der proletarisierte Schriftsteller schlechter ausgerüstet als irgendeiner vor ihm. Hermann L. Gremlizas Bemerkung (LITERATUR KONKRET 1982) über Schriftsteller: Davon, daß sie nichts verstehen, verstehen sie was, wenngleich nur bissig anmutend, beißt tief ins Fleisch. Der proletarisierte Schriftsteller ist nicht gebildet. Falls er die Möglichkeit, sich zu bilden, überhaupt hat, so hat er nicht die Zeit. In der Regel macht er möglichst jung den riskanten Versuch, als Autor Fuß zu fassen. Gelingt das nicht, macht er was anderes. Gelingt es, muß er um sein Leben schreiben, sonst ist er bald kein Autor mehr.

Zum Unterschied vom bürgerlichen Autor besitzt er nichts als seine Arbeitskraft. Deshalb vermißt er nicht, was ihm fehlt. Er vermißt nicht die Bibliothek, da er ohne Bibliothek aufwuchs. Er vermißt nicht das Arbeitszimmer, schließlich machte er

schon die Schulaufgaben in der Küche. Er ächzt nicht unter der Abhängigkeit, denn andere als abhängige Verhältnisse hat er um sich herum nicht gesehen.

Von Muse und Muße weiß er nur, daß sie nicht gleich geschrieben werden. Denn er muß auf dem laufenden sein. Er liest vornehmlich, was gelesen werden muß. Er rennt von Lesung zu Lesung, weil er Geld braucht. So dumm kann eine Anthologie gar nicht sein, daß er nicht seinen Beitrag liefert. Denn jede Publikation, jedes Honorar entscheidet darüber, ob es zu einer nächsten Arbeit kommt. Oder ob er um Subvention, um Förderung anzusuchen und sich von der öffentlichen Hand zum Dauerbettler degradieren lassen muß.

Er ist, mit einem Wort, das ideale Medium der Medienindustrie. Andrerseits derjenige, der ihr schärfster Gegner werden kann. Er ist ihr Produkt und hat gelernt, unter ihren Bedingungen zu existieren. Er hat im Existenzkampf gelernt, sich nicht umbringen zu lassen. Er hat sogar gelernt, sich zu organisieren.

Was ihm am schwersten fällt und ihm am schwersten gemacht wird: ein Selbstbewußt sein seiner proletarischen Existenz zu finden. Weil er noch zu wenig durchschaut, daß dasselbe Bürgertum, das die bürgerliche Literatur mitsamt deren Tradition ausrottet, an ihn, den Proletarisierten, bürgerliche Literaturansprüche stellt.

Einigemale schon wurde in kurzen Aufständen versucht, diese falschen Ansprüche abzuschütteln. Und jedesmal haben brutale Kampagnen die Autoren zur Pflichterfüllung zurückgepfiffen, sogar Rädelsführer des Aufstands haben sich literarisch und schließlich menschlich zum Hanswurst machen lassen.

Die proletarisierte Literatur muß ihre eigenen Ansprüche entwickeln. Sie werden in manchem niederer, in manchem höher sein müssen als die der bürgerlichen Literatur. Von dieser wird man noch lange zu lernen haben, sich an ihr zu messen, ist aber schon lange ein Unding. Die proletarisierte Literatur verfügt über andere, neue Mittel. Sie mögen reduziert erscheinen, als bescheidene Mittel gleichsam. Bescheidene Texte kommen damit aber nur zustande in Verbindung mit einem falschen, nämlich bürgerlichhohen Anspruch. Wenn man sich davon löst, steht einem neuen, hohen Anspruch nichts im Weg.

Ein Beispiel für die Dialektik von Bescheidenem und Unbescheidenem, von reduzierten Mitteln und hohem Anspruch ist Christa Wolfs Erzählung »Kassandra«. Beim ersten Blick auf die ersten Seiten ein neomythologischer Quatsch, wie man ihn aus der bürgerlichen Literatur zur Genüge kennt, Mythologie aus heutiger Sicht sozusagen. Doch bald wird klar: Christa Wolf geht es nicht um irgendeine heutige Sicht, sondern um den heutigen Weltzustand. Kein kleiner Anspruch.

Solchen Anspruch muß man stellen, er stellt sich nicht von selbst ein, wie das eine vertrottelte Ästhetik den Autoren immerfort einhämmert: Konzentrier dich brav aufs Kleinste, die ganze Welt wird dann draus hervorspringen. Wolf konzentriert sich aufs Große, jede Exaktheit im Kleinen hat dadurch ein Ziel. Das scheint das Geheimnis ihrer Modernität ihrer unprätentiösen Meisterschaft zu sein. Das Große wird nicht vage, das Kleine nicht mickrig.

Der Weltzustand, empirisch nachvollzogen, verlöre sich ins mythologische Räsonnement. Vorhandene Mythologie als Wirklichkeitsmodell genommen, kann ein Modell heutiger Welt werden. Es geht)a niemals nur um Realität. In der einfachsten Beschreibung schlägt schon durch, wie einer die Realität gern hatte. Sie kennen und auf Grund dessen Ansprüche an sie stellen, das ist von literarischem Anspruch nicht wegzudenken.

Die proletarisierte Literatur verhält sich noch vorwiegend sklavisch. Wenn die Macht droht, mit der Welt Schluß zu machen, falls nicht alles nach ihrer Pfeife tanzt, macht die Literatur folgsam ebenfalls mit der Welt Schluß. Und die Kritik lobt sie als zeitgemäß und, selbstverständlich, als authentisch. Zu Recht. So daß man überlegt: Gibt es Verkommeneres als zeitgemäße und authentische Literatur?

Eine schlechte Überlegung. Sie könnte dazu verführen, die Alternative im Gegenteil zu suchen. So aber ist aus dem Bann herrschender Ideologie nicht herauszukommen. Denn das Gegenteil ist längst im Katalog des Erlaubten notiert: das Unzeitgemäße, Nichtauthentische. Der erhebende Kitsch statt des desolaten. Auf die militärisch aufgerüstete Gesellschaft wartet bekanntlich die moralische Aufrüstung. Der Literatur stehen neue Anweisungen ins Haus. Also die Kritik bekämpfen, die sich zu solchen Anweisungen hergeben wird?

Eine schlechte Überlegung. Der Kritiker, zumeist Angestellter der Kulturindustrie, privilegiert, muß schreiben, was opportun ist, sonst fliegt er. Das wäre das Ende seiner Kritikerexistenz, denn außerhalb der Industrie, als Anhängsel wie der Autor, kann er auf Dauer nicht leben. Er ist kein Maßstab, der Autor muß auf ihn verzichten. Er kann aber nicht auf Kritik verzichten. Da er sie nicht vorfindet, muß er sie suchen.

Die proletarisierte Literatur kann auf keinem Gebiet mehr davon ausgehen, daß sie etwas vorfindet, das sie nicht in die Irre führt. Die Begriffe, die Kriterien, mit der man sie umstellt, sind herrschaftsverseucht, dienen der weiteren Versklavung.

Auch der Begriff des Widerstands. Was wurde der Literatur nicht schon an Widerstand angedichtet. Ob der Autor nun an Einsamkeit leidet oder an Zweisamkeit, immer drückt sich dabei sein Widerstand gegen *eine* Gesellschaft aus. Gegen eine der Gesellschaften. Denn es gibt viele, die Massen-, die Konsum-, die Wohlstands-, die Freizeit-, die Atom-, die Industriegesellschaft. Für den Mutigen noch die bürgerliche. Und nur für den unverbesserlichen, unbelehrbaren Schmutzfink die kapitalistische.

Die proletarisierte Literatur, auf dem Weg zum Selbstbewußtsein, ist ordinär wie der Schmutzfink. Wörter erfinden, weiß sie, ist längst Sache der Propaganda; sie greift zu Wörtern, die treffen. Sie schämt sich auch nicht ihres gegenwärtigen Zustands, sie kennt die Bedingungen, unter denen sie entsteht; ohne sie zu akzeptieren. Sie plant aber nicht den Aufstand als literarische Mode. Sie gibt sich weder heroisch noch empfindlich. Sondern ist mißtrauisch, listig, spöttisch. Auch sich selbst gegenüber. Wenn sie sich schwer macht, dann nicht, um in die Tiefe zu sinken, wie man es von ihr erwartet, sondern um auf dem Boden zu bleiben, von dem man sie vertreiben will.

Literatur-Konkret 1995, S. 70

Christoph Hein

Feuilleton-Schutt

Massa Sloterdijk und der linke Kolonialismus - Ein Brief aus der DDR

Ich habe den Sloterdijk mit grimmigem Interesse gelesen, unwillig und verblüfft, erstaunt und gelangweilt. Der Autor versammelt in seiner Arbeit einiges von dem, was für mich die BRD ausmacht. Er fixiert ein Lebensgefühl, das seine westdeutschen Leser gewiß nirgends überrascht, eher bestätigt. Sloterdijk bietet eine Summe modischer Trends und Kults, versehen mit dem Glamour des Feuilletons. Er ist weniger originell als vielmehr Sammelbecken seiner Zeit und Gesellschaft. Das Anrührendste ist die Hilflosigkeit der Schrift, das Dümmste ihre Arroganz, das Verständlichste ihre Beschränkung, penetrant ihre dümmliche Selbstgefälligkeit.

Er gibt vor, den Zynismus erfassen zu wollen, spielt mit einem Bezug auf Kant und Heine und vergißt dabei ganz, daß man seine Positionslichter festmachen muß, wie eben der Königsberger Kant und der unfreiwillige Franzose Heine. Haltung zeigen, auch da, wo es nicht mehr modisch ist und sich die halbe Gesellschaft darüber amüsieren will. Stattdessen läßt man leuchten, ohne sich festzulegen, irrlichtert überall ein wenig, und wo es gilt, den schnöden, weil zu moralischen Anker zu werfen und die Flagge zu zeigen, setzt man auf die tänzelnde Analyse des Zynismus selbst einen Zynismus, um nur für nichts einzustehen.

Die Werte sind verramscht worden, also ist alles wertlos. Da spielt man mit Nietzsche, hat aber nicht seine Kraft und Konsequenz, das erkannte Paradox der Existenz auszuhalten, im Paradox den Grund zur Existenz zu suchen. Mephistopheles sein wollen, ohne zu begreifen, daß man dann verurteilt ist, der Menschheit einen Moralisten - einen teuflischen, gewiß, zu spielen, macht nur Dünnbier. Man merkts und setzt halt einen Zynismus drauf, um die Nase vorn zu haben.

Da wird Frechheit zur höchsten Tugend, und Sloterdijk eröffnet - in bekannter modischer Wendung gegen Schulphilosophie und Wissenssysteme - ein groteskes Wachsfigurenkabinett, das für eine über zweitausendjährige Geistes- und Kulturgeschichte stehen soll. Die geistigen Hebammen dieser Zangengeburt waren nicht, wie Sloterdijk behauptet, die Philosophen Kant und Heine, Geburtshelfer war allein Prokrustes.

Zynisch und kynisch lauten die neuen Wundervokabeln, die nun die Welt so übersichtlich ordnen. Zynismus ist nach Sloterdijk »aufgeklärt falsches Bewußtsein«, eine morallose Herrenhaltung der Ideologie und Maskerade. Dagegen steht als plebejische Attitüde das Allerheilmittel Kynismus, der sich, frech und lebendig, subversiv und erheiternd, der westdeutschen Linken nach vielen Enttäuschungen und verlorenen Hoffnungen als neues Traumboot anbietet. Als Stammvater benennt er Diogenes von Sinope und beweist damit eine glückliche Hand: Mit einem Philosophen, von dem nur eindeutig unechte Briefe überliefert sind sowie ein paar Anekdoten, läßt sichs feuilletonistisch glänzend spielen.

Und beliebig bleibts. Wie Sloterdijk mit Philosophen und Texten umgeht, von Sokrates bis in die jüngste Zeit, ist geprägt von dem unbekümmert fröhlichen Atem des Feuilletons, des Unterm-Strich. Fälschungen und Verdrehungen jedoch ein Schelm, wer Arges dabei denkt. Denn Sloterdijk verkündet: »Ich behandle Diogenes, wie die übrigen kynischen und zynischen Figuren, aktualistisch, n icht historisch-kritisch.« Und: » ... doch der Weisheit letzter Schluß ist oft der, daß man es mit dem Überlieferten nicht so genau nehmen darf. Darin liegt natürlich auch eine große hermeneutische Chance, und von der machen wir hier hemmungslos Gebrauch.«

Mit diesem selbstausgestellten Freibrief wird ihm nun in der Tat alles möglich, und *hemmungslos* verteilt er in der Weltgeschichte seine Aufkleber Zynismus und Kynismus. Und wo sich Geschichte und geschichtliche Personen diesem einfältigen Etikettenschwindel allzu deutlich entziehen, werden sie *aktualistisch behandelt,* eine Methode, die an die Tortur erinnert, an den Spanischen Stiefel.

Sokrates und Plato erscheinen bei Sloterdijk als zwei dümmliche Tröpfe und Polizeiagenten aus Neigung, Descartes wird von ihm als ein Popanz des Zynismus dargestellt, was er zu Carnap, zu Wittgenstein und anderen zu sagen hat, ist Halbwissen, sind Vorurteile, geboren aus dem Entschluß zur Verurteilung. Kynismus als Leichenfleddereil Sloterdijk nennts *Erheiterungsarbeit.*

Aber wer vorsätzlich das Überlieferte nicht genau nehmen will, ist natürlich auch nicht mehr kritisierbar. Das ganze Unternehmen will wohl nicht mehr sein als ein neues Produkt Eurer Unterhaltungsindustrie, ein Verwirrspiel für Studentencafes.

Bemerkenswert ist die Tendenz dieser Neuen Linken: Konservatismus ist angesagt und Antikommunismus. Bei Sloterdijk beginnt es als Marxkritik. Marx wird selbstverständlich *aktualistisch* kritisiert und *hemmungslos ungenau* dargestellt. Da wird, wenn einmal ausnahmsweise zitiert wird, der Text aus seinem Zusammenhang gerissen und verkürzt, bis der Sinn seinen Geist aufgegeben hat und die auf diesem Prokrustesbett erhaltene Fälschung den Zynismus von Marx belegen kann;

da werden Marx Ansichten unterstellt, die er selbst kritisierte. Von überwältigender Komik sind Sloterdijks Ausführungen, wenn er in Kleinbürgermanier den ewig-unpolitischen Menschen wieder mal inthronisiert, für den Marxismus nichts weiter ist als ein Schreckgespenst mit dem »Willen zur Macht«.

Mit unnachahmlich bescheidener Geste bietet Sloterdijk schließlich die Sprache seiner ~>Kritik der zynischen Vernunft« an, um die »Geschichte der Unterdrückung im Namen der marxistischen Ideologie« zu erzählen. Die Beispiele seiner Sprache, die er uns liefert, sind atemberaubend: Da wird Marx mit Stalin widerlegt, da wird aus Lenin ein Terrorist, Stalin und Hitler werden identisch und Lunatscharski und Goebbels, da erweist sich der Kommunismus als Faschismus. Tatsächlich hemmungslos.

Oder wie Sloterdijk den Fall Althusser darstellt: Wer allzuviel Marx liest, bringt zwangsläufig seine Frau um. Sloterdijk nennt sein Verfahren Psychopathologie des Marxismus. Seine Sprache der »Kritik der zynischen Vernunft« erweist sich hier als die zynische Sprache von »Bild«. Oder um mit Heine zu sprechen: »Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegte, bellt mit dem Hintern. - Das Denken auf Umweg äußert sich noch mißduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks -.«

Da ist Sloterdijk kein Einzelfall, er bezeichnet für mich eine bei Euch verbreitete Haltung. Eben las ich bei einem westdeutschen Wissenschaftler, die Widerstandskämpfer gegen die Nazidiktatur seien Opfer ihres ununterdrückbaren Aufbegehrens gegen jedwede Autorität geworden. Sie seien - wie gewalttätige Demonstranten heute - psychologisch für eine Kollision mit der staatlichen Ordnungsmacht prädestiniert gewesen. Hier habt Ihr Sloterdijks Geist: eine Psychopathologie des antifaschistischen Widerstands.

Oder das Geschrei um die Hitlertagebücher: War es denn nie völlig gleichgültig, ob diese Tagebücher echt oder gefälscht sind? Wieso war die Fälschung ein Skandal, nicht aber das ungeheuerliche Ansinnen, die Hitlertagebücher würden unser Faschismusbild korrigieren? Welchen Wert hätten denn echte Tagebücher? Ist auch nur ein Satz von Hitler denkbar, der die geringste Korrektur der Historie erforderlich machen könnte? Er war doch kein Mörder und auch kein Massenmörder, dessen Psyche von Relevanz wäre. Das war doch - oder ist man auch da schon viel weiter bei Euch - Völkermord.

Es ist völlig unerheblich, wie's in der Seele eines Faschisten aussieht, wenn Millionen Ermordete auf Deutschlands Erde liegen, noch lange nicht unter ihr. Der Faschismus war doch nicht das Werk eines Einzeltäters. Um den Faschismus und seine Ursachen aufzudecken wäre doch eine Analyse des kapitalistischen Systems viel aufschlußreicher - wie es selbst Eure CDU einst feststellte, denkt Ihr an ihr Parteiprogramm Ende der 40er Jahre, ihr Ahlener Wirtschaftsprogramm oder die Düsseldorfer Leitsätze. Ein Neudruck dieser Dokumente wäre dem »Stern« billiger gekommen und hätte mehr Aufklärung über den Faschismus gebracht als selbst echte Tagebücher von Hitler.

Aber von diesen Dokumenten hat sich wohl nicht nur Eure CDU längst verabschiedet, der Zeitgeist hat bei Euch wieder mal gründlich gewechselt. So wurde in den vergangenen Jahren aus dem faschistischen Völkermord ein viel abstrakterer Holocaust und schließlich nur noch »Holocaust«, eine amerikanische Krimi- und Familienserie. Und folgerichtig versuchen nicht nur die neofaschistischen Zeitungen, die Existenz der Gaskammern von Auschwitz zu leugnen, auch in »Le Monde« wurden Zweifel laut. Völkermord oder Holocaust, das ist kein Streit um Worte. Die Auswechslung der Begriffe verweist auf eine fatale Tendenz Eurer Gesellschaft und ihres Feuilletons.

Zu Sloterdijk zurück: Er beruft sich auf Heinrich Heine, auf dessen Witz und Frechheit, und - analog dem Kleinbürgertum der Jahrhundertwende, das sich seinen Heine ausschließlich aus dem Buch der Lieder zusammenbastelte - unterschlägt er den Moralisten Heine, den unaufhörlich Engagierten, den Mann, der nicht nur die Marketenderin küßte, sondern auch die Trommel zu schlagen wußte, weil nur beides die ganze Wissenschaft ist.

Sloterdijks Neuordnung der Weltgeister trennt die Seriösen und Zynischen von den Frechen und Kynischen. Die ersteren übernehmen »Verantwortung für das nicht Verantwortbare«, die anderen treten »verantwortungslos für das Verantwortbare« ein. Hier unterscheidet ein feiner deutscher Kopf, und der Unterschied ist der bekannte zwischen gelben und blauen Teufeln, die beides Teufel sind. Möge Gott uns und die Welt vor ihnen schützen, denn beide berufen sich darauf, irgendwo keine Verantwortung zu haben und werden so kreuzgefährlich.

Die wirklichen Väter der Sloterdijkschen Philosophie und Sprache sind nicht Heine und nicht Kant, sondern das westdeutsche Feuilleton und Erich Kästner. Kästners Gedichte entsprechen ungemein genau diesem Weltgefühl. Bei ihm wird ein Unbehagen und eine leichte Verzweiflung benannt und im hübschen Reim wieder genießbar. Der klarsichtige Benjamin merkte zu Kästner an, was zu Sloterdijk grundsätzlich zu sagen ist: »Nie hat man in einer ungemütlichen Situation sich's gemütlicher eingerichtet.«

Nein, ich kann die Ansicht, der Mann habe zumindest einen faszinierenden Stil, nicht teilen. Sloterdijk redet verquast, schwärmt, spielt selbstgefällig mit Bildern, unbesorgt um Sinn oder Unsinn. Er ist nach Manier Eures Feuilletons - eher bereit, die Weltanschauung zu wechseln als auf eine ihm gelungen wähnende Formulierung zu verzichten. Was ist das für eine Idiotie, seitenlang über Arsche zu reden mit Sätzen wie: »Der Arsch triumphiert heimlich durch das Bewußtsein, daß es ohne ihn nicht geht.« "Auf allen Klos aller Herren Länder ist er zu Hause.«!

Oder wenn er allen Ernstes rät: »Konnte es unserer Einfühlung in Politiker helfen, wenn wir bei Anhören ihrer Reden öfter daran denken, daß sie möglicherweise gerade damit beschäftigt sind, einen Furz zu bändigen, der schon eine Welle ihren Vortrag unterbrechen möchte?« Das ist das Niveau von Altherren-Abenden, das ist die Ideologie der i Feuerzangenbowle und soll nun die der Neuen Linken sein. Nach dem Gang in die Innerlichkeit liefert Sloterdijk das Werkzeug für seine »Erheiterungsarbeit«, um zu einer befreiten Innerlichkeit zu gelangen. Die ergrauten Revoluzzer üben Schmunzeln ~, als Widerstand.

Nein, das ist kein Stil, das ist Sprachmus. Es beschert uns Sätze wie: »Alle Kriege sind von der Wurzel her verstanden, Konsequenzen des Selbsterhaltungsprinzips. In der Konkurrenz der politischen Gruppen hat der Krieg seit jeher als ein Mittel gegolten, Bestand, Identität und Lebensform einer gegebenen Gesellschaft gegen den Druck des Rivalen durchzusetzen und zu verteidigen.« Das ist immer noch Sloterdijk, nicht, wie man vermuten könnte, »Mein Kampf«. Der Vorwurf, Sloterdijk vertrete eine faschistoide Kriegsphilosophie, wäre jedoch nicht gerecht, denn die dem Zitat folgenden Seiten erhellen uns ein wenig: Der Mann ist gar nicht der Ansicht, er meint nicht, was er sagt, er schwärmte nur mal wieder.

Gelegentlich geraten Sloterdijk die eigenen Begriffe durcheinander, aber möglicherweise gilt ihm dies als »Erheiterungsarbeit, bei welcher von Anfang an feststeht, daß sie nicht so sehr Arbeit ist als Entspannung von ihr«. Urlaub von der Vernunft.

Den sich selbst präsentierenden Zusammenhang von Kynismus und Zynismus übersieht Sloterdijk hartnäckig - trotz der Verwechslungen, die ihm unterlaufen.

Ich will nur ein Beispiel nennen: im Vorwort beschreibt Sloterdijk eine Szene in einem Hörsaal der Frankfurter Universität, wo 1969 demonstrierende Studentinnen vor dem alten Adorno als Zeichen des Protestes ihre Brüste entblößten. Sloterdijk nennt es »Zynismus schlechthin« und »Zynismus in Aktion«. Zweihundert Seiten später bekommen die gleichen Frankfurter Brüste eine »antitheoretische Stoßrichtung«, sind nun »kynisch entblößt«: Wir dürfen uns seiner Fröhlichen Wissenschaft bedienen ad libitum.

Es ist dürftig, was diese neue Zynismus-Kynismus-Masche zu liefern vermag. Als Ersatz von Philosophie spielt man mit der eigenen Belanglosigkeit. Ein starr gesetzter Kynismus, der die Frechheit als Gipfel einer neuen Tugendlehre präsentiert, ist trotz der vielen Seiten nicht im Ansatz durchdacht. Frechheit hat ihren Wert, zumal im puritanischen Deutschland. Doch wenn sie nichts bemerken will, wenn sie sich darin gefällt und erschöpft, vorlaut zu sein und provokant, dann wird Frechheit zum banalen Schülerwitz, zum selbstgefälligen Bürgerschreck. An dieser Stelle schlägt Kynismus direkt um in Zynismus, und Sloterdijk dokumentiert eben diesen Übergang. Das zeigen seine journalistischen Beliebigkeiten und sein gefälliger Chic, die ihn Eurer Presse so leuchtend und einleuchtend machten. Sie fand ihren Feuilleton-Schutt als Philosophie wiedergeboren.

Was dieses Buch - trotz der Süffisanz und des gespreizten Halbwissens - als Dokument der Zeit wichtig macht, ist wohl das hier versammelte neue Gefühl der westdeutschen Linken, eines Teils von ihr. Die heftigen Enttäuschungen über '68 und die eigene Arbeiterklasse, über China, Cuba, Vietnam etc., über das eigene verschlissene »Hochgefühl«, wie Sloterdijk sagt, brachten ihnen nun nach Jahren der Irritation und verzweifelten Suche nach Ersatz für die bald aufgegebenen Werte statt einer Haltung ein neues Flair.

Sloterdijk bündelte die Surrogate von Leben und Zynismen der Hilflosigkeit, um sie als Monument einer neuen Ethik erscheinen zu lassen, postmodern, jenseits von »Hochgefühl" und Enttäuschung, bar aller Illusionen und jeden Werts. »Die Verwandlung des politischen Kampfes aus einem Zwang zur Entscheidung in einen Gegenstand des Vergnügens, aus einem Produktionsmittel in einen Konsumartikel - das ist der letzte Schlager dieser Literatur.« (W. Benjamin) Man entdeckte: Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Und das westdeutsche Feuilleton feiert mehr noch als diese fundamentale Entdeckung die Heimkehr des verlorenen Sohns.

Noch vor wenigen Jahren wurde die Ambivalenz des eigenen Engagements von der westdeutschen Linken analytisch und selbstironisch erfaßt. Das war gewiß schmerzlich, denn es benannte ein Dilemma oder doch eine ausweglos scheinende Situation, und die daraus rührende Verzweiflung war sehr glaubwürdig. Ich erinnere an Lothar Beiers Aufsatz »Bleib im Haus und nähre dich redlich« im »FREIBEUTER« 7. Er schrieb da bissig und bitter: »Vietnam, ein unbehagliches Gelände. Den Auftrag, den wir zusammen mit den Waffenspenden erteilten, hat der Vietcong sehr eigenwillig ausgeführt, oder standen Umerziehungslager, Zwangsumsiedlung, Kopfgelder für Auswanderer auf dem Programm? Allerdings wurde der Auftrag zu dem Sieg im Volkskrieg, den wir meinten, auch nie gegengezeichnet. Wie auch immer, Schwamm über Vietnam. Forget it.«

Und mit bösem Sarkasmus fuhr er fort: »Was haben wir von 'real kämpfenden Parteien' anderes zu erwarten als 'reale Unterdrückung aufgrund der geschichtlichen Erfahrung, die wir gemacht haben?' Laßt euch ruhig massakrieren, Bauern von EI Salvador! ... Der Thermidor kommt sowieso, die Revolution könnt ihr euch sparen... So nistete sich die 'Auflösung

des Menschen' in den Köpfen ein und sorgte dafür, daß eine Warnlampe aufleuchtet, sobald jemand von menschlichem Zusammenleben, von Entfremdung, von Humanität, Solidarität, Unterdrückung oder Befreiung sprach: Vorsicht, hier spricht einer von gestern.«

Was Beier da höhnisch-gruselig entwarf, in Sloterdijk bläht es sich verantwortungslos zur neuen Haltung. Engagement ist für ihn nur noch ein Zeichen von Unmündigkeit und Unterentwicklung des Intellekts, von fehlender oder nicht verarbeiteter Erfahrung und nur noch bei Völkern anzutreffen, »die in der ersten Dämmerung der patriotischen Reflexion leben und noch die Unschuld des Anfangs für sich haben«. Sloterdijk belächelt die alte Kampflosung »Was ist der Dritte Stand? Nichts. Was will er werden? Alles'.« und mit ihr den Anspruch der kämpfenden Klasse und ihr Recht auf die Expropriation der Expropriateure als eine »verheerende Selbststilisierung der Gegenmacht, eine falsche Logisierung des politischen Kampfes«.

Seht Ihr ihn, diesen Philosophen Sloterdijk, wie er gegen die französische Revolution und die russische aufsteht, wie er mit ausgestrecktem Arm in Süd- und Mittelamerika die Volksmassen aufhält, um ihnen sein aus zynischer Vernunft gewonnenes FALSCH! vernichtend entgegenzuschleudern? Und als Essenz seines Werkes präsentiert er unverhohlen Innerlichkeit statt Solidarität und Opportunismus statt Engagement, wenn er schreibt, »daß die Dinge vielleicht wieder in Fluß und Ordnung kommen können, wenn wir als Subjekte abrüsten und von seriös getarnten, zerstörerischen Aktivismen ins Seinlassen zurücktreten«.

Das ist der Offenbarungseid eines Zynismus, der Solidarität und Engagement als Kinderkrankheiten endgültig abgelegt hat, sie müde belächelt, um ins »Seinlassen zurückzutreten«, in die Industrie, den Markt und die wirklich herrschenden Medien. Der nach etwas Sturm und Drang endlich in Papas Geschäft ging, um seinen Teil zu dem beizutragen, von dem es auch in seiner aufmüpfigen Zeit immer und gut gelebt hat: dem kapitalistischen System. Ein paar Opfer sind zu beklagen, sie hatten sich zu weit vorgewagt. Der Rest kann die Wende vollziehen.

Lediglich ein paar Bücher hat man auszusortieren und in den Müll zu werfen, um der neuen Philosophie gebührend Platz einzuräumen. Die Zeitschriften wechseln ihre unverrückbaren Grundsätze, wenns sein muß, alle fünf Jahre jeweils mit einer Sondernummer, die schonungslos die alten Ansichten entlarvt und vernichtet. Oder Personen wechseln, um zum gleichen Ergebnis zu kommen. Das springt dann von »Kursbuch« zu »Transatlantik« und weiter zu »Stern« und »Capital«, ohne Muskelverzerrung oder Verstauchung. Und ich, ein Hinterwäldler aus einem jener sozialistischen Länder, zu denen dieser Art Linken nur noch müde Zynismen einfallen, stehe staunend vor diesen Großmeistern des Wedelns.

Da engagierte man sich einst für Cuba, Vietnam, China und bald darauf wurde die große Enttäuschung und Ernüchterung über Cuba, Vietnam, China ebenso chic formuliert. Da war oder ist man für Frauen und für die Sintis, für die Homosexuellen und gegen den Numerus clausus, für die französische Küche und die Abtreibung, aber gegen Gewalt, für den Wald und gegen »Bild«, für den New York-Urlaub und gegen die Hundescheiße. Profis des Engagements, ebenso professionell, aber auch im Wechsel der Solidarität. Und man ist so ehrlich, so intelligent und analytisch, auf all das die Selbstentlarvung ZU setzen, sich und sein verblichenes Engagement herunterzuputzen und mit den Trümmern im Kopf die selbstzerstörerische Wende zu machen, mit Ironie oder Zynismus die Kurve zu nehmen, möglichst zur größeren Zeitung, zur vormals verteufelten Universität oder direkt in die Industrie.

Es ist, und die Häufung der modischen Haltungen und Ansichten bei Sloterdijk macht es nur deutlicher, die einzige Moral, die da noch zu haben ist, und alle Ironie und aller Zynismus belegen nur, daß man verzweifelt nach einer Moral Ausschau hält. Ihr Fehlen wird glänzend - natürlich , immer glänzend - konstatiert: ausweglos, aber das mit zierlicher Schrittfolge vorgetragen. Galgenhumor als Aperçu, um das sich die Feuilletonchefs balgen.

Nun ist Cuba abgelegt, erledigt. Man war da, fand nichts vom Café Einstein, entsetzte sich über die Verfolgung von Homosexuellen, die mangelnde Pluralität etc. Man begriff nichts von Tradition, von vergangenen Jahrhunderten, die sich nicht mit einer »Demo« und einem »Kritischen Seminar« überspringen lassen, die weiter wirken, unendlich lange. Man hat Cuba abgelegt (und Vietnam und China), abgelegt aus einem einzigen Grund: weil man es ablegen konnte. Es war, stellte sich nun heraus, doch nicht die eigene Haut, die man zu Markte trug, sondern lediglich ein schnell vergilbendes Flugblatt, mit dem man sich verwechselt hatte.

Ist es möglich, daß es ein angemaßtes Engagement gibt? Könnte es sein, daß jenes, was man bei Euch vor Jahren als Solidarität verstand, nichts anderes war als die üblich arrogante Herrenhaltung der westlichen Industrieländer gegenüber Ländern, die man mit ererbter Überlegenheit, als zweite und dritte Welt bezeichnet? Sozusagen ein Kolonialismus der Linken? Und vielleicht gab es gar keine »Wende« und keine »Neue Linke«, sondern ein bislang unter roten Parolen versteckter Zynismus offenbarte sich?

Vor zwanzig Jahren, in einem kleinen Warschauer Hotel, blätterte ich in einer US-Frauenzeitschrift, die wohl der Vormieter in dem Zimmer liegengelassen hatte. Eine Nordamerikanerin teilte der Redaktion in einem Leserbrief mit, sie hätte zusammen mit ihrem Mann eine Weltreise unternommen. Sie nannte die besuchten Länder, und es waren so viele, daß die

Bezeichnung Weltreise nicht übertrieben war. Nach ihrer Aufzählung der Länder und Städte teilte die Dame lakonisch mit, daß sie, endlich in die USA zurückgekehrt, nur sagen könne: Thanks heaven for our American way of life.

Ich kann nur ahnen, welche fürchterlichen Erlebnisse die Dame aus den USA zu ihrem Stoßseufzer bewogen. Vielleicht gab es damals in Venedig weder Steaks noch Hamburger. Vielleicht war in ganz Indien kein Film zu sehen, der eines Oscars würdig war. Möglicherweise mußte sie in Moskau in einem Auto fahren, das sie daheim nicht einmal ihrem Personal zugemutet hätte. Ganz zu schweigen von dem unverschämten Auftreten der Schwarzen in den afrikanischen Nationalstaaten.

Inzwischen hat der US-Kolonialismus Fortschritte gemacht. Seine Konzerne und seine Coca-Cola-Kultur beherrschen nicht allein die BRD. Die Lady aus den USA könnte heute ungefährdeter eine Reise in ihrer Lebensart buchen. Freilich, ein paar Länder auszusparen, wäre für sie ratsam.

Warum erzähle ich die Geschichte? Ich fürchte, daß das Engagement und die Solidarität einer gewissen Linken in Eurem Land nicht so sehr verschieden ist von dem dümmlichen, offenen Kolonialismus dieser US-Amerikanerin.

Verstimmt über die eigene Gesellschaft und die nicht für die Barrikade zu gewinnende Arbeiterklasse, entschloß man sich, sein Engagement fremden Ländern zu gewähren. Man glaubte zeitweilig, sein ideologisches way of life in einigen sozialistischen Ländern zu entdecken, bemerkte Übereinstimmungen zwischen Befreiungsbewegungen in Lateinamerika, Asien und Afrika mit einigen Texten des heimischen philosophischen Seminars. Die politischen Bewegungen in der Welt wurden wie Kolonialwaren in diesem Kaufhaus des Westens gehandelt: Man bediente sich ihrer nach Neigung. Man engagierte sich entsprechend Angebot und Trend, trug die Flaggen fremder Länder und Befreiungsbewegungen als modische Accessoires, um sie wenig später ebenso leicht und leichtfertig abzulegen, einzumotten, zu verramschen.

Nach ein paar Monaten glückseligmachender Aktionen und »Hochgefühl war man bitter enttäuscht, als sich diese Länder und Bewegungen so ganz anders entwickelten, als man es in den Westberliner Cafés, auf den Münchener Straßen und in den Frankfurter Seminaren beschlossen und verfügt hatte. Man ist enttäuscht, und das, wofür man sich eben noch engagierte, wird fallengelassen, denunziert, bestraft.

War das nicht weitgehend die Haltung der Missionare des Christentums, der ideologischen Kolonisatoren, die den Weg für die wirtschaftliche Unterwerfung bahnten? An dieser Stelle unterscheidet sich diese Neue Linke in nichts von ihrer eigenen, herrschenden Klasse. Sie hat nun eine Funktion übernommen, die unter einem anderen Aspekt, dem vornehmlich theoretischen, und verschämter als das unverhüllt arbeitende Kapital auf das gleiche Ziel hinarbeitet: die westlichen Industrieländer als Bourgeoisie der Welt zu installieren.

Nein, das war kein Engagement, und das war nie Solidarität. Alles war nur ein Mißverständnis, das die späteren Enttäuschungen als notwendige Folge bereits im »kynisch-lustvollen Ansatz« der ersten Tage enthielt. Die ernüchternde Folgenlosigkeit von '68 ließ die verzweifelnde Hoffnung der Linken nach anderen Ufern Ausschau halten. In anderen Verhältnissen, in fremden Bewegungen glaubte man den konzeptionellen Ansatz und die Energie zu finden, die den auslösenden Impuls für die eigene Arbeit und die Praxis einer Kritik der eigenen Gesellschaft zu übermitteln vermochte. Schnell, allzu schnell fand man Übereinstimmungen. Man übernahm selbst Bezeichnungen und Begriffe, um sich völlig identisch zu fühlen. Mit keinem Blick für die Geschichte und unbeeindruckt von Realität, der eigenen wie der fremden, setzte man euphemistische Gleichheitszeichen. Derselbe Voluntarismus prägte das Engagement, und Unvergleichliches wurde im Wunsch nach Verwirklichung der eigenen Gesellschaftstheorie willkürlich angepaßt.

Diese Rechnung konnte nicht aufgehen, denn man akzeptierte die fremde Wirklichkeit nicht, sondern bediente sich ihrer: Man nahm, was einem paßte. Von Cuba billigte man Che Guevara, doch schon der mühselige Kampf gegen den Analphabetismus langweilte. Daß das kleine Cuba von der waffenstarrenden Weltmacht, USA wie eine tödliche Gefahr behandelt wurde, boykottiert und angegriffen, fand man empörend. Man war aber auch empört über repressive Maßnahmen Cubas, das sich der fortgesetzten Anschläge Nordamerikas erwehren mußte. Dieses merkwürdige Engagement übersah, daß die für Cuba lebensbedrohlichen Vereinigten Staaten der engste Verbündete der BRD sind, das heißt, während die USA anticubanische Söldner ausbilden läßt, auf der cubanischen Insel Kulturen vernichtet und Mordanschläge verübt, kann die gleiche Weltmacht es sich durchaus leisten, die Aktionen der westdeutschen Linken gegen ihre Präsenz und Politik in der befreundeten BRD gelassen oder doch gelassener hinzunehmen.

Und Vietnam, China, Kambodscha, man nahm nach Belieben: Papa Mao und Onkel Ho, Che und mal kurz auch Pol Pot, Konsumverzicht und zwei, drei, viele Vietnams, Stadtguerilla usw. usf. Schließlich Enttäuschung, die sich als Ernüchterung gibt, illusionslos. Nun offenbart sich die folgenlose Unverbindlichkeit, jetzt zeigt sich der Zynismus beliebigen Engagements. Und das geschulte Bewußtsein kann den Verfall nur verarbeiten, indem es seine Katastrophe als neue Tugend ausstellt: Man ist nicht einfach zynisch, das wäre ja bourgeois; man unterscheidet sich und präsentiert den Zynismus zynisch. Ein sehr beruhigender Unterschied, ohne weitere Kosten oder Konsequenzen.

»Für den Deutschen von heute«, schrieb Ilja Ehrenburg, »ist die Landkarte nichts weiter als eine Speise- und Getränkekarte.« Ehrenburg schrieb dies 1941 und meinte Hitlers Armee, die in den besetzten Ländern plünderte. Ist nicht

für diese Neue Linke die Landkarte lediglich eine ideologische Speise- und Getränkekarte: man bestellt nach Gaumen, und wechseln die Zeiten, läßt man sich eine neue Speisekarte kommen, ein neues Objekt für ein obskures Engagement.

Diese Beliebigkeit langweilt mich. Meine Kämpfe hier habe ich so billig nicht. Für uns ist Cuba eben nicht »erledigt«. China, Vietnam, Kambodscha lassen sich für uns nicht zu den Akten legen. Alle Probleme und Schwierigkeiten dieser Länder und meines werden meine und unsere Probleme und Schwierigkeiten bleiben. Wir sind hier noch so rückständig, daß noch nicht einmal Stalin ein toter Hund für uns ist. Er blieb eine offene Wunde der sozialistischen Bewegung. Auch die Fehler und Verbrechen, jede Bluttat in der Geschichte des Sozialismus werden unsere Fehler, unsere Verbrechen, unsere Bluttat sein und bleiben. Wir haben keine Wahl, denn es ist unsere Wirklichkeit, unsere eigene, unaufgebbare Wirklichkeit.

Die bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen machten uns kritisch, aber das ist nicht die Kritik der zynischen Vernunft und auch nicht die einer kynisch-beliebigen, die des Flaneurs in der Geschichte. Es ist ein kritisches Engagement und eine kritische Solidarität. Das aber sind für Eure Neue Linke fremde Worte, so wie für mich die Pole ihres politischen Lebens, nämlich Hochgefühl und Innerlichkeit, fremd sind.

Ich hoffe, daß ich mich trotz des polemischen Tons verständlich machen konnte. Ich will Eurem früheren Engagement und den folgenreichen Wirkungen nichts von seiner Bedeutung absprechen, doch ich befürchte, daß der nun stattfindende Gang in eine kontemplative Kritik und fatalistische Innerlichkeit selbst das Engagement der früheren Jahre verkleinert und ein künftiges belastet und fragwürdig macht, ja sogar ausschließt. Mit kynischer Genügsamkeit ins »Seinlassen zurücktreten« sollte nur als seine postmortale Haltung denkbar sein, anderenfalls würde sie in unserer bedrohlich gefährdeten Welt unser aller Tod befördern. Mein Brief ist nichts anderes als ein Plädoyer für Engagement. Aber für eins, das man nicht wie eine Schiffspassage bucht und kündigt, sondern das man kritisch und auch selbstkritisch prüft, um es als seine Wirklichkeit, als sein eigenes Leben zu begreifen.

Pathetische Worte. Man möge sie mir verzeihen, da ich, wie Sloterdijk schreibt, zu »jenen Menschen aus dem östlichen Machtbereich« gehöre, die »in einer merkwürdigen vorpsychologischen Mentalität gehalten werden«.

Literatur-Konkret 1995, S. 76

Wolfgang Pohrt

Hitler, Heller, Wenders & Co

Statt nuklearem Holocaust konventioneller Zellenbrand, statt 60 Millionen Deutscher nur 6 verbrannte Ausländer, statt Weltuntergang Hellers »Feuertheater«. Ein Rundschlag gegen die grassierende Pyromanie

Im außergewöhnlich heißen und trockenen Sommer 1983 brachte die »Zeit« als Aufmacher im Feuilleton den Hochhuth-Artikel »Wann brennen wir?«, eine der damals gängigen vaterländischen Jammertiraden, denn groß waren im Vorherbst die Angst vor der atomaren Einäscherung oder die Sehnsucht nach ihr, und noch größer dann Erleichterung oder Enttäuschung, als ein halbes Jahr später das erwartete Ereignis eintrat und dabei weit hinter den Hoffnungen und Befürchtungen zurückblieb. In der Silvesternacht nämlich entpuppte der in Aussicht gestellte nukleare Holocaust sich als konventioneller Zellenbrand, der Monumentalschinken mit 60 Millionen echten Toten schrumpfte zum Kammerspiel mit einer lumpigen Handvoll Komparsen, die obendrein unerwünschte Ausländer waren. »Rauschgiftdealer, die sich selbst angezündet haben«, kommentierte Leserbriefschreiber Michael in der »taz« (7.1.) den Formatverlust lakonisch und nicht ohne einen leisen Anflug von Resignation. Der Krieg war vorbei, das Leben ging weiter.

Gleich zu Jahresbeginn also wurde die Bevölkerung aus ihren Angstzuständen durch die Nachricht erlöst, daß in der Berliner Abschiebehaftanstalt am Augustaplatz sechs Asylsuchende verbrannt waren, nach Angabe von im Fernsehen aufgetretenen und später abgeschobenen Augenzeugen unter dem befreienden Gelächter des Wachpersonals, welches zuvor für den störungsfreien Ablauf der Vorstellung gesorgt hatte, indem es die Türen der brennenden Zellen verriegelte und damit den Gefangenen den Fluchtweg aus dem Feuer verschloß.

In der Belustigung, welche das Wachpersonal angesichts der Tatsache empfand, daß es entgegen schlimmer Befürchtungen, diesmal wäre man selber dran, dann doch wieder Ausländer waren, die brannten, in dieser Belustigung also spiegelte sich die lang geahnte und nun plötzlich evident gewordene Erkenntnis wieder, daß man um die versprochene götterdämmerungsähnliche Weltuntergangstragödie zum Mitspielen betrogen werden würde und daß man in Wahrheit Statisterie in einer ziemlich schäbigen Farce geworden war. Manchem blieb deshalb das Lachen im Halse stecken, und im Februar erreichten die Hamburger und Berliner Selbstmordziffern Spitzenwerte, denn mit der dahingeschwundenen Aussicht auf den Untergang sahen sich viele ihrer Zukunft beraubt und um den letzten Halt in ihrem Leben gebracht.

Obgleich sie gewiß einen Beitrag geleistet haben, sind die hochschnellenden Selbstmordziffern freilich allein noch keine hinreichende Erklärung für den Leserschwund, den die Presse im ersten Halbjahr 1984 hinnehmen mußte, sondern die Ursachen liegen tiefer. Einerseits kollaborierte mit dem Zusammenbruch der in den Weltuntergang gesetzten hochgespannten Erwartungen jegliches Interesse, vom Kurzschluß im emotionalen Hauptstromkreis wurde gewissermaßen auch die Energieversorgung der angeschlossenen Systeme - Familie, Kultur, Freizeit - in Mitleidenschaft gezogen. im Maße, wie man sich bei der Lektüre, beim Gespräch im Familien- oder Freundeskreis, bei der Gestaltung von verlängerten Wochenenden oder bei der Urlaubsplanung auf den Weltuntergang eingestellt hatte, verloren nun alle diese Aktivitäten ihren Realitätsbezug - ein Verlust, der schmerzhaft spürbar wurde beim Saarbrückener Schriftstellerkongreß, wo Beobachter und Teilnehmer sich wiederholt heftig in den Unterarm gekniffen haben sollen, um den Verdacht abzuschütteln, nicht nur die Szenerie, sondern sie selber seien nicht von dieser Welt.

Speziell für die Presse kam erschwerend hinzu, daß das allgemeine Desinteresse von der unabweisbar gewordenen Gewißheit überlagert wurde, daß nun keine das eigene Leben existenziell berührende Nachricht mehr aus der Zeitung zu erwarten war, und schließlich machten die führenden Blätter gravierende taktische Fehler. Statt unverzüglich die Rolle eines Sprechers der Enttäuschten zu übernehmen, sich an die Spitze des Umschwungs zu setzen und so verlorenes Vertrauenskapital wieder wettzumachen, brauchte beispielsweise der »Spiegel« ein halbes Jahr, ehe er sich Anfang Juli mit der Meldung, die sowjetischen Atomraketen seien vielleicht nur Attrappen, zur Teilentwarnung entschloß.

Zu spät zog er damit die Konsequenz aus der Tatsache, daß die an Zusammenbrüche gewöhnte Bevölkerung längst wieder frischen Mut gefaßt hatte. Im März 1983 noch doppelt so ängstlich, hatten die Deutschen vor Atomwaffen und Krieg im April 1984 nur noch halb so viel Angst wie die Nachbarn, jedenfalls einer internationalen Umfrage zufolge, deren Resultate die »Zeit« am 8.6. publizierte. Zur Normalisierung trug auch die Sterbehilfediskussion bei, welche denselben Leuten eine unkrautähnliche, nur unter Zuhilfenahme von ärztlichem Beistand angreifbare Unverwüstlichkeit bescheinigte, die in bange Sorge um ihr zartes Leben zu versetzen der Zweck der gleichzeitig laufenden Dioxin-Serien war.

Während der an Enttäuschungen gewöhnte kleine Mann also relativ leicht über den großen Flop hinwegkam und sich mit seiner Briefmarkensammlung oder beim Renovieren der Wohnung tröstete, wozu ihm der Metallarbeiterstreik reichlich Gelegenheit bot, der den Geschäften für Tapeten, Bastler- und Heimwerkerbedarf Umsatzrekorde bescherte, währenddessen also standen die von der vorangegangenen Erfolgssträhne verwöhnten im Kulturbetrieb Tätigen entweder stumm und betreten oder zänkisch und grantig ums Grab ihrer gescheiterten Hoffnung herum. Weil das Ereignis die

Dimensionen nicht erreicht hatte, die nachträglich den flammenden Aufrufen und besorgten Appellen den Rang biblischer Mahnungen und Prophezeiungen verliehen hätten, sahen die westdeutschen Kulturschaffenden sich um ihren Platz unter den großen Moralisten der Weltgeschichte betrogen.

Nach der Regel, daß wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht, verloren sie obendrein ihren Platz an der Sonne. Nachdem sie sich zwei Jahre lang im Schein von Halogenstrahlern wärmen durften, wurden sie nun von der Öffentlichkeit kaltgestellt, verbannt und gemieden wie Sacharow mochte sich mancher fühlen, dem für seine Bekenntnisse zum Frieden kein Mikrophon mehr zur Verfügung stand und der alles nun seinem Kanarienvogel erzählen mußte.

Umso begieriger wurde der Duft der großen weiten Welt eingesogen, in welchen der westdeutsche Kulturbetrieb kurzfristig getaucht schien, als Wim Wenders in Cannes die Goldene Palme mitnehmen durfte. Ute Gote, die Korrespondentin der »HAZ« (26.5.84) berichtet: »Die deutsche Kolonie in Cannes gebärdete sich ungefähr so siegestrunken wie angeheiterte Fußballfans, deren Mannschaft auswärts unverhofft den Meistertitel holt. Und als nachts in den Stamm-Bistros der Wein noch üppiger floß als sonst schon üblich, da war es gar keine Frage mehr: Wenn es noch eine Gerechtigkeit in Cannes geben sollte, muß die Goldene Palme in diesem Jahr an Wim Wenders gehen.«

»Wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt in diesem schon wieder grauenhaft kalten und verregneten Cannes«, echote Ulrich Greiner in der »Zeit«, »dann muß Wim Wenders für seinen Film 'Paris, Texas' die goldene Palme kriegen.« »Wenn es nach der Meinung der mehr als 3.400 akkreditiertenjournalisten gehen würde, müßte der deutsche Regisseur Wim Wenders für seinen amerikanischen Film 'Paris, Texas' die Goldene Palme erhalten«, sekundierte in offiziellerem Ton Wolfram Schütte (»FR«) und wies darauf hin, daß Wenders »mehr zum Ansehen der Bundesrepublik in den Kulturnationen beigetragen hat als« usw.

Der lauthals proklamierten vaterländischen Kunstbegeisterung zum Trotz freilich hatte sich hinter den Kulissen längst eine andere Erkenntnis durchgesetzt, von der eine Anekdote der »HAZ«-Korrespondentin berichtet: Ein Fernsehabend im Hotelfoyer, gezeigt wird 'Dallas', anwesend sind die Gäste, in Cannes akkreditierte Journalisten, und die Hotelbesitzerin. »'So was', nickte die alte Madame zufrieden, 'so was gibt es in euren Kinos schon lange nicht mehr zu sehen'. Und darauf wußten ihre Gäste, Filmemacher, Filmkritiker, Filmfans samt und sonders nichts zu erwidern.« Wie klein doch der Film erst hat werden müssen, bevor Deutsche eine große Rolle darin spielen durften, wird mancher beim Rotwein gedacht haben.

Einen Monat später schon war der nationale Triumph von der nationalen Schmach überschattet, die in der Weigerung der Siegermächte bestand, den Bundeskanzler zur Teilnahme an den Feierlichkeiten in der Normandie einzuladen, was von Johann Georg Reißmüller in der »FAZ« mit bitteren Reminiszenzen an vergangenes Unrecht quittiert wurde: »Aber zur Wahrheit gehört auch, daß am Kriegsende, welches mit der Invasion näherrückte, Deutschland amputiert und der Rumpf zerstückelt wurde; daß nach dem militärischen Zusammenbruch des deutschen Staates die Deutschen in vielen Ländern Europas rechtlos und schutzlos waren; daß jeder Staat, der es wollte, seine Deutschen hinaustrieb.« (9.6.)

Im gleichen Zeitraum kam die deutsche Nationalelf, der Titelverteidiger im Turnier um die Fußball-Europameisterschaft, nicht mal ins Viertelfinale, nur die Fans sorgten für Spannung, als sie unter dem Gegröle von Nazi-Parolen in Frankreich Jagd auf Ausländer machten. »Als portugiesische Fußballfans zusteigen wollten, bekamen sie Tritte in die Bäuche und flogen auf die Straße«, notierte der »Spiegel« (26/84) in einer Reportage aus Strasbourg, der Tatsache gewidmet, daß man wieder um eine Hoffnung ärmer war: »Ein harter Trupp deutscher Fans zerschlug die Hoffnungen auf eine friedfertige Fußball-Europameisterschaft.« Die Sorge um den Frieden war freilich wiederum unbegründet, denn bevor die Fans in Paris zur Entscheidungsschlacht antreten konnten, hatte die deutsche Mannschaft den Kampf um die Stadt schon auf dem Spielfeld verloren, aber hätten die Deutschen nicht in Cannes, sondern in Paris triumphiert, wäre vielleicht alles ganz anders gekommen.

Von einer Niederlage zur nächsten hetzend, beschloß der Kulturbetrieb, nach dem Mißerfolgsrezept der Strasbourger Fans zu verfahren, die allen Anstrengungen zum Trotz kein großes Presseecho fanden. In Frankreich wurden sie von den überregionalen Blättern überhaupt nicht erwähnt. Weil der Triumph auf internationalem Parkett in Cannes sich schnell als Episode erwies, kam es darauf an, daheim zu bleiben und sich redlich zu nähren. Voraussetzung dafür war es wiederum, daß man das Interesse des Publikums zurückgewann.

In der Not, ein beim Anblick von Nackten, geschlachteten Schweinen, Weltuntergängen und dergleichen nur müde gähnendes Publikum aus den Sitzen reißen zu müssen, und unter dem Eindruck des Strasbourger Vorfalls, besannen sich speziell die Theaterschaffenden auf eine alte List, zu der Punker, Skinheads und überhaupt jugendliche greifen, wenn sie den Eltern oder dem Sozialarbeiter eine Reaktion entlocken wollen. Der todsichere Trick besteht darin, die Öffentlichkeit mit NS-Uniformen und NS-Sprüchen zu schocken, und bestimmt hätte er wieder funktioniert, wenn die Kulturschaffenden die provokative Absicht nicht ideologisch verbrämt hätten.

Was sie zur ideologischen Verbrämung reizen, fast verführen mußte, war ein Leserbrief von Arno Plack, den man am 23.9.83 in der »Zeit« lesen konnte: »Unter Rolf Hochhuths aufrüttelnder Frage 'Wann brennen wir' ist erstmalig in einer

überregionalen deutschen Zeitung der Zusammenhang herausgestellt worden, der zwischen der Stigmatisierung der Deutschen zum Volk der KZ-Verbrecher und den Planspielen für einen begrenzten Atomkrieg auf deutschem Boden sich immer deutlicher abzeichnet. Es ist mir eine Genugtuung zu sehen, daß ich mit dieser Vermutung jetzt nicht mehr allein stehe.«

Damit hatte die von der alten »Stern-Chefredaktion im Zusammenhang mit den Hitlertagebüchern erhobene Forderung, es müsse die Geschichte des Dritten Reiches umgeschrieben werden, nun eine stichhaltigere Begründung bekommen, als Kujaus Kladden es gewesen waren, und außerdem war gerade »Die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa« des Bundesvertriebenenministeriums in 8 Bänden mit insgesamt 5.304 Seiten für nur 98 Mark als Reprint bei dtv erschienen - Grund genug für den Kulturbetrieb, wieder eine Marktlücke für Vaterländisches zu wittern und damit haarscharf am Bedarf vorbeizuproduzieren.

Rolf Hochhuth, der schon 1963 das Augenmerk seiner Landsleute, welche die eigene Schuld noch nicht mal begriffen hatten, auf die Mitschuld des Papstes in Rom an der Vernichtung der Juden in Auschwitz lenkte, Rolf Hochhuth präsentierte ein neues Stück, »Judith«, in welchem Reagan, weil er die Produktion chemischer Kampfstoffe angeordnet hat, von der pazifistisch gesonnenen Titelheldin mit Giftgas umgebracht wird. Vom Umstand, daß das Vergasen hier als moralische Tat gepriesen wird, dürfte Hochhuth sich einen skandalierenden Effekt versprochen haben, wobei er nur übersehen hatte, daß es längst Deutschrockgruppen gab, die sich einfach »Zyklon B« nannten, statt die Botschaft in ein verschwiemeltes Remake von »Wilhelm Tell« zu packen, und entsprechend gering war das Echo.

Das Hochhuth-Stück war der schwächste von drei Versuchen, das deutsche Theater durch den Nationalsozialismus verharmlosende oder antisemitische Tendenzen wieder ins Gespräch zu bringen. Mehr Erfolg konnte Zadek mit seiner Inszenierung des Musicals »Ghetto« verbuchen, immerhin sah sich der »Spiegel« (28/84) veranlaßt, von einem »heiklen Thema«, von der »Mitschuld der Juden am Holocaust« oder von der »Tabufrage nach einer Mitschuld der Juden am Holocaust« zu schreiben und damit die seinerzeit von der »Stern«-Redaktion geforderte Umschreibung der Geschichte des Dritten Reiches in Angriff zu nehmen. »Was ist 'Judentum', was ist Antisemitismus? Diese Fragen mußten neu gestellt werden angesichts von Begins und Scharons Libanon- und Palästinenserpolitik«, meinte der »Spiegel« weiter, und damit war wieder die alte Frage andiskutiert, ob es für die von den Deutschen an den Juden begangenen Verbrechen keine nachträgliche und die Mitschuldthese zur Hauptschuldthese erweiternde Rechtfertigung durch die Politik des Staates Israel geben konnte Aber so lahm und leisetreterisch wurde der Verdacht einer etwa von der »taz« mit viel stärkeren Tönen verwöhnten Öffentlichkeit vorgetragen, daß Beifall und Pfiffe ausblieben.

Resonanzlos verpuffte auch die stärkste Nummer, ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen »Spiegel« und »Zeit«. Startsignal war die Verfügung, die Proben für Faßbinders »der Müll, die Stadt und der Tod« abzusetzen, und dann kam es darauf an, eine möglichst freie Meinung zu sagen. Der anonyme »Spiegel«-Mann beherrscht zwar die Kunst des Diffamierens, als habe er sein Handwerk bei Springer gelernt, seine Spezialität ist die effektvoll plazierte unkommentierte Erwähnung, etwa die, daß ein Befürworter der Absetzung des Stücks einen Posten als Honorarprofessor an der Universität Tel Aviv bekleide - ein Hinweis, bei dem sich jeder Leser mehr denken wird, als zu schreiben schicklich wäre.

Dann aber unterläuft ihm ein Kunstfehler, auf den man ihn hätte festnageln können, wenn an der Sache ein öffentliches Interesse bestanden hätte. Er zitiert zunächst eine der handelnden Personen aus dem Faßbinderstück, einen reichen Juden: »Ich kaufe alte Häuser in dieser Stadt, reiße sie ab, baue neue, die verkaufe ich gut. Der Polizeipräsident ist mein Freund, der Bürgermeister lädt mich gern ein, auf die Stadtverordneten kann ich zählen... Die Stadt braucht den skrupellosen Geschäftsmann, der es ihr ermöglicht, sich rasch zu verändern.«

Entgegen der Grundregel nun, daß die handelnden Personen in einem Theaterstück weder objektive Wahrheiten noch die Meinung des Autors verkünden, mißversteht der Dilettant vom »Spiegel« den Monolog eines Strohmanns der Banken, der sich irrtümlich für einen skrupellosen Geschäftsmann hält, als erwiesene Tatsachenbehauptung, der man risikolos beipflichten kann. Unmittelbar anschließend an das Zitat schreibt er: »So grobschlächtig das formuliert ist, so richtig trifft es doch die Frankfurter Verhältnisse, in denen selbst ein Joachim Fest 'ein organisiertes Ganoventum jüdischer Herkunft' ausgemacht hat. Nur, daß er das wohl nicht auf jüdische Großspekulanten bezogen wissen wollte.« (28/84)

Gegen das offene Wort vom organisierten Ganoventum jüdischer Herkunft, welches nicht im Bahnhofsmilieu, sondern unter den Großspekulanten zu finden sei, hatte Rolf Michaelis' zaghafter Eiertanz in der »Zeit« (13.7.) keine Chance. »Aber sind wir wirklich so schwach«, fragt er unterwürfig und verschlagen, »daß vierzig Jahre nach dem Ende der nazistischen Barbarei gewisse Realitäten auf der Bühne nicht mal befragt werden dürfen, auch nicht in so heftigen Sätzen und Bildern? 'Er saugt uns aus, der Jud. Trinkt unser Blut und setzt uns in Unrecht, weil er Jud ist und wir die Schuld tragen.' (...) Gestalten wie den 'reichen Juden' sollte es in der Stadt der Hochhausbauer und Villenzerstörer, wo Faßbinder damals als Leiter des 'Theaters am Turm' lebte, nicht gegeben haben?« Während Michaelis hier die Frage offen läßt, ob die Tatsache der Villenzerstörung prinzipiell ein Indiz sei, um auf die Anwesenheit eines reichen Juden als Urheber des Vorgangs zu schließen, ringt er sich an anderer Stelle im selben Blatt zur nötigen Klarheit durch. »Auschwitz: das war und

blieb die Wunde im Leben Fühmanns - auch im Schreiben.«, meint er, wobei nur der unheilbar Verwundete kein ehemaliger Auschwitzhäftling, sondern ein ehemaliger SA-Mann war.

Ungefähr zur selben Zeit, als Ulrich Greiner in der »Zeit« seinen Stoßseufzer »Also Gerechtigkeit« gen Himmel schickt, weil Wenders in Cannes den Pokal bekam, hatte noch eine andere Jury ihr Urteil gesprochen. Das Stammheimer Oberlandesgericht hatte drei mal Lebenslänglich plus 15 Jahre Freiheitsentzug verhängt, was aufgeteilt unter die vier fröhlichen Wachleute vom Berliner Augustaplatz kein ganz ungerechtes Urteil ergeben hätte. Nicht sie aber, sondern Peter-Jürgen Boock wurde dort angeklagt und verurteilt.

Mit dem Beschluß der Staatsanwaltschaft vom 13. Juni, das Ermittlungsverfahren einzustellen, dem schaulustigen Wachpersonal also keine Pflichtvergessenheit vorzuwerfen, war der neue Trend nun auch amtlich besiegelt, der sich pünktlich zu Jahresbeginn durchgesetzt hatte. Das Begründete war gewissermaßen in seinen Grund zurückgekehrt, aus dem Verursachten war wieder die Ursache selber geworden, die Feuerphobie vorm atomaren Holocaust hatte sich in Pyromanie aufgelöst. Der Stimmungsumschwung zugunsten unbeschwerter Freude am Spiel von Funken und Flammen ließ André Hellers für den ausgebliebenen wirklichen flammenden Weltuntergang eingesprungenes Berliner »Feuertheater« zur pompösen Hauptattraktion eines verregneten Sommers werden, der seinerseits begriffen werden kann als vorbeugende Feuerschutzmaßnahme der Natur gegen die grassierende Pyromanie, der mäßig, aber regelmäßig Ausländerunterkünfte zum Opfer fielen, und über welche auch die einheimischen Versicherungsgesellschaften zu klagen begannen.

Literatur-Konkret 1995, S. 79

Horst Tomayer

Hoho, Kalkutta

Es ist ganz
still in Wewelsfleth nur
die schwere
Standuhr Theodor Storms tickt
Richtig. Günter
und Utes Eltern sind zum
Besorgungenmachen in der Stadt. Ute
liegt auf dem Bauch auf dem
Sofa und liest Fontane. Günter
füttert Butt Bertram im
Aquarium. Neben dem Kamin liegt im
Körbchen Rosmarie, die Rättin, und
schläft. Draußen biegt sich die
Haus- und Hof-Eiche aus
den Tagen des Räubers Störtebeker
unter dem steifen Nordnordwest. Günter
sagt zu Ute: Komm
laß uns fernsehn. Ute
sagt: Wir haben Vati und Mutti
versprochen, daß wir nicht
fernsehn. Günter sagt: Dann
laß uns nach Kalkutta fahren. Ute
sagt: Au fein. Günter sagt:
Wir fahren mit dem Flieger. Ute
sagt: Das Sofa ist der Flieger. Günter
holt Muttis Bügelbrett aus dem
Schlafzimmer. Er legt das Bügelbrett
aufs Kopfende vom Sofa: Das sind die
Tragflächen, sagt er. Ute läuft auch
ins Schlafzimmer von
Vati und Mutti. Und
das ist der Schwanz vom Flieger, sagt
Ute und tut das Ärmelbrett hinten
aufs Sofa. jetzt brauchen wir einen
Flugplatz, sagt Günter. Das ist
der Flugplatz, sagt Ute, und be-
schreibt einen Kreis. Ute geht
an Muttis Wäscheschrank und nimmt

einen tollen Fummel hervor. Dann
geht Ute in Vatis und Muttis Badezimmer
und malt sich mit
Muttis Stift den Mund
rot. Ich bin die Stewardess, sagt
Ute zu Günter. Günter sagt
zu Ute: Und ich bin der Flieger
Kapitän. Günter hat
sich Vatis Prinzheinrichmütze auf
gesetzt und Vatis Seglerblazer über
gezogen. Ute klatscht
in die Hände: jetzt kann es
losgehn. Günter sagt: Wir brauchen einen
Tower, hilf mir. Ute und
Günter schieben die schwere Stand
Uhr zum Sofa: Das ist unser Tower, sagt
Günter. Günter
legt die rechte Hand an die Kordel von
Vatis Mütze und sagt ganz laut: Letzter
Aufruf für die Passagiere des
Fluges LH 356 nach Kalkutta. Alle
Kinder von Wewelsfleth außer
Günter und Ute haben
Mumps und sind
krank. Deswegen müssen Ute und
Günter alles allein
spielen. Günter ist jetzt Flug
hafenpolizei und Ute ist
Passagier. Zeigen Sie mir Ihren Aus
weis, sagt Günter. Ute zeigt
Günter den Ausweis. Der
ist die Herzdame aus dem Quartett. Und
Ihr Ticket bitte, sagt Günter. Ute
gibt Günter einen gebrauchten
Fahrschein Wewelsfleth/Glück
stadt. Der ist ihr Ticket. Günter
sagt: Steigen Sie jetzt ein
und schnallen Sie
sich fest. Dann macht
Günter wrrmm wrrmm wrrmm. Schnell
sind Vatis und Muttis Haus und
die Schule und die Kirche und ganz

Wewelsfleth klein wie
Puppenstube. Ute ist jetzt
Stewardess und verteilt viele viele
bunte Smarties an die Passagiere. Günter
formt die Hände zum
Trichter und sagt: Wir über
fliegen jetzt in einer
Höhe von dreiundvierzigtausend
Fuß den Euphrat und den
Tigris. Ute sagt:
Sie können jetzt gern rauchen. Günter
macht wrrrmm wrrrmm wrrrmm. Dann
ruckelt er mit dem Po auf dem
Sofa und es riecht und Günter
sagt ganz laut: Achtung, Achtung, wir
haben Turbulenzen, schnallen Sie
sich ganz fest an. Wie die
Turbulenzen vorbei sind, sagt
Günter: Wir landen in
wenigen Minuten in
Kalkutta. Ute springt vom Sofa und
dreht die Zentralheizung ganz
auf ganz. Gleich
ist es heiß wie wirklich. Günter
macht quietsch quietsch quietsch. So
jetzt steht der Flieger. Günter
wickelt sich aus dem Hand
tuch aus dem Gäste
abort einen Turban und
sagt: Zollkontroul! Ute öffnet
ihren Kinderkoffer. Wott
is sätt? fragt Günter. Ute sagt:
Sätt is Fontane. Günter
sagt: Pass please! Dann wickelt
Günter den Turban ab und
setzt Vatis Prinzheinrichmütze wieder
auf. Wohin gehen wir jetzt, fragt
Ute. Günter sagt: Wir
gehen ins Hotel. Das Hotel
ist die Küche. Ute tut
Knack und Back
in die Mikrowelle. Günter

schmeckt es. Ute
kaut auch. Dann fragt Ute: Was
machen wir jetzt? Günter
sagt: Wir gehen ins Elends
viertel. Das Elendsviertel ist
der Speicher im Haus. Iiieeh! über
all Spinnen und Käfer und
Mäuse und Schmutz. Ute
eklt sich. Günter
ist tapfer. Mit seinen Mal
stiften malt er das
Elend von Kalkutta in seinen Mal
block. Mitten im
Malen hört Günter von Ferne ein
Auto. Das müssen Vati und Mutti
sein, sagt Ute. Komm, schnell, sagt
Günter, wir müssen fort. Günter
und Ute laufen ins Wohnzimmer. Ute
setzt den Turban
auf und fragt
Günter: Häv ju sammssing tu
verzolln? Günter zeigt die
Malstifte und den Mal
block. Ute sagt: Sätt is djutifrie, pass
please! Dann ist Günter wieder
Kapitän. Günter macht
wrrrmm wrrrmm wrrrmm. Hui gehts
heim ganz ohne
Turbulenzen. Schon
ist Wewelsfleth zu sehn, denn
Vatis und Muttis Auto kommt immer
näher. Günter setzt
quietsch quietsch quietsch
auf. Da stehen Vati
und Mutti in der Tür. Na,
habt ihr wieder ferngesehn?
Fragt Vati streng. Günter
sagt: Nein, ganz
bestimmt nicht. Mutti sieht
Ute fragend an. Ute
sagt: Wir haben nur gespielt. Vati
fragt: Was habt ihr denn

gespielt? Wir haben
Kalkutta gespielt, sagt Günter. Vati
und Mutti sehen sich glücklich
an. Mutti
gibt Ute ein Püppchen und einen
Kuß. Vati
drückt Günter
die Hand: Brav gemalen, mein
Junge! Dann
ist es wieder still in
Wewelsfleth. Butt
Bertram macht blubblub im
Aquarium. Rättin
Rosmarie schnurrt im Körbchen am
Kamin. Richtig
tickt die schwere Standuhr Theodor
Storm's. Draußen
biegt sich die Haus- und Hof
Eiche aus den Tagen des Räubers
Störtebeker unter dem
steifen
Nordnordwest

Literatur-Konkret 1995, S. 80

Hermann L. Gremliza

Sie nannten mich Wallraff

Rede zur Verleihung des Karl Kraus-Preises an Günter Wallraff

Ich muß Sie enttäuschen: Noch einmal geht die Verleihung des Abschreckungspreises über die Bestimmungen, nach welchen er vergeben werden soll, hinweg. Noch einmal ist es nicht das hoffnungsvolle Talent, dem mit dem ausgelobten Preisgeld das Versprechen abgekauft werden könnte, *nichts dergleichen mehr zu tun, sondern einen nützlichen Beruf zu ergreifen.* Der Träger des Karl Kraus-Preises 1987 ist vielmehr ein Mann, den der letztjährige Preisträger einen »weltberühmten Schriftsteller« genannt hat und dessen Produkte dem Soziologen Oskar Negt schlicht »ein Gesamtwerk« sind. Ein weiteres Hindernis: daß der Preisträger dem Verlangen, nichts mehr zu schreiben, längst zuvorgekommen ist, und nur noch dazu verpflichtet werden könnte, künftig auch das Schreibenlassen zu lassen.

Erweist dieser Preis seine Eignung als richtiggehender deutscher Literaturpreis also darin, daß er am Wortlaut der Ausschreibung vorbei verliehen wird, soll er sich immerhin dadurch unterscheiden, daß er den Absichten des Namensgebers die Treue auch dann hält, wenn es der Jury weder zur Ehre noch zum Vorteil gereicht. Denn am Erfolg jenes Wirkens, das ich nun beendet zu sehen wünsche, kann ich mich nicht unschuldig bekennen, und ich weiß, daß mein Sprechen weniger Anklang finden wird, als mein schweigendes Mitmachen gefunden hat. *Aber die Neigung, sich eine Gefolgschaft um den Preis geistiger Nachgiebigkeit zu erhalten, besteht nicht.* Kein anderer Zwang als der, den ich mit der Einrichtung eines nach Karl Kraus benannten Preises über mich verhängt habe, bestimmt mich dazu, mit mir abzurechnen. Es ist das Pech des Preisträgers, daß die Begradigung meiner Wege seinen Karren aus der Bahn bringen wird. Er möge es für sein Glück halten. Denn noch einmal, wie zur Krönung eines lebenslangen Martyriums, darf dies Lamm alle Sünden der Welt auf seinem Karree tragen, nicht mehr nur bespieen von reaktionären Dunkelmännern und verfolgt von allgegenwärtigen Spitzeln, sondern beim Namen genannt und beim Wort genommen von einem Helfer und Genossen, der es nicht mehr sein kann; der ausbricht aus dem Netzwerk ökonomischer Solidarität und politischer Konjunktur, journalistischer Gesinnung und menschlicher Taktik; der die letzte der Enthüllungen, die den Titel trägt: »Sie nannten mich Wallraff«, selbst in die Hand nimmt, bevor der Auftrag, sie zu schreiben, an eine Konkurrenz vergeben wird, die es doch nur verpfuscht.

Täppische Anfänge hat sie schon unternommen. An dem Erfolgreichen, dessen Buch über die Leiden des Türken Ali gerade zum zweimillionsten Mal verkauft worden war, wurde da und dort herumgestichelt. Es wurden Zweifel an der »Glaubwürdigkeit« des »Unternehmens Wallraff« laut, das mit der Beschreibung des Elends reich geworden sei, und sogar daran, daß der Autor alles, was unter seinem Namen erscheint, selbst schreibe. In einem Interview mit dem »Spiegel« klärte Wallraff die Sache auf: »Es haben – das ist gar kein Geheimnis – bei meinen Büchern andere geholfen, und zwar auf unterschiedlichste Weise... Was das 'Bild'-Buch betrifft, haben mir die Freunde von 'Konkret' insofern geholfen, als sie für mich Archive gewälzt haben, indem sie für mich die Geschichte des Springer-Verlags recherchiert haben. Dann hat tatsächlich Hermann Gremliza das Buch redigiert. Er hat das so redigiert, wie es eigentlich mein Lektor vom Verlag hätte machen sollen, der aber zu der Zeit einen Böll-Roman bearbeitete und daher beim allerbesten Willen zeitlich nicht in der Lage war.« Keiner kann das mehr bedauern als ich, an dem es, wie ich nun erfahre, bloß wegen der beim allerbesten Willen unaufschiebbaren Bearbeitung irgendeines Böll-Romans hängenblieb, des Autors Erlebnisse in der »Bild«-Redaktion zu Protokoll zu nehmen und daraus ein Buch zu machen, das von der ersten Zeile des Vorworts bis zur letzten des Nachworts, das unter dem Pseudonym Reinhold Neven Du Mont erschien, an meinem Schreibtisch entstand. (Nicht anders verhält es sich mit dem größten Teil des zweiten »Bild«-Buchs und einem kleineren des dritten; die anderen Teile und die anderen Bücher, Aufsätze, Rezensionen und Reden haben andere geschrieben.) Ich sage die Wahrheit und Wallraff lügt nicht: Keins seiner Werke hat er geschrieben und alle stammen von ihm. Denn der »weltberühmte Schriftsteller«, der nicht schreiben kann, hat es vermocht, die verschiedenartigsten Autoren, deren Hilfe er sich versicherte, auf jenen einheitlichen Ton zu stimmen, der den echten Wallraff verbürgt, und die gesamte deutsche Literaturkritik und -wissenschaft glauben zu lassen, der Verfasser des »Aufmachers« sei von selbst nach »Ganz unten« gekommen. Daß keiner der Feingeister die groteske Unvereinbarkeit der Stile bemerkte, sollte es den Jüngern des Preisträgers, die diese Verleihung übrigläßt, zur Pflicht machen, jedem, der sich meiner späten Information bedienen will, das Wort, das er zuvor nicht fand, ins aufgerissene Maul zurückzustopfen.

Ich aber kann und will das nicht mehr, und nicht, weil sein Erfolg meinen Neid geweckt hätte. Im Gegenteil: Ich freue mich daran, weil es ja doch bitter wäre, meine Verhältnisse auf dem Rücken eines Sozialhilfeempfängers ordnen zu müssen. Und ordnen muß ich sie. Es geht nicht an, Autor des »Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte« zu sein, den Menschenrechtler Blüm abzuführen, den Karl Kraus-Preis einzurichten und zugleich ein »Gesamtwerk« erst durch Mitmachen und dann durch Schweigen zu decken, dessen literarischer Wert Müll und dessen politischer eine Pleite bedeutet. An dem nichts wahr ist, keine Erkenntnis, kein Gedanke, kein Wort. Jeder Satz meilenweit hinter und unter dem,

was gedacht und geschrieben wurde, konsumierbar gemacht. verflacht, plattgehauen zu dünnsten Stereotypen, doch vorgetragen wie die letzten Worte vom Kreuz (»und heute nun das erste deinerseits«, singt Wedekind). Mit dem Gestus des Enthüllers, der dem kränkelnden Mittelstand immer noch einmal und alle maßlos überraschend beweist – bitte sehr, hier sind erstklassige Unterlagen! – , daß es die da oben besser haben als die dort unten, daß Gerling tatsächlich ein Ausbeuter ist und ausländischen Proleten – man glaubt es kaum – noch übler mitgespielt wird als ihren deutschen Kollegen. Vor solcher Entdeckerfreude muß der Stolz eines Mannes verblassen, der herausgefunden hat, daß naß wird, wer einen Eimer Wasser übern Kopf kriegt, und dafür das Urheberrecht auf die Relativitätstheorie beansprucht. Als genügte es nicht, einen Blick durch die Speisenausgabe des Stammlokals zu werfen, um sich die Lektüre von »Ganz unten« zu ersparen; als enthüllte »Bild« mit der Schlagzeile »Steffi, wir lieben dich!« nicht mehr von sich, als alle echten »Bild«-Redakteure je erfahren werden und der falsche, der noch deren Unverständnis mißversteht, je begreifen wird; als deckte sich die Fiktion, diese Gesellschaft sei in all ihren Widersprüchen und ihrer Niedertracht nicht mit bloßem Auge, nämlich durch die Lektüre ihrer offiziösen Presse, restlos zu erkennen, nicht mit der Vorstellung des Generaldirektors, sein Söhnchen werde, wenn man es bloß ein paar Wochen an den Hochofen stellt, »von der Pieke auf lernen«. Was über den Kapitalismus in Erfahrung gebracht werden kann, steht im »Handelsblatt« und im Wirtschaftsteil der »Frankfurter Allgemeinen«, und präziser als in den »Industriereportagen«. Unterhaltsamer freilich sind diese. Und darin, heißt es, bestehe ihre »enorme« politische Wirkung.

Nun muß man ja nicht gleich fragen, ob denn eine Bundesrepublik, die diesen »weltberühmten Schriftsteller« nicht hätte, anders aussähe. Keinem Dichter wäre daraus, daß sie es nicht tut, ein Vorwurf zu machen. Einen aber, der jede Kritik an der geistigen, der künstlerischen Produktion mit dem Hinweis auf die »enorme politische Sprengkraft« seiner Werke abweist, wird man doch fragen dürfen, wie es zu verstehen ist, daß nach Verkauf einer Million Enthüllungsbücher über die »Bild«-Zeitung deren Auflage genau eine Million höher liegt als zuvor. Ist es dies Resultat, das Wallraff nach Ansicht seines Biographen Linder zu einem »der gefährlichsten deutschen Schriftsteller« macht? Und gefährlich für wen? Für die Konkurrenz von »Bild«?

Oskar Negt hat Wallraff in einem Aufsatz, in dem auch Wendungen vorkommen wie: »...läuft der Schreibprozeß ab nach den Regeln systematischer Vorurteilslosigkeit«, wovon sich wiederum der Literaturkritiker Heinrich Vormweg inspirieren ließ, als er schrieb: »Einmal festgemacht in einer überlegt ausgewählten sozialen Situation, läuft der Schreibprozeß ab...«, über den ich alter Gerichtsdiener Geschichten erzählen könnte – doch ich muß weiter: Negt also hat Wallraff den »politisch wirksamsten und von Arbeitern am meisten gelesenen Arbeiterschriftsteller der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft« genannt. Selbst wenn es wahr wäre, daß mehr als zehn Prozent der Wallraff-Leser Arbeiter sind und nicht bloß diplomierte Sozialarbeiter, bewiese das weder den Wert der Bücher noch den der Wirkung auf diese Leser. Es ist natürlich nicht wahr, und wie es ist, hat Wolfgang Pohrt, ohne sich in der Maske eines Uwe Herzog bei Wallraff eingeschlichen zu haben, ganz allein am Schreibtisch herausgefunden: Wallraff habe »mit wachsendem Erfolg wertvolle Orientierungshilfe für den sinngeschüttelten, von Selbstzweifeln und Identitätsproblemen geplagten Mittelstand geleistet, der in der leichtverdaulichen Social Fiction die dringend benötigte tröstliche Botschaft findet, es gäbe außerhalb seiner Klasse, also dort, wo es den Mittelständler hinzieht, nur Menschen, denen es entweder viel schlechter geht, oder die viel schlechter sind«. Das macht ja den Unwert der bloß moralischen Empörung aus: sie muß den Unterdrückten, um mit ihm leiden zu können, idealisieren, muß den mit Gewalt Entfremdeten, Entwürdigten, den Proleten, den Türken, den Schwarzen als den wahren, guten, schönen Menschen begreifen, dem die Armut als ein großer Glanz aus innen blinkt. Und wenn schon nicht mehr: arm aber glücklich, wie bei Rilke, so doch: arm und unglücklich, aber gut und heldenhaft. Des freuet sich der Leser sehr, auf daß es ewig bliebe. Ich übertreibe? Aber da sei der Preisträger vor, der wenigstens seine Interviews noch selbst gibt (Ich kenne nur einen Fall, in dem er dem Redakteur auch die Beantwortung der Fragen überließ, ohne daß darunter jene Authentizität, die dem »Gesamtwerk« eignet, gelitten hätte) und bei solcher Gelegenheit sich auf die Lehre berief, die diesen Schwindel erfunden hat: »Was mich mit all diesen Christen verbindet, ist das, was man in der religiösen Sprache ganz schlicht 'Nachfolge Christi' nennt... Ich würde Christus als eines der großen Vorbilder ansehen... Ich bin auch heute noch christlich geprägt.« Der Arbeiterschriftsteller als Nachfolger Christi, ganz schlicht. Aber eher geht ein Kamel durchs Nadelöhr als ich auf solchen Leim. In dieser Gesellschaft ist das eben nicht die Selbstanzeige, die Verfolgung nach sich zieht, sondern der Versuch, das Dasein zum Dabeisein zu steigern. Adorno und Horkheimer, deren Urteilskraft freilich darunter litt, daß sie nie in der Nachfolge Christi das WC von McDonalds geschrubbt hatten, haben den Fall beschrieben, lange bevor er eintrat: »Was widersteht, darf überleben nur, indem es sich eingliedert. Einmal von der Kulturindustrie registriert, gehört es schon dazu wie der Bodenreformer zum Kapitalismus. Realitätsgerechte Empörung wird zur Warenmarke dessen, der dem Betrieb eine neue Idee zuzuführen hat.« Und wie zur Bestätigung dieses Befundes schlug der ebenfalls christlich geprägte, wiewohl aus der Kirchensteuer ausgetretene Heinrich Böll diese Worte ans Brett, das die Aufsichtsräte und Kardinäle vor der Stirn tragen: »Und so weiß ich nur einen Ausweg: schafft fünf, sechs, schafft ein Dutzend Wallraffs.« (Daß er die Herstellung von Wallraffs als Dutzendware für möglich hielt, spricht einmal nicht gegen das literarische Urteilsvermögen des Nobelpreisträgers.)

Sozialpolitik ist der verzweifelte Entschluß, an einem Krebskranken eine Hühneraugenoperation vorzunehmen. Immerhin schadet es auch nicht. Wallraff aber fällt mit seinem Hühneraugenskalpell dem Krebskranken in den Rücken. Seinem »Aufmacher« hat er (und diese Zeilen sind wirklich von ihm ausgesucht) diesen Dialog vorangestellt: »Herr Keuner begegnet Herrn Wirr. 'Ich bin ein großer Gegner der Zeitungen', sagt Herr Wirr, 'ich will keine Zeitungen.' Herr Keuner sagte: 'Ich bin ein größerer Gegner der Zeitungen: Ich will andere Zeitungen'« Herr Wirr ist kein anderer als Karl Kraus, während der wirre Herr Keuner Herr Brecht ist, dessen Sinnsprüche über Politik, Kunst und Theater schon bei Kraus nur Ratlosigkeit zurückließen, wie solch kleine Gedanken in einem so großen Dichter Platz finden konnten. Journalist *heißt einer, der das, was der Leser sich ohnehin schon gedacht hat, in einer Form ausspricht, in der es eben doch nicht jeder Kommis imstande wäre. – Der Journalismus dient nur scheinbar dem Tage. In Wahrheit zerstört er die geistige Empfänglichkeit der Nachwelt.* Die dumme Antwort, die Brecht darauf gab, mochte immerhin durch die Hoffnung entschuldigt sein, die Revolution bedeute auch die Umwertung aller journalistischen Werte. Zitiert von einem Sozialpolitiker, der eine bessere »Bild«-Zeitung will, wird sie so trostlos wie das Bekenntnis, das Wallraff an anderer Stelle ablegt: »Ich bin dort (bei 'Pardon') weggegangen, weil es für mich nicht das richtige Forum war. Die wenigen Arbeiter, die das Blatt in die Hände bekamen, waren so verunsichert durch den arroganten verselbständigten ironischen 'wimsigen' Humor der Zeitschrift, daß sie zum Teil die realistischen Reportagen von mir gar nicht realistisch empfanden, sondern schrieben, das sei wohl eine tolle Satire gewesen.« Statt also dem Himmel für das gütige Mißverständnis zu danken, das den ernstgemeinten Sozialkitsch neben Texten von Gernhardt und Zeichnungen von Waechter als »tolle Satire« erscheinen ließ (obwohl ich nicht glaube, daß einer, der »tolle Satire« schreibt, eine Satire lesen kann), nimmt er sich noch ernster, als es die Satire erlaubt, und entwickelt eine Philosophie, die man eine deutsche nennen müßte, wenn sie nicht in einer ganz fremden Sprache daherkäme, nämlich so: »Auch die Wirkung von dem, was geschrieben wird, ist ja immer damit verbunden, inwieweit der, der schreibt, auch wirklich dahintersteht, inwieweit er es bezeugt.« Wie immer dem nun sei: ob die Wirkung von dem, was wird, damit zu tun hat, inwieweit der, welcher... oder ob zwar nicht die Wirkung dessen, was geschrieben ist, aber doch die Wahrheit eines Satzes sich danach bemißt, ob der Autor sagen kann, was er denkt, und also die Verbundenheit von Sprache und Gedanken bezeugt – jedenfalls entschloß sich unser Preisträger, die Arroganz der Satire zu fliehen und ein reiner Bezeuger zu werden. Er ging hinaus, um zu erleben.

Er hätte besser etwas gelesen: *Den Autoren wird jetzt geraten, Erlebnisse zu haben. Es dürfte ihnen nicht helfen. Denn wenn sie erleben müssen, um schaffen zu können, so schaffen sie nicht. Und wenn sie nicht schaffen müssen, um erleben zu können, so erleben sie nicht.* Und außerdem: *Der geistige Leser hat das stärkste Mißtrauen gegen jene Erzähler, die sich in exotischen Milieus herumtreiben. Der günstigste Fall ist noch, daß sie nicht dort waren. Aber die meisten sind so geartet, daß sie eine Reise tun müssen, um etwas zu erzählen.* Denn abenteuerlicher als Nepal oder die Kantine von Gerling ist doch der Platz am Schreibtisch, kein Tiger schrecklicher und kein Werkschützer bedrohlicher als das leere Blatt Papier. Unser Preisträger aber muß reisen, weiter als ins wilde Kurdistan, nämlich bis ganz »hinter die Kulissen«, wie Kisch und Sinclair, die vor ihm dort »unmenschliche Zustände erforschten und unters Volk brachten«, sich aber vielleicht doch verbeten hätten, ihre Arbeit als eine gewürdigt zu sehen, die unmenschliche Zustände unters Volk bringt. Wallraffs Plan ist es, »Mißstände beim Namen zu nennen«, so daß »die Leser Bescheid wissen«, denn »für mich hat realistische Literatur noch immer die größere und durchschlagendere Aussagekraft, ... sie ist für die Mehrheit der Bevölkerung nachvollziehbar«, kann »die Aufarbeitung vermitteln«. Während ich die Vermittlung der Aufarbeitung zuständigkeitshalber gern dem Soziologen Negt überlasse, dem auch prompt der Satz einfällt: »In Wallraffs Schriften hebt sich die Arbeiterliteratur als Form der Gegenproduktion, der klassenspezifischen Alternative zum Kulturbetrieb tendenziell auf« (an was für großen Ereignissen man doch beteiligt war, ohne es zu ahnen – aber wie sagt der Dichter? *Ein Schein von Tiefe entsteht oft dadurch, daß ein Flachkopf zugleich ein Wirrkopf ist)* überantworte ich den Beitrag zur Bescheidwisserei und zur Nachvollziehbarkeit einem älteren Autor: *Einer Idee ist weit mehr gedient, wenn sie nicht so gefaßt ist, daß sie den geraden Weg durch die Massen nehmen kann. Nimmt sie ihn nur durch das Hindernis einer Persönlichkeit, so kommt sie weiter, als wenn sie sich populär macht. Es beweist mehr für ihre Tragfähigkeit, daß sie ein Kunstwerk erzeugen kann, als daß sie in der schmucksten Hülle eines Tendenzwerks zu unmittelbarer Wirkung gelangt. – Was leicht ins Ohr geht, geht leicht hinaus. Was schwer ins Ohr geht, geht schwer hinaus. Das gilt vom Schreiben noch mehr als vom Musikmachen. – Ich aber glaube, daß im Kunstwerk aufgespart ist, was die Unmittelbarkeit geistiger Energien vergeudet. Nicht die erste, die letzte Wirkung der Kunst ist Menschlichkeit. Goethes Menschlichkeit ist eine Fernwirkung. Sterne gibt es, die nicht gesehen werden, solange sie sind. Ihr Licht hat einen weiten Weg, und längst erloschen leuchten sie der Erde. – Der Künstler steht ohne Anteil am Kampf. Er ist kein Mitgeher. Seine Sache ist es nicht, mit der Gegenwart zu gehen, da es doch Sache der Zukunft ist, mit ihm zu gehen.*

Entschieden altmodisch und gar nicht zu gebrauchen für eine realistische Literatur, deren durchschlagendere Aussagekraft und Nachvollziehbarkeit sich danach bemißt, ob sie am Erstverkaufstag ins Fernsehen kommt und auf der Lesereise die Säle füllt, aber rechtzeitig vom Tisch ist, bevor das nächste Buch erscheint. Auf solche Nahwirkung hat es der Preisträger abgesehen, nicht ohne sie auch bei Goethe zu entdecken: »Die Leiden des jungen Werther führten in einer sehr bürgerlichen Schicht ja auch zu unmittelbaren Wirkungen, nämlich zu Selbstmorden... Hier (nämlich seit Erscheinen der Leiden des jungen Ali) gibt es jetzt auch so eine Stimmungslage.« Bringen sich die Türken, gepackt von Alis Selbstmitleid,

um? Im Gegenteil: »Eine Stimmung, die sicher schon da war, die aber jetzt auf den Punkt gebracht wird und dazu führt, daß viele sich souveräner, freier fühlen.« Nicht nur bei den Türken ist gelungen, was nie gelang: die Stimmung auf den Punkt zu bringen. Sondern »es gibt jetzt Erweckungen bei Bürokraten«. Er wollte sagen, daß einige Bonzen aufgewacht seien, aber in der Nachfolge Christi wird nun mal nicht aufgeweckt, sondern erweckt. Herr, er riecht schon! Aber das kommt davon, wenn man »von daher aus dem Aspekt des Eingreifens« schreibt statt unter dem Gesetz der Sprache, die freilich auch jenes Adelsprädikat nicht kennt, das die Zugehörigkeit zur Gilde der Betroffenheitsliteraten ausweist: Von Heinrich Vormweg, Ritter »Von ihm her«, über Christian Linder, Edler »Von hier aus«, bis eben zu Günter Wallraff, Herzog »Von daher«, aber nicht verwandt mit dem anderen Herzog.

Iphigenie, beispielsweise, hat es auch nicht immer leicht gehabt im Leben, aber vertrackter ist doch die Lage eines Schriftstellers, der nicht schreiben kann, der deshalb, bevor es herauskam, endloses Prävenire spielen mußte und vor keiner Dummheit zurückscheuen durfte: »Eine Literatur, die sich nicht autonom setzt, sondern sich an dem weiterentwickelten und veränderten Bewußtsein der Bevölkerung orientiert, muß formal und in ihrer Methodik den neuen Ansprüchen und Bedürfnissen gerecht werden, neue Ängste, Sehnsüchte, Hoffnungen und erreichbare Ziele artikulieren, muß versuchen, ihren Aktionsradius und ihre Aussage zu erweitern... Sie darf den fortschrittlichen Kräften einer Gesellschaft nicht hinterherhinken,... kann unter Umständen ein Stück vorangehen, falls sie den fünften Schritt nicht vor dem ersten tut.« Die Kunst muß, darf oder kann, wenn, falls und solange sie dem Oskar (Lafontaine, Negt oder Vetter) nicht zwei Schritte voraus ist. Ein halber wird unter Umständen, die noch festzulegen sind, genehmigt. Des Künstlers Werk sei eine Anstak für die neuen Bedürfnisse. Aber es ist zum Kotzen: »Einige lebende Literaturdenkmäler...erweisen sich als unpolitisch, wenn sie gefordert, ihre Parteilichkeit unter Beweis stellen, in Dienst genommen werden sollen. Gewisse anarchistische Neigungen sind sozial bedingt durch ihre Soloarbeit, die den Gemeinschaftssinn untergräbt... In ihren 'bleibenden Werken' haben sie sich an ihren Dichter-Ehrenkodex zu halten: geistreich, aber nicht klar und eindeutig, exzentrisch, aber dabei distanziert und harmonisch.« Nehmen wir zu des Preisträgers Gunsten an, daß auch diese Sätze nicht in einer den Gemeinschaftssinn untergrabenden Soloarbeit entstanden sind, sondern – sie stammen aus einer früheren Schaffensperiode des Meisters – im Kulturreferat des MSB Spartakus. Doch die Meinung teilt er bis heute, weshalb ihm noch ein Stückchen »Dialektik der Aufklärung« um die Ohren gehauen sei: »Die Reinheit der bürgerlichen Kunst, die sich als Reich der Freiheit im Gegensatz zur materiellen Praxis hypostasierte, war von Anbeginn mit dem Ausschluß der Unterklasse erkauft, deren Sache, der richtigen Allgemeinheit, die Kunst gerade durch die Freiheit von den Zwängen der falschen Allgemeinheit die Treue hält.« Weil es, um jeden Zweifel auszuschließen sei's erklärt, der richtigen Allgemeinheit von größerem Nutzen ist, wenn ein Arbeiter, dem dieser Satz vor die Augen kommt, ihn fünfmal liest und im Wörterbuch nachschlägt, was hypostasiert bedeutet, als wenn er die Forderung, die Kunst müsse sich von daher in Dienst nehmen lassen, auf Anhieb versteht. Und am Ende so wie Wallraff: »Nicht jede Literatur zielt auf Handeln, auf die Veränderung des Bestehenden. Aber es ist ein bedeutender Unterschied, ob sie anerkannt, museumsreif und damit folgenlos ist – oder ob sie unbequeme Wahrheiten verbreitet, hinter die Kulissen schaut, auf Unrecht und Mißstände aufmerksam macht... Sicher sind Goethes Faust, Mörikes Gedichte oder neuere Klassiker wichtig. Aber sie zählen mehr zur repräsentativen bzw. zur Erbauungsliteratur... Das ist Literatur für die Feierlichkeiten, Weihrauch-Kultur.« Wallraff teilt ein. Der Frechheit eines weltberühmten Halbalphabeten, der Goethe und Mörike mit schlechten Zensuren straft, weil der Faust nicht hinter die Kulissen schaut und der Frühling sein blaues Band nicht in die Mißstände tunkt, ist nur noch der Namenspatron dieses Preises gewachsen: *Ist Schriftstellerei nicht mehr als die Fertigkeit, dem Publikum eine Meinung mit Worten beizubringen? Dann wäre Malerei die Kunst, eine Meinung in Farben zu sagen. Aber die Journalisten der Malerei heißen Anstreicher.*

Das geschriebene Wort sei die naturnotwendige Verkörperung eines Gedankens und nicht die gesellschaftsfähige Hülle einer Meinung. Denkste? Nein, meinste: »Warum eigentlich immer am sogenannten 'guten Alten' anknüpfen, warum nicht genauso am 'schlechten Neuen'; zum Beispiel Trivialformen benutzen, um gesellschaftsbezogene politische Inhalte...ins Bewußtsein zu bringen... Ich stelle mir einen Schlüsselroman vor, ähnlich wie der 'Pate', nur weniger psychologisierend, als Gangsterboß etwa Schleyer von Daimler-Benz, ausgehend von seiner SS-Zeit bis zu seinen jetzigen Praktiken im Unternehmerlager. Ich glaube, da ließen sich mehr Krimihöhepunkte herauskristallisieren als in manchem fiktiven Gangsterroman.« Ein schöner Schund, in dem Höhepunkte herauskristallisiert werden. Aber die Anstreicher stellen jetzt aus und geben Malkurse: »Eine andere Möglichkeit ist der Schlüsselroman... Ein anderer Weg, den ich bei einem Thema soeben anwende, ist folgender: Man ist Z. B. im Besitz von brisantem Material... Man benutzt das Material in so einem Fall erst einmal als Inspirationsquelle, baut eine Krimihandlung darum...«, wobei es gehupft wie gesprungen ist, ob man die Handlung um die Quelle, die Inspiration oder die Information baut, solange man darauf achtet, daß der Weg, wie vorgeschrieben, angewandt und nicht etwa eingeschlagen wird. Es folgt sodann »die Bearbeitung der Sprache entsprechend der Zielgruppe, für die das Buch geschrieben wird«, und erst hier begreift man die Größe des Glücks, das die Sprache hat: daß nämlich dieser sie weder für die eine noch für die andere Zielgruppe »bearbeiten« kann. Deshalb sollen die Kollegen ran, aber »einige müssen erst einmal eine Fremdsprache dazulernen, nämlich die des Arbeiters«. Denn es kömmt darauf an, daß die Sprachlosigkeit, zu der die Herrschaft das Proletariat verurteilt hat, eine allgemeine werde, und nicht, daß die Entfremdeten die fremd gewordene Sprache sich wieder aneignen, wie es der Erbauungsliterat Arno Schmidt verlangte: »Denn Kunst dürfte immerhin die (hoffentlich!!) kommende, allen Gebildeten nicht nur verständliche, sondern

überzeugende 'Religion' darstellen: da wird es heute-schon zur Pflicht jedes auch nur einigermaßen rechtlich Denkenden, (schätzungsweise doch 1 % der Menschheit), sämtliche in dieser Beziehung weltanschaulich oder sonst-empfindliche Halbmenschen hinter den Grenzpfahl zu verweisen! Mit anderen Worten: in Richtung Bonn dekretieren: 'Ob jemand KARL MARX besingt oder die Jungfrau MARIA – : das ist ganz gleich! Hauptsache, es wird gut gesungen.'; und nach Pankow hinüber: 'Der Arbeiter ist nicht das Maß der Literatur; sondern er hat sich gefälligst nach ihr hin zu bemühen!'. – «

Da stöhnt der Sozialpolitiker auf, aber es hilft nichts: Eine Literatur, eine Sprache, die auf den Strich geht, um die Heruntergebrachten anzumachen, bringt sie nicht hinauf und sich herunter. Besser, der Arbeiter hat kein Buch im Haus als zehn Konsaliks, fünf Simmels und einen Wallraff, denn auch die gute Meinung hat mit der schlechten gemein, daß aus beiden kein Gedanke entsteht.

»Ich will keine sogenannte Literatur machen«, sagt der Preisträger, aber nicht, weil die Trauben zu sauer sind, sondern weil er nicht einer der »Großschriftsteller« sein mag, »die über allem am Schreibtisch thronen... Es kommen jetzt gelernte Literaturkritiker mit ihren Erfahrungswerten von gestern, die sie anwenden auf meine Form, die aber ganz anders gelagert ist. Es ist eine neue Kunstform.« Die Zeitschrift der Journalistengewerkschaft steht ihm bei: »Ganz und gar scheinheilig ist die Kritik am 'Autor' Wallraff. In welchem Jahrhundert leben wir eigentlich? Wallraff ist ein moderner Autor, der sich nicht mehr mit dem Schreibtisch begnügt, sondern mitmischt.« Und Biograph Linder kündigt den endgültigen Abschied von diesem Foltergerät an: »Er hat einen Traum: daß eines Tages nicht mehr geschrieben wird, weil man sich dann direkt spontan unmittelbar (schon alles?) mitteilen kann, ohne erst den Umweg über Literatur zu machen«, damit kein Vers von Mörike mehr die direkte spontane unmittelbare Mitteilung stört, die Karl-Heinz der Dagmar macht. »Vieles spricht dafür«, verspricht Linder, »daß Wallraff über die Phase des Schreibens hinaus will.« Ich bin gerade dabei, dem Manne zu helfen und ihm auch noch das Mitmischen an anderer Leute Schreibtischen abzugewöhnen. Was es aber mit der »ganz anders gelagerten Kunstform« auf sich hat, ist dieses: Das Rollenspiel, die Verkleidung und Verstellung, unter deren Schutz Wallraff zwar nicht, wie Böll in seinem katholischen Diskant vortrug, »in die uns umgebenden Geheimwelten eindringt«, sondern bloß in Werkshallen, Pförtnerlogen und Hamburgerküchen, die den Millionen »da unten« lebenslänglicher Aufenthalt sind, dies Rollenspiel könnte immerhin künstlerischen Reiz gewinnen, wenn der Spieler ein Künstler wäre, der den Betrieb geistreich und exzentrisch auf den Kopf stellte, anstatt die Zeit, die er dort verbringt, damit zu vertrödeln, Fälle von mangelhafter Befolgung des Betriebsverfassungsgesetzes zu sammeln, die sich irgendwann zu Anfragen der Opposition an die Landesregierung verdichten lassen. Doch er bringt den Witz des Schalks, der ihm das Eindringen ermöglicht, sogleich herunter auf den Ernst des Sozialpädagogen, der an den Petitionsausschuß schreibt. Und so kommt weder Kunst heraus noch Politik. *Daß einer sich der Sprache bedient, um zu sagen, daß ein Minister untauglich sei, macht ihn noch nicht zum Schriftsteller.*

Weil Wallraff das spürt, hat er aus der neuen Kunstform, aus Authentizität und Selbsttherapie ein kompliziertes Verteidigungssystem errichtet: Weil er nicht schreiben kann, muß wenigstens politisch was dabei rauskommen; weil nichts rauskommt, muß es wenigstens gefährlich sein; weil es nicht gefährlich ist, muß wenigstens die Seele leiden; und weil sie nicht leidet, muß es herausgeschrieen werden. Das Publikum blickt nicht mehr durch und die Kritiker weisen keine Zumutung zurück. Allen Ernstes schreibt der Christian Linder, der den Wälzer »In Sachen Wallraff« herausgegeben hat und tatsächlich in den Sachen des Meisters daherkommt: »In den oft halbverdunkelten Bildern des Films 'Ganz unten' wirkt das auf eine gespenstische Art realistisch, wobei die Dunkelheit und gelegentliche Unschärfe der Bilder gerade ihre Authentizität ausmachen.« Wahrheit entsteht, wenn die Kamera wackelt und es mit der Beleuchtung hapert. Auf diese Überzeugung ist der ganze Wallraff-Kitsch gebaut.

Denn seine Absichten sind gut, und wenn es nur die ist, das eigene Leid zu lindern, welches im Falle Wallraff in sogenannten Identitätsfindungsschwierigkeiten liegt, also einem Problem, das die Nation mit ihm teilt. Man sieht: Er ist auch krankheitsmäßig auf der Höhe dieser bekloppten Zeit. »Man kann sagen«, sagt Linder und tut's, »daß er es geschafft hat, sich schreibend ein wenig zu normalisieren; er ist einer der wenigen, die es geschafft haben, sich qua Literatur von einigen ihrer individuellen Krankheiten zu heilen.« Auch Wallraff selbst bekennt, daß er »beim sich Freischreiben« heilende Kräfte spüre. Es muß sich um einen Placebo-Effekt handeln. Nun mag Literatur oft oder immer Therapie sein, aber auch dann, scheint mir, käme es noch darauf an, wer da leidet, worunter und wie: ob Goethe mit Elegien an seiner jungen Geliebten oder Wallraff mit »qua-Literatur« an Identitätsproblemen, die sich mit denen des Marktes seltsam decken und obendrein einen Schrillton erzeugen, der jeden Verkäufer der jüngsten Messeneuheit erbleichen läßt. Umgangston ist der Superlativ. Ständig will der Preisträger sich »total auf die Situation einlassen«, sieht »die Möglichkeit, total mißverstanden zu werden«, steht »als Schwächerer absolut mächtigen Institutionen« gegenüber, will »das Unrecht absolut bekämpfen, wenn es sein muß bis zur Selbstaufgabe«, sein Tun ist »eine existenzielle Notwendigkeit«, er ist oder ist nicht »mit seiner totalen Existenz verwurzelt«. Nach dem Erscheinen des Ali-Buches »gab es einen pausenlosen Krieg..., geht es mir so dreckig wie noch nie im Leben. Es war, als wenn ein Krieg losgegangen wäre... Dadurch ist mein Familienleben kaputtgegangen, dadurch sind Freundschaften kaputtgegangen, und nun stehe ich vor einem Riesenscherbenhaufen... Die Prozesse donnern... (Alles ist) eine Qual, eine wahnsinnige Selbstüberwindung«, während die Rolle bei »Bild«, jetzt können wir's ja zugeben, bloß »eine totale Selbstverleugnung« war. Sein Leben unter Türken war »eine totale Anforderung,

ein Totaleinsatz, und jetzt geht die Folter freiwillig weiter«. Die Folter geht freiwillig weiter – ob wohl einer der Wallraff-Apologeten, der Negt, der Linder oder der Vormweg, der ja behauptet, mein Preisträger mache »Literatur von der überzeugendsten Art«, mir sagen kann, was der Autor damit sagen wollte? Die Folter geht freiwillig weiter – oder bin ich der Depp, der dort nach einem Gedanken sucht, wo doch nichts ist als gestaltloser Meinungsschleim? »Mit Literatur«, meint Vormweg abschätzig, »meint man, wenn auch unausgesprochen, noch immer 'Gestaltung', und mit ihr eine Art höhere Bedeutung und Wahrheit.« In der Tat, darauf hat es der Preisträger nicht abgesehen, und so droht er bereits, daß er in seiner nächsten Rolle, also der auf den total existenziellen Einsatz unter der Folter folgenden, sich »noch existenzieller einlassen« werde. Wir haben hier den ersten deutschen Schriftsteller, dem es gelang, einen Komparativ von existenziell zu bilden. So hoch ist noch keiner hinaufgekommen, da kann der Reinhold Messner zusperren.

»Mit all dem ist Günter Wallraff einer jener Autoren, die für die heute tatsächlich aktuelle Literatur stehen.« Damit hat der Vormweg ausnahmsweise recht, und ich kann mich in der Wahl des Preisträgers, die ich getroffen habe, nur bestätigt fühlen, da der Literatur nicht besser gedient werden könnte als mit ihrer Befreiung von der heute tatsächlich aktuellen Literatur. Das müßte auch dem Preisträger gelegen kommen, weil es dann doch ein Ende hätte mit den existenziellen Einlassungen und den Folterqualen, insbesondere aber mit den von ihm beklagten »Schwierigkeiten beim Schreiben«: »Jeder Satz fällt einem schwer, man muß sofort abwägen: Hält der Satz den Gedanken?« Entschuldigen Sie das kleine Experiment – ich wollte nur sehen, ob am Ende dieser Rede noch einer hier für möglich hält, daß Wallraff sich fragt, ob ein Satz einen Gedanken hält. Bei Wallraff hieß es natürlich: »Jeder Satz fällt einem schwer, man muß sofort abwägen: hält der Satz juristisch?« Weil sonst doch wieder die Prozesse donnern.

Bis zum Erbrechen haben uns die Feuilletonisten und der Preisträger selbst mitgeteilt, sein Werk sei so bedeutend, daß die Schweden das Wort »wallraffen« in ihr Wörterbuch aufgenommen hätten. Das ist schön von ihnen. Aber mich, den weder die Liebe zu den Mücken noch die zum sozialistischen Wohlfahrtsstaat besticht, bestätigt es nur in der Überzeugung, daß es außer dem bekannten alten Schweden auch eine Menge dumme gibt. Und so sei der Preisträger mit einem Wort, das in keinem schwedischen Lexikon steht, aus meiner literarischen Intensivstation entlassen: *Es ist aber ein alter Irrtum, daß bei Aufregungszuständen statt Kompressen Drucksachen aufzulegen sind.*

Die in kursiver Schrift gesetzten Abschnitte sind Zitate aus den Werken von Karl Kraus.

Literatur-Konkret 1995, S. 86

Hermann Kant

Literatur und Lüdke

Über die Nord-Süd-Steigung oder -Steigerung der Literaturkritik am Beispiel der Besprechung eines Buches

Es gilt unter Schriftstellern nicht als empfehlenswert, Kritiker zu kritisieren. Man zeige dann nur, heißt es, wie sehr man doch getroffen sei. Der Autor kann vor die Gülleschleudern geraten, aber sagen darf er nicht, dies stinke ihm. Derlei Anstandsregeln, argwöhne ich, sind von Kritikern zur Geltung gebracht worden, und ich sehe nicht, warum ich mich an sie halten soll. Ich gehöre nicht zu jenen, die behaupten, Rezensionen interessierten und unfreundliche Besprechungen tangierten sie nicht. Es handelt sich immerhin um Auskünfte zu meiner Arbeit. Da höre ich zu, und falls es mir nötig scheint, antworte ich und tue dies um so lieber, wenn die Sache nicht nur mich, sondern auch die Sache betrifft.

Diesmal geht es um »Die Summe«, ein Erzählstück, über das einige Gutachter geradezu in Rage gerieten. Nicht daß ich sie zu bessern trachtete, aber Mitteilung von ihrer Unzulänglichkeit möchte ich schon machen. Sie sind nicht in der Lage, sich ihre Wut leisten zu können. Erst einmal in Fahrt, verlieren sie Einmaleins und Alphabet aus dem Auge. Sie machen von der Freiheit, um die sie unsereins ja doch manchmal beneidet, tolldreist und tollpatschig Gebrauch, und wenn sie sich Mühe geben, ihre Unvoreingenommenheit zu beteuern, ist es ein wenig viel der Mühe.

Ich bin nicht darauf versessen, von meinen Gegnern gebeutelt zu werden, und halte es nur vorsichtig mit Bebels Spruch, demzufolge einen Fehler gemacht habe, wen seine Feinde lobten. Aber wenn schon beschimpft, dann bitte für das, was ich schrieb, und nicht wegen etwas, das ein paar Polit-Legastheniker entziffert zu haben glauben.

Gut, man kritisiert diese Leute nicht und läßt sie hinter dem Zaun aus unseren Skrupeln weiter malmen, aber zitieren wird man sie wohl dürfen.

»Die Summe«, hat Martin Lüdke in der Hamburger Wochenzeitung geschrieben, sei »ein wahrlich wunderliches Buch, eines der Bücher, die sich beim Lesen auf wunderbare Weise verwandeln - sie werden länger und länger und immer länger.«

Was in der »Zeit« für das Buchganze steht, scheint auch für dessen Einzelheiten zu gelten - werden sie nicht länger und länger und länger, so werden sie doch mehr und mehr und mehr. Die Steaks zum Beispiel, die in ihm vorkommen, haben bereits auf ihrem Wege aus dem Buch, das »Die Summe« heißt, durch den Kopf von Herrn Lüdke und dann in dessen Rezension eine wahrlich wunderliche Vervielfältigung erfahren. Bei mir kommen zweie vor, eines verzehrt der DDR-Mensch Schleede und ein anderes der US-Mensch Fullbacker, doch beklagt Rezensent Lüdke, daß der Amerikaner, ich zitiere, »dreimal geraten und immer richtig, natürlich nur Steaks« esse. Im »Wiesbadener Tagblatt«, auf halber Höhe also zwischen Hamburg und Basel, konnte ein Kritiker namens Weidemann »gar nicht lachen bei... Klischees wie dem des steakversessenen Amerikaners«, und auf ganzer Höhe, in der »Basler Zeitung« nämlich, schreibt Buchbetrachter Hischenhuber ebenfalls von »geschwätzig aneinandergereihten Klischees«, denn: »Der klassische Yankee verzehrt selbstredend Unmengen Steaks, die er mit Whisky herunterspült.«

Man wird, denke ich, im Zusammenhang mit den Besprechungen meines Buches, von einer Nord-Süd-Steigung oder -Steigerung sprechen dürfen; gleich bleibt sich aber vom Unterlauf der Elbe bis zum Oberlauf des Rheines der Vorwurf gegen mich, ich hantierte in der »Summe« mit Klischees, und die Portion Rindfleisch, nach der ich meinen Amerikaner habe verlangen lassen, ist Beweisstück Nummer eins. Wie gut doch, daß ich der Versuchung nicht gefolgt bin, Mr. Fullbacker fragen zu lassen, wie »Hamburger« auf ungarisch heiße, obwohl diese amerikanische Köstlichkeit (in der magyarischen Lizenzküche vielleicht MgDonald genannt) meinen erzählerischen Absichten eher entsprochen hätte als jenes Stück vom Ochsen, zu dem ich den in die Sprachfremde verschlagenen US-Delegierten fragen lasse: »Wie heißt Steak in diesem Land?« - Seltsam nur, daß mir meine Kritiker das Klischee vom Amerikaner, der nicht Ungarisch kann, haben durchgehen lassen.

Andere freilich sind ihnen nicht entgangen, der Whisky etwa, zu dem Lüdke in Hamburg sagt, ich lasse den Mann aus Washington »was sonst, nur Whisky« trinken, und von dem Hischenhuber in Basel weiß, daß Mr. F. die Unmengen von Steaks damit »herunterspült«.

Es wird nichts nützen, aber mitteilen will ich doch, daß auch besagter Schnaps in meiner Geschichte aus wohlerwogenen und sogar genannten Gründen nur in der Einzahl (pro Person gerechnet) auftritt. Es handelt sich nämlich, so der Text, um ein »erbarmungsloses« Getränk aus einer »märkischen Spritbude«, um ein Gebräu mit dem »Geschmack von Eichenteer«, dem der Delegierte Schleede nicht einmal mit der Zahnbürste beikommen kann. Die geschilderte Beizsubstanz ist so beschaffen, daß es sich allenfalls empfohlen hätte, die von Herrn Hischenhuber, Basel, behauptete Prozedur umzukehren: Nicht die Unmenge von Steaks gehörte mit Whisky hinuntergespült, sondern der »exorbitante« und auch »riskante«

Scotch, so das Buch, mit einigen Scheiben gut gewürzten und halbwegs durchgegrillten Rindfleisches aus dem Schlucksystem geputzt.

Wo mich ein Anflug von nationaler Selbstkritik zur Stichelei gegen das Spitzenprodukt einer volkseigenen Brennerei verleitet und ich den Budapester Kellner einen gottlob nicht gerade häufigen Schnaps servieren lassen hatte, hört Herr Lüdke, »immer nur« Whisky, und, pädagogisch gestimmt, wie er ist, läßt er es an Empfehlungen und - ein ganz klein wenig herablassenden - Einschätzungen nicht fehlen. »Kant«, schreibt er, »gönnt ihm (Fullbacker-HK) keinen Edelzwicker, geschweige denn einen Bordeaux, und so sind sie alle (die Klischees HK) reduziert auf die Vorstellung, die sich der Bergmann aus Meuselwitz in der Leipziger Tiefebene vom Nationalcharakter der verschiedenen Nationen macht.«

Nun weiß ich nicht viel von den Vorstellungen, die sich der Bergmann aus Meuselwitz in der Leipziger Tiefebene von den Trinksitten und dem daraus ablesbaren Nationalcharakter der verschiedenen Nationen macht, aber besagter Kumpel mag sich trösten: Auch ich hätte den Amerikaner nicht, und nun gar, um seinen Nationalcharakter herauszustellen, fragen lassen: Wie heißt »Edelzwicker« in diesem Land? Zumal ich bis eben nicht ahnte, daß Edelzwicker ein elsässischer Weißwein ist, der aus dem gemischten Most verschiedener wertvoller Traubensorten hergestellt und vermutlich so genannt wird, weil das elsässische Wort »Zwicker« auch soviel wie »Zwitter« bedeutet. - Hätten Sie's gewußt? Ich nicht, und eine solide Mehrheit der Meuselwitzer Bergknappen wahrscheinlich auch nicht. Bordeaux hingegen, das muß ich für mich und die Braunkohlenmänner aus der Leipziger Tiefebene doch sagen, ist uns bekannt - so hinreichend, daß wir seine Verwendung bei Tafeleien als ein wenig klischeehaft empfänden und den Mut nicht hätten, in seinem Verzehr einen Hinweis auf den Nationalcharakter der verschiedenen Nationen zu erkennen.

jedoch - dies eine Erfahrung mit der »Summe« - genügt Mut beim literarischen Umgang mit Nationalcharakteren nicht; man muß vor allem wissen, daß letzten Endes der Rezensent bestimmt, und daß er, wo ihm die Zeichnung des Autors nicht kritisierbar genug scheint, sie durchaus nachbessern kann. Nicht der Autor, der Kritiker legt letzte Hand an den Text, und nicht, was jener sich dachte, sondern was dieser zu beanstanden wünscht, zählt.

Und dort, wo ich mit einigem Vorbedacht nun wirklich in die Klischee-Lade greife und, damit man es auch ja merke, gleich dreie bündele und Herrn Dr. Unterbrucher aus der Schweiz einen Menschen sein lasse, »der aussah wie gemischt aus Bankgeheimnis, Rotem Kreuz und Bernhardinerhund«, wird die Kritikerschar fast zum einzig Volk von Brüdern, und der Basler unter ihnen, der nicht Unterbrucher, sondern Hischenhuber heißt, bringt es zu beträchtlichem Sarkasmus und findet die ebenso geschliffene wie originelle Abfuhr-Formel: »Wahrlich zum Totlachen!«

Ich komme gleich auf dieses Versprechen Hischenhubers zurück, will aber vorher fragen, worin eigentlich meine Ungezogenheit im Umgang mit dem Schweizer bestanden haben soll. Immerhin, lebenslange Bankgeheimniskrämerei könnte schon ein paar Fältchen erzeugen, und was das Hündchen mit dem Rumfaß am Hals betrifft, will ich ganz persönlich werden und unter Verwendung eines bewährten Sprach-Klischees beteuern: Ich habe nichts gegen Bernhardinerhunde. Einige meiner besten Freunde halten diese nützlichen Tiere.

Zurück zum Tod von Basel: Der und das Leben dazu kommen gleich in der Überschrift der »Summen«-Besprechung vor. Sie lautet »Satirische Totgeburt« und meint wahrscheinlich »Totgeborene Satire«. Es dürfte sich um eine jener grammatischen Mißgeburten handeln, derer Herr Hinck von der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« mich zeiht. Einen Beleg liefert er nicht, wohl aber einen Satz, der mir nicht recht astrein vorkommen will. Er lautet: »Immer schielt der Autor nach dem allgefälligen Scherz, gelegentlich auch unter dem Preis der grammatischen Mißgeburt.« - Von dem Versuch, sich den geschilderten Sachverhalt vorzustellen, kann ich nur abraten, aber das Dunkel hier wird durch das Licht einer anderen Maxime desselben FAZ-Referenten völlig ausgeglichen. Dies ist sie: »Nein, mit dem Holzhammer lassen sich nationale Physiognomien nicht schnitzen.«

Es handelt sich um eine jener modellhaften Sentenzen, die zum Nachbauen anregen, aber der Mitarbeiter Reich-Ranickis kennt sich nicht nur mit der Schärfe von Holzhämmern aus, sondern auch mit dem königlichsten aller Spiele und weiß infolgedessen vom Sowjetvertreter in der »Summe« zu sagen, er sei »ein Meister des diplomatischen Takts« und trage »deshalb sinnvollerweise den Namen eines Schachweltmeisters: Karpow.«

Nun wußte ich zwar nicht, daß diplomatischer Takt zu den hervorstechenden Eigenschaften von Schachmeistern zu zählen sei - ich hatte es von Stefan Zweigs »Schachnovelle« bis zu den Berichten über das eine oder andere Weltturnier eher umgekehrt gelesen -, doch weil mich Walter Hinck bei der »Praxis, den Figuren sprechende Namen zu geben« betroffen haben will, muß ich ihm sagen, daß »Karpow« im Russischen ungefähr so selten ist wie »Schneider« oder »Schröder« im Deutschen. Selbst mein Amtsbruder im sowjetischen Verband heißt Karpow, doch von allen Artigkeiten, die ich zu ihm wüßte, fiele mir »Meister des diplomatischen Takts« nicht als allererste ein. - »Die Satire«, sagt Walter Hinck, »läuft in ihren eigenen Hinterhalt«. Die Kritik, fügt Hermann Kant hinzu, manchmal auch.

Was mich gleichwohl nicht verleitet, sie nicht ernst zu nehmen, Beweis: Ich habe in Sachen Karpow eine echte Moskowiterin angerufen, habe mich in Sachen »Zwicker« und »Zwitter« unterrichten lassen und die »Summen«-Beschreibung im »Wiesbadener Tagblatt« zu Ende gelesen, obwohl schon in der Überschrift stand, das Buch sei ohne

(undeklinierten) »Held«, und überdies fehlten ihm »Höhepunkt, Phantasie und Pointe«. Nein, ich nehme die Kritiker ernst, und wenn ich einem begegne, dem es, wie dem Mann aus der Sekthauptstadt Wiesbaden, an Grammatik gebricht, so denke ich mir: In anderem Betracht wird er ein Meister sein. Dieser zum Beispiel ist ein trefflicher Kopist, um ihn nicht Abschreiber zu nennen. Nun scheint das zwar nicht allen westlichen Literaturkritikern als ehrenrührig zu gelten, aber vorsichtshalber will ich belegen, was ich sagte:

» ... frohgemut habe ich mich ans Lesen gemacht«, hat Lüdke in der »Zeit« geschrieben, und einen Monat später meldet W. in W., er sei, als er die Lektüre begann, »Frohen Mutes« gewesen. L. war »entsetzt«, als er nach langer Lesequal die verbliebene Seitenmenge sah, und W. blieb »erschrocken« stets unter seinem Lesesoll. L. schreibt vom »Kant-igen Humor«, und W. nennt den nämlichen Humor ebenfalls »Kant-ig«. Beide präsentieren in diesem Zusammenhang ein und dieselbe Einzelheit, den schottischen Official Image Pusher (OIMSHER) nämlich, den L. ein »wunderbares Beispiel« nennt, während W. hier originell ist und meinen Einfall mit dem Ausruf abfertigt: «Wie originell!« L. heißt die Idee meines Buches »nicht von schlechten Eltern«, da sie »nämlich von Günter Grass« sei, und W. hat geprüft, »was Kant aus der Idee seines Kollegen Günter Grass gemacht hat«. Die unsinnige Diebstahlsanzeige einmal beiseite (die »Zeit« hat einen Brief von mir dazu drucken müssen), hat L. den Eindruck, »die Satire ist nur simuliert«, und W. den Eindruck von einer »simulierten Satire«. Vom Amerikaner, der bei L. »nur Steaks ißt« und bei W. ein »steakversessener Amerikaner« ist, war schon die Rede.

Achtmal geklaut auf 57 Zeilen, das wird man eine stattliche Kriminalitätsrate nennen dürfen, und wenn man bedenkt, daß Herr Weidemann seine Beute gleich in vier Zeitungen hat drucken lassen, dürfte sein Stehlgut ihm einiges gebracht haben. Falls er, ein Klischee zu benutzen, noch einen Funken Anstand im Leibe hat, sollte er mit Martin Lüdke teilen, es sei denn, das geschähe bereits, weil W. ein Pseudonym von L. nur wäre. - Doch will ich dieser Vermutung nicht lange nachhängen, denn wäre dem so, hätte Herr L. der Versuchung wohl kaum widerstanden, im Rhein-Main-Dreieck noch einmal die feinsinnige Formulierung aus der »Zeit« zum Drucke zu geben, mein literarischer Test sei »voll in die Hosen gegangen«.

Nein, es wird sich schlicht um geistige Nähe handeln und darum, daß W. die rohere Abform von L. nur ist; ein Plagiator jener, ein eifernder Agitator dieser. Der eine plauscht seine Motive gleich dümmlich aus, dem anderen entschlüpfen sie erst, wenn die Suada ganz im Schwunge ist. Der eine sagt im zweiten Satz seines literaturkritischen Versuches: »Das also war Hermann Kant, der SED-Politiker, der den DDR-Schriftstellern vorsteht, der Biermann und Krawczyk nicht leiden kann« -, während der andere meine Funktion zwar gleich in der zweiten Zeile meldet, aber erst nach 178 weiteren (von insgesamt 210) die Gründe seiner Beredsamkeit erkennen läßt: »Hier rächt sich der Versuch, die Mauer wegzuwitzeln. Hier zeigt sich aber auch der Vorsitzende des Schriftstellerverbandes der DDR als getreuer Diener seines Staates. Locker und vermeintlich weltgewandt, macht er sich über die Verhältnisse lustig, die wahrlich nicht zum Lachen sind. Mit einer Pseudo-Satire täuscht er Kritik vor und spart alles aus, was der Kritik bedarf.«

An dieser Stelle ist Martin Lüdke doch sehr zu danken, denn natürlich war ich mir der Leser-Frage bewußt: Und wie erklärst du dir die vergleichsweise rabiate Behandlung deines Buches?, und wohl war mir nicht bei dem Gedanken, ich müßte dann sagen, ich sei eben besagter Verbandspräsident, und eine wasserdichte Trennung von Autor und Amtsinhaber sei nicht jedem Literaturkritiker abzuverlangen.

‚Da ist es praktisch, daß manche Zensurengeber, allen voran Herr L., gar nicht erst so tun, als gehe es um einen beliebigen Schreiber - es geht, besten Falles, um den Inhaber einer äußerst unbeliebten Funktion. Selbst wo Freundlichkeit gegenüber der »Summe« überwiegt - es gibt derartiges, doch ist das nicht mein Thema -, führt es, wie in der »Saarbrücker Zeitung«, zu der »Frage, was alles erst einem ungebundenen Kant hier eingefallen wäre, einem Schriftsteller also, der nicht von Fall zu Fall durch die Pusteblume erkennen lassen muß, auf welcher Seite er fest und unverbrüchlich steht.« Oder es führt zu der absurden Traueranzeige im Konstanzer »Südkurier«: »Nein, die große Abrechnung mit dem System ist dies nicht.« Oder zu der politnautischen Mitteilung der »Frankfurter Rundschau«: »Hermann Kant aber nimmt bereits auf der ersten Seite allen politischen Hoffnungen den Wind aus den Segeln ... «

Norbert Schachtsiek-Freitag von der »FR« hätte, finde ich, wenigstens anerkennen sollen, daß ich ihn seine Hoffnung nicht bis zur letzten Seite habe schleppen lassen, sondern bereits auf der ersten durch einen Wink mit der unverbrüchlichen Pusteblume klarzumachen wußte, wohin die Segelreise gehen sollte. Auf Sand, in ein Sandkastenspiel nämlich, und das ist, laut »FR«, etwas, wo »die Summe bereits gezogen wird, bevor überhaupt Aktiva und Passiva aufgelistet werden«. - Immerhin scheint Herr Schachtsiek bei »Sandkasten« nicht nur an »Buddelkiste« zu denken, nur reicht, was er denkt, nicht zu. Ihm war zu tun, mich als »Opportunisten des politischen status quo abschreiben« zu können; da kam ihm seine Kenntnis vom Sandkasten als einem Nachspielplatz zupasse, und er hütete sich, den Begriff so zu nehmen, wie er bei mir im Buche (und nicht nur bei mir) Verwendung findet: als ein Mittel, die Frage »Was wäre, wenn?« zu stellen und zu beantworten. Zwar dreht es sich hier (wenn der fast interpretierende Hinweis gestattet ist) geradezu um die zentrale Idee meiner Geschichte, aber Schachtsiek braucht mich als »Opportunisten des Politischen status quo«, und so unterläßt er den Blick ins erste beste Wörterbuch, den Wahrig etwa, wo er die klischeestörende Information hätte finden können, der Sandkasten sei »auch für militär. Planspiele« geeignet.

Spätestens hier muß ich die Leser um Verzeihung dafür bitten, daß ich Bildungsprobleme aufwerfe, die den meisten keine mehr sind, seit sie Planschbecken und Buddelschippe hinter sich ließen - man weiß im allgemeinen, will ich sagen, worum es sich handelt, wenn beispielweise von Sandkastenspielen die Rede ist. Aber, ich wiederhole es, einige der westdeutschen Kritiker, die sich mit DDR-Literatur befassen, benehmen sich wie von Gottl Adam Riese und Konrad Duden verlassen, wenn es gilt, sich einen treuen Diener des SED-Staates oder gar einen »politbüronahen Platzhirsch« vorzuknöpfen. Fast ist man versucht, von ihrer Fixierung auf ein Feindbild zu sprechen.

Sie zählen literarischen Figuren die Steaks und Schnäpse in den Mund und lassen dabei aus Kleinmengen Unmengen werden. Sie halten einer Geschichte entweder vor, es fänden sich auf den ersten 67 Seiten »847 Witze« (Lüdke), oder sie sei »so witzarm geraten, daß man darüber schon wieder tiefsinnig werden könnte.« (Scheller im »Darmstädter Echo«) Sie behaupten drauf los und verlassen sich wohl darauf, nicht ernst und nicht beim Wort genommen zu werden. »Die Wirklichkeit der DDR bleibt ausgeklammert«, weiß der »Rheinische Merkur« von der »Summe«, und es stört ihn beim Verkünden nicht, daß in dieser Erzählung, die in Budapest spielt, die Wirklichkeit der DDR immerhin mit folgenden Partikeln vorkommt: DDR-Außenpolitik, -Kulturpolitik, -Kaderpolitik, -Anerkennung, -Devisenwirtschaft, -Germanistik, -Aufzugbau, -Whiskyproduktion und -Zopfhaltermangel. - Nicht zu reden von jener DDR-Wirklichkeit, die mit den Hauptfiguren der Geschichte gleich klafterweise geliefert wird.

Ausgeklammert bleibt bei mir auch, weiß der »Rheinische Merkur« weiter, die »(bedrohliche) Banalität einer waffenstarrenden europäischen Realität«, und es schert ihn weder, daß ich mich mit der »Summe« geradezu danach erkundige, wo denn angesichts der Banalität einer waffenstarrenden europäischen Realität der Platz einer unabhängigen europäischen Kulturstiftung sein solle, noch schert es ihn, daß der Erfinder dieser Stiftung, so die Handlung meiner Geschichte, nicht in Budapest erscheinen kann, weil er seines Protestes gegen die Raketen wegen schon »mehrfach durch ein schwäbisches Dorf getragen worden« ist. Der »Rheinische Merkur« braucht mich als einen Kerl, der sich um DDR-Wirklichkeit ebenso herumdrückt wie um waffenstarrende europäische Realitäten, und er schwingt sich über solche Banalitäten wie gedruckte Wörter, Sätze, Absätze, Episoden und Ansichten mühelos hinweg.

Nein, man nenne die Fähigkeit dieser Kritiker nicht gering. Im selben Zylinder, aus dem sie eben eine Unmenge Steaks sowie unzählige Whiskies zauberten, lassen sie gleich darauf ganze Raketen einschließlich der gegen sie gerichteten Demonstrationen verschwinden und kreiden dann einem Büchlein die von ihnen geschaffene Überfülle von SPeis und Trank ebenso wie die von ihnen geschaffene Raketenlücke an. Es müssen Leute mit eisernen Stirnen sein.

Derlei Körperteil braucht es wohl, wo die pure Rechthaberei regiert und wo man beim Beurteilen immerfort ins Verurteilen gerät und statt Ansichten zuallermindest Dekrete von sich gibt. Eines davon lautet: Die »Summe« mußte als Satire mißraten (totgeboren werden), weil Satire nur aufgeht, wenn sie sich aller Fiktion entschlägt. Punktum!

Im Ernst? ja, allen Ernstes, und besonders so bei einigen Rezensenten, die im Dienste ernst zu nehmender Tageszeitungen stehen. Ich weiß nur nicht, folgten sie auch im gege benen Falle nur der Gewohnheit, nichts Geringeres als Gesetzestafeln herzustellen, oder meinten sie, zum vehementen Verriß gehöre eine Andeutung von theoretischem Unterfutter? Herausgekommen ist jedenfalls eine Art Ästhetik, die etwas höher greift als der »Zeit«-Bescheid, es habe sich hier der Versuch des Schriftstellerverbandsvorsitzenden gerächt, die Mauer wegzuwitzeln.

So erklärt der Herr von der »FAZ« die »Summe« für nicht aufgegangen, weil in meiner Geschichte statt wirklicher Minister nur Scheintäter agieren. Auf diese Weise, schreibt Walter Hinck, werde aus der Satire »nur noch Schattenboxen ... Anstatt nun diese Idee (von der Europ. Kulturstiftung - HK) in eine konkrete Gestalt zu überführen, weil sie nur so satirisch zu belangen ist, läßt Kant die Gründungsversammlung ... lediglich simulieren. Damit löst er seinen satirischen Gegenstand in eine bloße Fiktion auf.«

Klingt gut und ist sicher sachlich gemeint, aber es darf keine Luft dran kommen. Abgesehen davon, daß eine Idee durchaus konkrete Gestalt gewinnt, wenn sie literarisch vorgeführt, innerhalb einer Geschichte ernstgenommen und auf ihre Wirkungen geprüft wird, abgesehen davon sehe ich nicht, daß sich nicht, sagen wir tödliche Spielleidenschaft auch an zwei Menschen zeigen ließe, die nur um Streichhölzer oder weiße Bohnen pokern. Ich sehe nicht, warum es keine Satire hergeben soll, wenn tatterige Pensionisten im Sandkasten die Schlacht um Verdun zu gewinnen trachten. Ich sehe nicht, wie sich familiäre oder gesellschaftliche Verhältnisse nicht auch dann schon »satirisch belangen« ließen, wenn ein Erzähler Urahn, Großmutter, Mutter und Kind in dumpfer Stube ans »Monopoly« setzte. Und schon gar nicht sehe ich, warum es unergiebig und von vornherein nichtig sein soll, eine politische Idee durch politische Figuren auf die Spielprobe zu stellen.

Daß man andererseits Figuren des öffentlichen Lebens, Literaturkritiker z. B., auf die politische Probe stellen kann, indem man ein kleines literarisches Spiel ihrem Urteil überläßt, hat sich ein weiteres Mal bestätigt. Warum aber auch sollten sich ausgerechnet die Lüdkes von Denkklischees ablösen können, die ihnen wie ihre Schatten verhaftet sind?

Literatur-Konkret 1995, S. 90

Eckhard Henscheid

Literatur & Wiedervereinigung

Wer packt's an? Eine Erwägung

Vor vier Jahren, in der Folge von Tschernobyl, war die Lage der deutschen Literatur ähnlich nervenzerrend. Nämlich man durfte Wetten drauf abschließen, daß es bald, sehr bald einer angehen würde. Und die zweite Wette war aber die, wer es denn sein könnte, der da, im Schnellschuß oder mit einiger angemessener Verzögerung, die sowjetische Reaktorkatastrophe als erster episch gestalten täte. ja, damals! Tja, an die unermüdliche Karin Struck mochte man da als an einen Wettfavoriten denken; an den praktisch nichts dergleichen auslassenden Hans Christoph Buch andererseits; die damals wie entfesselt auftrumpfende greise Luise Rinser kam sehr und dräuend in Betracht, Christoph Hein auch, oder der allzeit hochsensibilisierte Jurek Becker; aber gleichfalls der scheint's etwas ins Hinterland retirierte, freilich - siehe seinen Roman zur Guilleaume-Affaire 1974 - quickshoot-schwerversierte Gerhard Zwerenz war ein Topkandidat - -

etwas überraschend aber war es dann die diesbezüglich kaum als Außenseiterin geführte Christa Wolf, welche mit einem ebenso schmalen wie ambitiösen und letztlich ziemlich krampfigen, ja mächtig dilettantischen romanartigen Kunstgebilde namens »Störfall« die Führungszügel an sich riß und z.B. die tatsächlich gleichfalls zum scharfen Abgreifen angetretene L. Rinser zeitlich und verkaufsstrategisch knapp, aber verdient abfing - ja, das Wolfsche Werk, wie gesagt, erwies sich zwar jenseits der Beteuerungen des hoffnungsgeilen Luchterhand-Verlags als rechter Schmarren und illuminierte vor allem wieder mal die spätestens seit Tolstoi vermeintlich kurrente Binsenweisheit, daß, je größer und epochemachender die historischen Gegenstände, desto heikler und nämlich fast notorisch kläglich scheiternd ihre künstlerische und zumal romanliche Aufbereitung und Überhöhung; zumal im modernen und eilig-eilfertigen Fastfood-Kulturbetrieb.

Gleichwohl und worauf ich hier hinauswill und langer Einleitung kurzer Sinn: Wer endlich, fast ein Jahr nach Grenzaufweichung und Mauereinsturz, - wer endlich verdient sich die Sporen und packt jetzt endlich mal episch auch die ja praktisch längst absolvierte deutsche Wieder- oder Neuvereinigung an?

Wer nimmt das Risiko auf sich und widerlegt das schale Froschgeschrei jener Unkenrufer, die da meinen zu müssen glauben, daß eben das nicht geht, so nicht und anders schon gleich gar nicht?

Wer hockt nicht nur jetzt ständig in irgendwelchen smarten Westberliner Akademien und in Fernsehtalkpalavern rum und wafelt ewig und einen Tag über »40 Jahre deutsch-deutsche Literatur« und daß jetzt leider/gottseidank bald alles alles ganz anders wird, und ähnliche schwerstgeschraubte Themata?

Sondern: Bringt statt dessen mal endlich ehrliche 200 Seiten (oder mehr) halbwegs brauchbare Romanprosa zustande und zuwege? Wer wagt es, Jüngling oder alter Sack?

Wer?

Naja, zuerst denkt man da natürlich abermals an jenen Berliner Großromancier und ewigen Podiumsgesprächsmitmacher betreffs der ganzganz großen Schicksalsfragen wenn nicht der Welt, so doch Nation- jenen Spitzenautor, der nach gewissen halbvergessenen Warmschreibübungen mit Georg Büchner und der versandeten Studentenbewegung ein sattes Jahrzehnt lang sich fast exklusiv von der Berliner Mauer ernährte; von der von ihr abgeleiteten »Mauer im Kopf«, dem eigenen wohlgemerkt, sich warm- und satthielt durch die Beschwörung dieser gewissermaßen schon ewiglichen Mauer - an den famosen Peter Schneider also, welcher aber trotzdem, rascher noch als sein kopfstrukturell verwandter Bruder Michael, sehr wohl in der Lage sein sollte, ja müßte, nach so viel Mauerelegie zügig und schleunig umzudenken - und etwas Romanähnliches über die sei's freudige, sei's bittere, sei's hochzweischneidige Öffnung hinzulegen, in deren Folge ja alle bisher langjährig bewährten Schneide »Mauerspringer« leider arbeitslos, ja irgendwie sinnlos geworden sind, einer schweren, schmerzhaften Störung anheimfallen und -

Aber: Andererseits liefe das präzis auf das Thema von G. Grass zu. Grass, ja. Grass, jawohl, der seit Monaten und wie wahrlich nichts Gutes in Leitartikeln, Predigten, TV-Spots und sonstigen schnauzbart-tranig-kaschubischen Rechthabern die Wiedervereinigung wild bewarnt, ja sie vorab im heiligmäßigen Zorn verdammt hat - und jetzt also in der Not und der schieren Vergeblichkeit das Thema sich wenigstens episch eiskalt untern Nagel reißen sollte, in der thematischen Kontinuität auch seiner Kalkutta-Apokalyptik von 1987 (oder wann der Schmonzes nun auch schon wieder war), angehen und in der damals schon bewährten Kombination aus wehharschem Wort und haarsträubendster Graphik at bis best und speziell für getroffene »Zeit«-Leser; ja, diesen Verrat an der Idee der human-geduldigen Schnecke, die da in 80 Jahren von Danzig nach - -

allein: verfügt der ja schon deutlich angejahrte, ja mental irgendwie bemoost wirkende Grass tatsächlich noch über die epische Kraft, dies eminente, ja eklatante nationale Thema zu packen? Und dabei ganz nebenbei auch noch das zur Erfüllung zu treiben, wonach der greise Reich-Ranicki seit nun mitgezählten 23 Jahren gackert: nach dem »großen und

bewegenden politischen Zeitroman, den auch ich, R.-R., so gerade noch kapiere? Wäre da die noch viel ältere L. Rinser nicht vielleicht doch noch die zuverlässigere Potenz, die uralte Achse Rom-Berlin im Dunkeln ringend neu zu beschwören, jawohl, Luise Rinser, falls die nicht doch unvermerkt vielleicht zwischenzeitlich - gestorben ist?

Und wenn ja, dann vielleicht eben doch Karin Struck, die ja nach ihrem frühen Klassenkampfgewürge schon seit fast zwei Jahrzehnten nach einem ihr gewachsenen Thema sucht. Und, falls aber Strucks Karin vor lauter aus der anhaltenden Proletenliebe erwachsenen Zerwirrtheit gar nix mitgekriegt hat vonwegen Neuvereinigung von Wessi-Reichtum hie und Ossi-Armut dort: Dann halt in Gott's Namen - Kroetz. Der ja irgendwann mal seine schon langsam langweilig werdende Lebenskrise hinter sich packeln muß. Mit einem Kreuzberger Rucksack- und Rührstück, das sich aber echt geseift hat. Wie? Was? Besser Zwerenz? Hin, ja, gut, der hätte jetzt auf seine späten Rentnertage a) Zeit und b) die nötige Zweistaatlichkeitserfahrung und überhaupt den richtigen systemüberwindenden Überblick - ahaaaber: Laboriert der nicht momentan grad an den verbleibenden sechs seiner auf (o Wahnfug) sieben Bände projektierten Autobiografie rum? Doch, sieben Bände sollen's werden, hat er im Vorwort des fertigen ersten selber kund und zu wissen getan! Wobei er offenbar, den schon fertigen Duktus dieses Siebengestirns nicht zu gefährden, von einem Fortbestand der alten vogtländischen DDR seiner, Zwerenz', Erfahrung bis ans Ende aller Tage ausgeht; in welchem Glauben wir den Gerhard Zwerenz bei seiner ohnehin schwerstarbeitermäßigen Kopfarbeit ja dann auch nicht weiter stören wollen - - und also wohl ersatzweise, nachdem es ja auch dem thematisch hochzuständigen Uwe Johnson nicht mehr vergönnt sein soll, vielleicht... sagen wir... tja, hm ... jaaa: den jungen Bodo Morshäuser ins engere Kalkül ziehen, jawohl: Mit der anstehenden DDR/BRD-Hochzeit seine, Bodos, eigene und leidige »Berliner Simulation« (meint: alles ist so seltsam eigenartig hier, fast befremdlich, ja komisch), schlußendlich abzuhaken; bzw., falls dieser Bodo streikt, dann eben gleich der noch viel schärfer hinschauende und seismografischer zulauschende Botho Strauß, hah! Strauß, ja, der jetzt auf dem Ku-Damm nagelneu wiedervereinte lächerlich-lästige »Paare, Passanten« bestarren und erbarmungslos auseinandernehmen kann - aber, hab, warum dann nicht besser gleich ein unbestechlich-neutraler Schweizer? Urs Widmer! Urs Jaeggi! Urs Ödeli! Bzw. vielmehr ein unbarmherzig dreinfunkender Österreicher?! Warum nicht als Optimallösung ein hoffentlich vom biblischen Waldheim-Beschimpfen wieder regenerierter, frisch ausgeruhter und entsprechend prophetisch dumpf vor sich hin raunzender und belfernder Handke Peter?!?

Da, spätestens da, stellt sich nun allerdings freilich nochmals die Frage und erhebt ihr Medusenhaupt: Was für ein Buch das denn nun eigentlich werden soll. Von was, um Himmelswillen, es eigentlich handeln soll. Nun, im Prinzip ist das natürlich ziemlich wurscht - aber Themen lassen sich gleichwohl spielend finden, Themata der brisantesten Art. Irgend so eine Wiedervereinigungs-Love-Story, komplementär-konträr zu den alten Stacheldraht-Trennungs-Filmen der 50er Jahre oder aber zur spröden DDR-Prosa des frühen U. Johnson. Mit dem Happy-End einer doppelstaatlichen Einheitshochzeit jenseits der Büttel und Schergen der SED - bzw. falls das nun denn doch gar zu banal ist, zu unerträglich auf Friede, Freude, Eierkuchen rausläuft: Von neuer und unschöner Ost-West-Binnen-Saturiertheit könnte der (simultan natürlich sofort verfilmte) Schinken handeln, von neuartigen Doppelwohnsitzproblemen Frankfurt-Dresden, davon, daß der zuständige IC bei Bebra noch immer peinlich Verspätung hat, wegen der bedauerlich veralteten DDR-Weichen - um die Bitterfelder »Dreckschleuder Europas« könnte es z.B. auch gehen und ihre Beseitigung durch Lothar Späths hinjettende High-Tech-Animateure, also da wäre dann wieder Siegfried Lenz oder Simmel oder meinswegen auch Jurek Becker die rechte romanliche Kraft - an eine fast fontanehaft episch-sinnlich verifizierte Müdigkeit des neuen Lebensgefühls bei den alten sächsisch-bayerischen Volksstämmen wäre u.U. sodann zu denken, das liefe dann wohl auf den heutigen späten Martin Walser hinaus - während die Lebensverzweiflung älterer Stasi-Leute und sonstiger gewachsener Stalinisten doch wohl wieder auf den entsetzlich gereiften G. Grass zukäme, vielleicht auch auf eine weltgroßgeschichtlich noch versiertere Marion Gräfin von Dönhoffshausen oder, falls dabei auch noch die Frau eines alten StasiManns verschütt' geht, noch viel mehr auf Utta Sanella - -

kurzumundgut: Zu erhoffen wäre da, so oder so, eine gleichermaßen unabdingbar kritische wie überfüllig ausschweifende Saft- und Kraft-Epik weit jenseits noch von Böll und Johnson (und von Hermlin und Kant sowieso), eine wahrhaft Hegel-Lukácssche Epopöe vor dem motivlichen Hintergrund der jetzt ja leiderleider verweigerten Zensur und der fehlenden Grenzausweiskontrollen am Checkpoint-Honecker und weißgottwo; sowie der volle Griff hinein ins satt degenerierte, tragisch untragische Leben, eine konkret-utopische und die DDR en bloc nicht untergehen lassende trutzigtrotzige Wiedervereinigungsverweigerungsprosa der entschieden subtilsten Art - t)a, und da wäre dann eben doch wieder keine geringere Kraft erforderlich als: - Christa Wolf. Christa Wolf, jawohl. »Ihre Leidensmiene« (Frank Schirrmacher am 2.6.90 in der FAZ) nämlich wäre jenseits aller inzwischen unleugbaren »Züge des Lächerlichen« (a.a.0.) wie keine andere geeignet, das so oder so große Thema in Jahrhundert-Prosa auf- und anzugreifen; sie, unsere gemeinsame Christa, die ja schon 1979 mit der Erzählung »Was bleibt« die »gleichsam erste gesamtdeutsche Veröffentlichung« (Schirrmacher, a.a.O.) ausgebrütet hat, sie weiß ja selbst am besten, daß »Literatur überhaupt nur aus Widersprüchen besteht - sonst entsteht Langeweile« (Ch. Wolf, Ein Ausblick, 1990) - und *eben deshalb* möge sie auch jenen letzten und doppelten Widerspruch auf sich und ihr gebeugtes, aber gut durchtrainiertes Kreuz nehmen und sich dieser »Herausforderung« (H. Kohl, 1982 ff.) abermals nicht versagen -: Sondern einen Neu- und Wiedervereinigungsbrummer der allernegativsten Dialektik

hinschmettern, der, wenn schon nicht uns und den abermals anteilheuchelnden Präsidenten Weizsäcker, so doch zumindest und ausgerechnet den Raddatz wiederum schwer begeistern wird.

Oder sollte der, *auch* er ja ein hochästimierter Epiker, vielleicht doch gleich selber hinlangen? Hinlangen, daß die politisch-metaphorischen Fetzen fliegen?

P.S. Dieser Essay wurde geschrieben im Juni 1990; vor den großen allmedialen Christa Wolf-Debatten und in der sicheren Erwartung, daß er im Oktober 1990 längstens überholt sei. Ist er's?

Literatur-Konkret 1995, S. 93

Horst Tomayer

Eins : Eins

tauscht Horst Tomayer

Man muß sich nur zu helfen wissen

Wer zu spät kommt den bestraft
LeserIn
Sagte sich der runde Redaktionstisch
der sozialistischen Tageszeitung
Neues Deutschland
Hob den Verkaufspreis auf
marktwirtschaftliche DM -,99
Warf die Profile der Klassiker aus
dem Kopf
Und tauschte den Ladenhüterzuruf an
die Proletarier gegen die zukunftstrunke
Zeile
DRITTE WEGE ALLER LÄNDER
VEREINIGT EUCH

***

Zunächst Kurt K.

Von der Richterin am Strafgericht
Oelsnitz im Vogtland befragt
Warum er mehrmals sowie dem Anschein nach
grundlos
Den als Abräumer und Spüler beschäftigten
Suleiman Mbukele
Sowie die Küchenhilfe Nguyen Minh als
Schokoscheißer beziehungsweise Vietschevotze
beschimpft und beide mit derbem
Stahlbekapptem Schuhwerk
In den Unterleib getreten habe
Erklärte der von der Partei Deutsche
Soziale Union aus Hof in Bayern engagierte
Rechtsspezialist für Überfremdungsreaktionen
Ludwig (»Lucky«) Schwietz
Sein Mandant Kurt K. (1,89, 103 kg)
sei in seiner Jugend von seinem Vater Karl
K. des öfteren zu Besuchen der sogenannten internationalen

in Anführungsstrichen KZ-Gedenkstätte
Buchenwald bei Weimar gezwungen worden
Woraus sich bei Kurt K. ein natürlicher
strafrechtlich in Hilfseinheit
mit entschuldbar irrelevanter Trotz gegen
Alles Ausländerhafte entwickelt habe
Weshalb er Freispruch für seinen Mandanten
beantrage und die Kosten des Verfahrens
der Kasse des neuen Deutschen Staatesaufzubürden
Verlange

***

Dann Karl

Karl K., infolge des Zusammenbruchs des
DDR-Staatszirkus arbeitslos gewordner Fänger
in der Trapezgruppe Jurij Gagarin
fand als Bewacher der letzten Ruhestätte Bertolt
Brechts und Helene Weigels einen neuen Job.

folgt der Brief des Suhrkamp Verlags

SUHRKAMP VERLAG

Betr.: Gesuch um Zuschuß zu den Kosten der Bewachung der Grabstätte Brecht/ Weigel

Sehr geehrte Frau Barbara Brecht, sehr geehrter Herr Ekkehard Schall!

So sehr wir auch die antisemitische Beschmierung des Grabes Herrn Brechts sowie Frau Weigels seitens Irregeleiteter bedauern, so sehr bedauern wir uns an den Kosten der Bewachung der Grabstätte der Vorgenannten nicht beteiligen zu können, da die mit Herrn Brecht (übrigens nur Herr Brecht, nicht aber seine Lebensgefährtin Frau Weigel ist unser Vertragspartner) geschlossenen Verträge eine derartige Leistung nicht beinhalten. Ohne Anerkennung einer Rechtspflicht überweisen wir jedoch auf Ihr Zürcher Konto DM 50,- als Anteil an den Kosten der Reinigung des Grabsteines. Wir bedauern Ihnen keinen günstigeren Bescheid geben zu können und verbleiben mit vorzüglicher Hochachtung

SUHRKAMP VERLAG

***

Last not least: Lisa

Immer mehr infolge der Vermarktwirtschaftlichung
weiblichen Lebens freigesetzte ostelbische Fraun
Arbeiten halbnachts in Wäscheschaun
Auch ich,* Lisa Keuner, dreiundzwanzig Jahre alt und gut
gewachsen
Früher Löterin in einem Werk in Sachsen

Vor paar Wochen hat mich die Westdeutsche
Treuhand rausgeschmissen
Da hab ich mich umschaun müssen
In der Leipziger Neuen las ich Hallo hübsches
Frollein, hallo schöne Frau
Mach doch mit bei unsrer Wäscheschau
Gutes Geld Null Schufterei
Bist du blöd? Oder bist du dabei?
Vonwegen blöd und außerdem wie eingangs
schon gesagt auch gut gewachsen
Bin ich nun bei Friedrich Schliefers Wäscheschau GmbH
Thüringen Sachsen
Wir kommen, zehn Mann, ganz schön herum, mal sind
wir im FDGB-Freizeitheim Pablo Neruda, mal
in der Disko Wilhelm Pieck
Mal im Neptun Rostock
Mal im Palast der Republik
Hekatomben von Oooohs und Aaaahs
Heimsen wir ein, zeigend was wir können, nämlich
Schlüpfer, Strümpfe, Strapse, und Behas.
Herr Schlieferl, eine patente Sau, moderiert, die Musik
kommt vom Band
So ziehen wir halb ausgezogen durch das neue Land
Halb! ausgezogen, denn das Bärchen und die Obermänner
sind, was eine Wäscheschau schließlich bezweckt
Bewölkt beziehungsweis bedeckt
Nur die Arschbacken hängen, ein feste Burch
ist unser Gott, wie geschälte Kürbisse durch
Und suchen geile Böcke optisch uns zu ficken
So erwehren wir uns ihrer mit von Heringen entliehnen Blicken

***

P.S.: Otto K.

Als Otto Keuner, von einer Demonstration
gegen gewisse Folgen der Novemberrevolution
vom den Bürgersteig säumenden
Volk was auf die Fresse bekommen hatte,
suchte er die Charitee auf, wo ihm ein
Durchlaufzettel zur Ambulanz in die
Hand gedrückt wurde, auf welchem stand:
»Unterlippe nähen (ohne Betäubung!)«.

***

Das schönste Schweigen ist das im Frühherbst
nachmittags in bayrischen Landgasthäusern.
Auf drei Stunden Schweigen kommt ein Brummen,
was das koste, was das wieder koste. Gemeint
aber ist die Vereinigung.

Literatur-Konkret 1995, S. 94

Peter Hacks

Der internationale Opportunismus in deutschen Reimen

Über Gerhart Hauptmanns »Festspiel«

I.

Der Zweck des Lebens ist das Leben, das ist eine von den Tautologien, die Erkenntniswert haben. Das Tier will auf dieser Weh nur eines, es will durchkommen, das heißt: fressen. Mit vollem Magen ist es zufrieden, mit leerem mag es nicht sein. Ein Löwe ist lieber in einem Menageriekäfig gefüttert als hungrig in der freien Savanne. Was immer die Tierlyriker hierüber vorbringen, die Gitterstäbe stören den Löwen nicht, wenn er genug Pferdefleisch in seinem Napf hat.

Auch der Mensch ist, was diesen Hauptpunkt betrifft, ein Tier. Alle seine Gliedmaßen sind Werkzeuge der Nahrungssuche, das Gehirn eingeschlossen. Das Gehirn ist ein Werkzeug der Nahrungssuche. Es strebt nicht nach Einsicht, es strebt nach Essen. Es betrachtet seine Tätigkeit, das sogenannte Denken, als erfolgreich abgeschlossen, sobald der Gehirnhalter heruntergekaut hat. Ein wahrer Gedanke ist ein sättigender Gedanke. Der Begriff des Irrtums ist ein in der Vorstellung vorweggenommener Hungerschmerz.

Essen gibt es für den Menschen nur im Verbund mit anderen Menschen. Das Gehirn wird sofort unruhig und beginnt, Warnsignale zu senden, wenn der Mensch droht, seiner Mitgliedschaft in der Gesellschaft verlustig zu gehen. Einen Gedanken, der vom allgemeinen Denken abweicht, deutet das Gehirn als falsch. Kurz, das Gehirn befiehlt dem Menschen, lieber Hungers zu sterben als sich vom Schwarm zu trennen, der allein ihm seinen Braten und seine Suppe auf Dauer verbürgt; auf die Art begründet die Gefräßigkeit die Moral. Dabeisein ist alles.

Dem Tier geht es ausschließlich ums Futter, dem Menschen ebenfalls, und auch ein Dichter ist in der Mehrzahl der Fälle ein Mensch.

II.

Manchmal, als ich ein Kind war, ging mein Vater mit mir am Oderfluß spazieren; dort, glaube ich, lag wie die einzelne graue Brust einer nicht begehrenswerten Frau die Jahrhunderthalle. Dieses sehr frühe Zeugnis des schlechten Baugeschmacks war 1913 errichtet worden. Es sollte den Betrachter an die hundertste Wiederkehr des Siegs über Napoleon erinnern und zum baldigen Sieg über Poincaré ermuntern.

Zur Eröffnung der Jahrhunderthalle bestellte der Breslauer Magistrat bei dem Dichter Gerhart Hauptmann ein Stück; die Schirmherrschaft über dessen Darbietung übernahm der Kronprinz. Das Stück bekam den Titel »Festspiel in deutschen Reimen« und war ein glänzendes Geschäft. Die Kaufsumme betrug 25.000 Goldmark, das waren keine Katzengoldmark wie die Mark heute, das war fürstlich. Fünfzehn Aufführungen waren vertraglich abgemacht; der Kronprinz tat Hauptmann den Gefallen, das bestellte Werk schon nach elf Aufführungen absetzen zu lassen; so hatte Hauptmann, zusätzlich zum fabelhaften Honorar, den Skandal, welcher ebenfalls Geld wert war.

Wer war dieser Dichter, den das Glück so freundlich beschenkte?

III.

Im Jahr 1878 erklärte Bismarck den Sozialismus für »gemeingefährlich«; das war er tatsächlich, und so gab es denn damals keine sozialistischen Poeten. Es sprach für den unbestochenen Zustand der Bebelschen Partei, wie wenig Künstler ihr zugelaufen waren.

Des Verbots ungeachtet wuchs der Sozialismus. Während der Sozialismus wuchs, bildete sich in Hauptmann, einem jungen Menschen aus Berlin, eine Neugier auf diese mögliche neue Nahrungsquelle. Er näherte sich ihm, erst insgeheim, dann, als das Verbot fiel, auch öffentlich. Mitte der Achtziger las er im »Kapital« und hielt sich Kautskys »Neue Zeit«.

1890 stürzte Bismarck über den Wahlerfolg der Sozialdemokratie, und das Sozialistengesetz wurde aufgehoben. Den Dichtern war nun erlaubt, zur Arbeiterbewegung zu halten, und die Dichter schreiben das, was erlaubt ist, weil sie von dem, was sie schreiben, ja leben. 1892 verfaßte also Hauptmann die »Weber« und ließ sich als Genossen und Verfechter des Zukunftsstaats feiern; gleichzeitig, 1893, durchdachte er in »Kollege Crampton« die Wechselwirkung von Künstlertum und Verpflegung und schuf im Ergebnis »Hanneles Himmelfahrt«, ein Drama, welches zur einen Hälfte sozialistisch ist, zur andern nicht. Die »Hannele«-Dramaturgie ist die Gattungsfindung zum Denkgrundsatz der Ausgewogenheit.

1895 wieder unterzeichnete er den sozialdemokratischen Einspruch gegen die Umsturzvorlage, (einen Radikalenerlaß zusätzlich zum Strafrecht, der dem Reichstag 1894 vorlag, aber als der Geistesfreiheit zuwider von jedermann durchschaut wurde, eben sogar von Hauptmann, und 1895 zu Fall kam). 1896 schrieb er die »Versunkene Glocke«, von der Mehring

sagt, daß es kaum »der Gipfel echter Modernität sei, wenn Herr Gerhart Hauptmann in dem abgelegten und noch dazu verkehrt angezogenen Rocke Fouqué's auf der Bühne erscheine«. - Wie kommt Mehring 1896, siebzehn Jahre vor dem »Festspiel«, auf Fouqué? Auf den will doch ich erst kommen.

So jedenfalls taumelte Hauptmann durch die Stile und kannte keine Parteien und gewann 1912 den Nobelpreis und den Auftrag für das besagte Säkulardrama in jener Stadt in Schlesien, welche außer mit demselben die Welt noch mit einem ekelhaften Graupengericht, dem Eisernen Kreuz und meiner eigenen bescheidenen Person bereichert hat.

IV.

Darüber, daß der Entwurf einer proletarischen Kultur keinen Sinn macht, sind ausnahmsweise alle einig. Mehring, Lenin, Stalin. Selbst Bucharin, selbst Trotzki.

»Eine tiefe Sehnsucht nach der Kunst lebt unausrottbar in dem klassenbewußten Proletariat, das alles große Vermögen gesitteter Menschheit für sich zu erobern entschlossen und fähig ist«. Das sagt Mehring in »Kunst und Proletariat«, in welcher Abhandlung er 1898 das Vorkommnis Hauptmann aufarbeitet; er fährt so fort: »Aber die Arbeiter erkannten schnell genug die unheilbaren Schwächen des dichterischen Naturalismus und kehrten lieber zu den bürgerlichen Klassikern zurück, in denen sie fanden, was ihnen die Modernen nicht geben konnten: den vorwärtsstürmenden Kampf wirklicher Kultur«.

»Die Kunst«, sagt er dann noch, »darf ihre Wiedergeburt erst von dem ökonomischpolitischen Siege des Proletariats erwarten; in seinen Befreiungskampf vermag sie nicht tief einzugreifen.«

Der verachtet leicht die Menschen, der sie zuvor überfordert hat. Der Mensch ist gewiß ein Lebewesen, welches dichten und denken und höfliche Umgangsformen einhalten kann, aber das gilt nur unter günstigen Bedingungen, unter ungünstigen gilt es nicht. Starke Proben hält der Mensch nicht aus. Man darf die menschliche Rasse niemals vor die Wahl stellen, anständig zu bleiben oder schlecht zu speisen. Man darf Künstler niemals vor die Wahl stellen, anständig zu bleiben oder schlecht zu speisen. Der Vorwurf des Verrats taugt nicht für den Menschen, er greift zu hoch für ein Geschöpf aus dem Naturreich.

Die Kunstfrage ist eine des »ökonomischpolitischen Sieges«, sagt Mehring.

Um Kunst für eine Klasse zu machen, welche noch nicht am Brotkorb oder am Bierhahn sitzt, sagt Mehring, sind Dichter zu menschlich.

V.

Wahrscheinlich ist es angesichts eines Douceurs von 25.000 Reichsmark kaum mehr im Verhältnis, ein Wort über den Inhalt des Hauptmannschen Festspiels zu verlieren. Der Tauschwert entscheidet die Geschicke, die die Bücher haben; Mitteilungen hinsichtlich ihres Kunstwerts sind reiner Zeitvertreib. Aber wer Aufsätze wie diesen schreibt oder liest, hat Zeit. Vertreiben wir sie uns also.

Warum fiel das »Festspiel in deutschen Reimen« vor seinen achttausend allabendlichen Zuschauern durch? Was machte es bei seinem Schirmherrn, dem Prinzen Wilhelm, so mißliebig, daß der ihm den Schirm wieder wegnahm?

Es gab eine Präzedenz zu der Sache. Goethe hatte, hundert Jahre vor der Hundertjahrfeier, ebenfalls mit einem Festspiel den Sieg der Ostmächte in den napoleonischen Kriegen begangen, und Hauptmann zögert nicht, sein Werk in Vergleichung mit Goethes »Epimenides« zu setzen. Tatsächlich gehört er zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die den klassischen Vers der Alten, den Trimeter, begriffen haben; auch seine Knittel übrigens sind nicht alle schlecht. Überhaupt keinen Sinn hingegen hat er für die ästhetische Gesetzlichkeit dieser heikelsten Bühnengattung. Er übersieht einfach, daß »Des Epimenides Erwachen« einem Bauplan folgt.

Goethes Festspielschema besteht in einer triadischen Fabel, die mit einem Glückszustand beginnt, eine Mitte des Schauders und der Zerstörung durchleidet und in einem Ende der Verklärung sich aufhebt. Das Schema ist bereits 1784, im sechsten Kapitel des fünften Buchs von -Wilhelm Meisters theatralischer Sendung« angegeben. Wenn Goethe dort zwar bescheiden anfing - Schäfersleute werden vor Marodeuren gerettet durch Eintreffen der regulären Armee -, aber er hatte, bevor er seine großen Festspiele, die »Pandora« und den »Epimenides«, schrieb, zwanzig oder dreißig Jahre über das Schema nachgedacht. Der unerschrockene Hauptmann begann erst 1912 nachzudenken und war 1913 schon mit Nachdenken fertig.

Goethes Schema beruht auf einer Handlung. So klein die ist, so tragfähig ist sie, und ihre Bewegungsform spiegelt, in einfältiger Weise, das Gesetz des Universums. Hauptmann, um seine Schaustellung zusammenzuhalten, entschließt sich zu einem Rahmen. »Der Direktor« (der aber der Gott Hauptmann ist, Gerhart der Weltenbildner) und sein clownesker Gehilfe

Philistiades führen die Begebenheiten der Freiheitskriege als »Gaukelspiel« und romantische Puppenkomödie vor. Der Rahmen ist auch von Goethe geklaut, aus den beiden »Faust«-Vorspielen. Was umrahmt er?

Keinen »Faust«.

Sondern: Weltgeschichte in gereimten Selbstaussagen.

Und das entging keinem, daß die Weltgeschichte bei Hauptmann nichts Tieferes als nationalliberale Gymnasialgeschichte war. Der Saal in der Jahrhunderthalle erfuhr nur, was auch ein Blick auf Putzgers Schulatlas ihn bitte lehren können. daß dem europäischen Boden eine Entelechie zur preußischhohenzollernschen Reichsidee innewohnt. Diese Entelechie, zugegeben, sie drängt in einem historistischen Zickzack. Der Französischen Revolution wird das bekanntlich vermodernde Heilige Römische Reich entgegengesetzt, dem der Napoleon, dem der Theodor Körner. Das deutsche Kaiserreich, in welchem alles mündet, wird einerseits als Erfüllung aller bisherigen Sehnsüchte aller bisherigen Deutschen gewürdigt, andererseits mit der Aufgabe, den Friedens- und Kultur- und Liebes-Staat zu verkörpern, beladen.

Hieran ist nichts dramatisch. Die Spielsituationen, die in der Handlung nicht sind, müssen mit künstlichen Mitteln dauernd von außen eingebracht werden. Die Bühne ist dreistufig, auf ihr steigt man vom bloß Irdischen ins Weltbedeutende auf.

Unten spielen sich die Dinge ab, so wie sie in der Wirklichkeit sich abspielten: Jakobiner saufen Blut, tapfere Studenten streiten wider feige Bürger, deutsche Mütter fordern ihre von Napoleon verschleppten Söhne wieder. Ein lebendes Bild stellt die Erschießung der Schillschen Offiziere nach.

Eine Stufe höher geht es gleichnishaft her. Allegorien fassen ganze geschichtliche Tatbestände zusammen. Der »Trommler Mors« (Der »Tod als Tambour«) macht die Musik zur Revolution. Die Pythia hält Ausschau nach dem Friedensfürsten und läuft Gefahr, mit der Guillotine Bekanntschaft zu machen. Die Furie tritt, fackelschwingend, für alle Kriege, die gerechten wie die ungerechten.

Und auf der heiligen Stufe oben erscheint das Zukunfts-Deutschland im Gewande der »Athene Deutschland«, welche im Aussehen an Thusnelda erinnert und an einem Altar mit vier Jünglingsgruppen, jeweils angeführt vom Freiherrn vom Stein, Scharnhorst, Fichte und Jahn, ein Tableau stellt und dann unter »Sphärenmusik« mit allen Beteiligten in einen »gothischen Dom« abgeht. Alles ist nur patriotische Revue und symbolistische Routine.

Das von den Mitteln. Das andere, was Hauptmann bei Goethe übersieht, ist, daß der den »Epimenides« ohne den ungeheuren Einfall, der in dieser Gestalt steckt, niemals würde unternommen haben.

Aus diesen beiden Gründen also war das Stück erfolglos. Warum war es mißliebig?

Es war bei allen Parteien mißliebig, weil es es allen Parteien recht machte.

Niemand ertrug Hauptmanns Gebärde der historischen Ironie. Wenn historische Ironie schon an großen Denkern, denen der Draufblick von Natur eignet, selten Begeisterungsstürme hervorruft - aber wie soll ein Draufblick gefallen, der nichts Besseres als ein Draufblick auf das Meinungsgewimmel der Journale ist, und wie eine universelle Ubiquität, die nicht anders übersetzt werden kann als mit: Anschmeißerei an jeden? Wer schon dumm ist, soll unmißverständliche Aussagen machen oder gar keine; das Publikum hat einen Anspruch, das zu erwarten. Für Hauptmann freilich war die ironische Attitude von Vorteil. Zum Beispiel berechtigte sie ihn, seine Haare zu kämmen, wie Goethe sie kämmte.

Vermöge ihrer konnte er die fatalsten Albernheiten vortragen und sich zugleich herausreden und es nicht gewesen sein: mit der Maßgabe nämlich, es handle sich allemal um geschichtliche Momentalisierungen. Das Festspiel berichtet, wie Ludwig XVI »unterm Fallbeil die Freiheit gewonnen« hat.

»Der König ward zum Untertan

Und wiederum zum König dann,

Als er mit festem Heldentritt

Zum Tode schritt, den Tod erlitt.«

Ist es Hauptmann, der den Stuß redet? Bewahre. Der den Stuß redet, ist Hauptmanns Clown, der Mephisto vom Dienst Philistiades, und Philistiades, eingedeutscht, heißt: der vom Schlage der Philister, wenn Sie so wollen: der Spießgeselle. So enorm ironisch geht alles zu.

Der Philosoph Fichte tritt auf und hat folgendes zu sagen:

»Wir müssen genesen vom fremden

Wesen

Zu unserem deutschen Geblüt und

Gemüt.

Was ist der Grundzug der Deutschheit?

Deutschen Selbstes Selbständigkeit.«

Wieder ist es nicht Hauptmann, von dem das ist. Die Verantwortung für diese wahrhaft deutschen Reime fällt ganz und gar Fichte, dem Philosophen, zu. Andere Sprecher werden auftreten und anders sprechen.

So bedient Hauptmann den Hof und verweigert zugleich den Dienst. Dem Vaterland ist gelobhudelt und der Fortschritt nicht verraten. Es ist die geistreiche Art, wie keinen Standpunkt zu haben. Aber man nahm sie dem Autor nicht ab.

Die Auftraggeber konnten festmachen, daß das Stück um das Hohenzollernschloß zu Berlin einen Bogen schlägt. Unter den Männern der Freiheitskriege fehlt Friedrich Wilhelm III, der König, und ist idiotischer Weise durch die Jahnsche Partei ersetzt. Und von 1813 springt die Handlung, ohne das, was 1913 ist, zu berühren, stracks in die Vision von dem, was Deutschland, ginge es nach Hauptmann, sein sollte.

Die Vision lautet, wie folgt:

»Die Tat des Friedens ist es, nicht die Tat

des Kriegs.

Die Wohltat ist es! Nimmermehr die

Missetat!

Was andres aber ist des Krieges nackter

Mord?«

Und, noch eins drüber:

»Denn dieses Göttliche ist Eros! Eros ist

Der Schaffende! Der Schöpfer! Alles was

da lebt

Ist Eros«.

Gegen die Trimeter, sagte ich das? ist wirklich kein Einwand.

Vielleicht hätte man Hauptmann den Dichterschmus von Frieden & Liebe hingehn lassen. Aber in den letzten paar Repliken rät ihm ein innerer Teufel, eine Pointe zu wagen und sich mit einem anzulegen, mit dem keiner je gern Kirschen aß, mit dem Marschall Vorwärts. »Blücher, Katzbach! jauchzt, Germanen« - Adolf Follen hatte den Ton angegeben, in dem der deutsche Mensch über Blücher reden zu hören verlangen durfte. Bei Hauptmann indes erscheint Blücher kurz vorm Schlußvorhang und beschwert sich über das »Friedensbimmelbammeln« und will seine katzbachische Trompete wieder, und der Direktor steckt ihn gnadenlos in seine Puppenkiste zurück.

Gnadenlos? Nun ja, nicht durchaus gnadenlos. Nicht ohne auch Blüchers »Wort« zu momentalisieren; denn das Festspiel endet endlich mit den Versen

»Ich schenk' es Deutschland, brenn' es in

sein Herz -

Nicht deine Kriegslust, aber - dein: Vor-

wärts!!«

Da wandten sich Franz Mehring und der Kronprinz mit Grausen.

VI.

Im Sommer 1914 ereignete sich, außer dem Losgang des Weltkrieges, ein anderes schreckliches Ereignis: eines, das manchen als das schrecklichere von beiden vorkam. Die Rede ist vom Zusammensturz der 111. Internationale. Das Ende des Friedens, das war leicht abzusehn, würde die bisherige Welt beschädigen. Das Ende des Sozialismus aber würde die künftige Welt vernichten.

Bis zu jenem August war die menschliche Gesellschaft scheinbar in Ordnung. In allen Ländern stellten sich unter dem Namen Sozialdemokratie marxistische Parteien dar. In dieser Kammer saßen weniger von ihnen, in jener mehr; jedenfalls waren sie hoch angesehn und im Zunehmen begriffen, und sie waren, seit einer Abrede 1889 in Paris, über die Grenzen hinweg zusammengeschlossen. Sie vertraten beides, die Arbeiterklasse und die Weltvernunft, und es galt für sicher, daß sie demnächst den Imperialismus überwinden und den Kommunismus in Europa einführen würden. Alles war ausschließlich eine Frage der Zeit und einiger noch erforderlichen Kämpfe.

Plötzlich zeigte sich, daß dieses heitere Bild von Europa eine Augentäuschung gewesen war. Das Finanzkapital schickte sich daran, zehn Millionen Menschen umzubringen, und die Sozialdemokraten stimmten dafür.

Nicht etwa wurden die Arbeiterparteien von den Regierungen zur Zustimmung genötigt. Sie taten gern, was sie sollten, und folgten ihren Klassenfeinden freiwillig. Der Fachname für diese wunderbare Selbstauflösung des organisierten Proletariats lautet: Opportunismus.

Die Kriegsbegeisterung, jene Wildheit, womit sich die sozialdemokratischen Parteien aufeinander stürzten, macht nicht den Hauptzug des Opportunismus. Sie war aber die Gelegenheit, bei der er zu Tage trat. Auf einer Reihe von internationalen Kongressen (dem von Stuttgart 1907 und zuletzt noch dem von Basel 1912) hatten die Arbeiterführer festgeschrieben, daß es für einen Krieg keinerlei Rechtfertigung geben könne, und miteinander vereinbart, daß sie sich gegenseitig nicht totzuschießen vorhätten, so wenig als Brüder würden. Nun, übergangslos, zogen sie ihre Uniform an und schossen. Natürlich genossen sie geistige Anleitung. Kautsky und Plechanow, erzählt Lenin, waren die »beiden Häuptlinge des Sozialchauvinismus«.

Wenn der linke Militarismus lediglich eine Erscheinungsform des Opportunismus war - was war sein Wesen? Sein Wesen war die Abschaffung der Marxschen Gesellschaftslehre und die Durchsetzung bürgerlicher Denkgewohnheiten und Wertvorstellungen. Beides hatte langher in den Parteien sich vorbereitet, und zwar von der Spitze nach unten.

Der Mann, der sich zur Aufgabe gemacht hatte, den wissenschaftlichen Sozialismus zu beenden, war Eduard Bernstein; seine beste Feindin war Rosa Luxemburg. Sie ärgerte sich entsetzlich über ihn, aus folgendem Grund. Wer eine Theorie, die wahr ist, bekämpfen will, dem bleibt nichts übrig, als den Theoriebegriff überhaupt abzulehnen, und Bernstein, in einer Art Tücke, enthielt sich aller deutlichen Sätze, die Luxemburg hätte widerlegen können. Wie erleichtert war sie, als Bernstein endlich unternahm, Marx in einem eigenen Buch entgegenzutreten. Und wie enttäuscht war sie, als sie es las.

»Wie!« ruft sie ganz gequält (in »Sozialreform oder Revolution«), »das ist alles, was Ihr zu sagen habt? Kein einziger Splitter von einem neuen Gedanken! Kein einziger Gedanke, der nicht schon vor Jahrzehnten von dem Marxismus niedergetreten, zerstampft, ausgelacht, in nichts verwandelt worden wäre!« Wenn sie Bernstein zwar immer für einen Trottel gehalten hatte, aber daß er gar nichts zu sagen hatte, wunderte sie doch.

Luxemburg und Bernstein, das ist aber kein Komödienstoff. Es ist eins von den hohen Dramen, die die Geschichte gelegentlich schreibt. Der Erdball war zu klein für beide. Vielleicht war er für Luxemburg allein zu klein. Jedenfalls kommt uns naturläufig vor, daß diese große Gelehrte von freien Andersdenkenden weggeräumt wurde und daß Bernstein es war, dem der Globus sich zu Füßen legte.

Was der Renegat Kautsky den Bernsteinschen Nichtigkeiten hinzufügte, war das Märchen vom Ultraimperialismus. Opportunismus, sagt Lenin (in »Der Zusammenbruch der II. Internationale«, 1915) »ist die Idee der Zusammenarbeit der Klassen«. Kautsky entdeckte nun noch die Idee der Zusammenarbeit der Monopole. Das weltweite Wirken der Großbetriebe, trug er vor, werde zu Abrüstung und Milderung der Leiden führen; »Kautsky hat«, sagt Lenin, »aus dem Marxismus die widerwärtigste und stumpfsinnigste konterrevolutionäre Theorie, das schmutzigste Pfaffentum gemacht«. - Kautsky vertrat die Friedensfähigkeit des Monopolkapitals so erfolgreich, daß das Proletariat für diese vertrauenswürdige Klasse sonder Murren in den Krieg zog.

Wie freudig es in den Krieg zog, hielt Lenin, allem vaterländischen Jubel zum Trotz, für nicht vollständig ausgemacht. Er hegt den Verdacht, daß es nicht die Million der Mitglieder, sondern vielmehr die Parteizentrale war, »jene Handvoll«, die den Sozialismus verriet. Nämlich »die Massen«, meint er, »wurden nicht befragt«. Der Opportunismus, meint er mit großer Bestimmtheit, ist eine Konterrevolution von oben. Und seine Lieblingsgeschichte, auf der er immer wieder herumreitet, ist die von einem bürgerlichen Ratgeber, der der Sozialdemokratischen Partei empfohlen hatte, keine zu offene Rechtsschwenkung vorzunehmen: »weil sich dann die Arbeiter von ihr abwenden würden«. Der Mann unterschrieb sich mit Monitor; unter dem Namen möchten etliche Denker der Universität Harvard heute mit hingehn.

Aus dem Zusammensturz der II. Internationale leitete Lenin schon 1915 die Notwendigkeit ab, eine III., eine marxistische Internationale zu gründen. Eine solche Gründung lasse aber, sagt er, »nur über die Köpfe der alten Führer hinweg, über den Kopf der alten Partei hinweg« sich ins Werk setzen.

Der Zusammensturz der 11. Internationale ist ein trauriges Kapitel, schließen wir es ab. Der wissenschaftliche Sozialismus, eben noch geistige Weltmacht und zum Greifen nahe Welttatsache, verschwand in jenem Jahr 1914 über Nacht, scheinbar ohne Spuren zu hinterlassen. Statt seiner herrschte eine Stimmung, daß es sich nicht mehr schicke, ihn für wahr zu halten. jedermann schämte sich seiner. Diese Scham aber war von seinen eigenen Vorstehern organisiert.

Die Frage bleibt: Was bewog die Führung eines blühenden Vereins, ihn aufzulösen? Die Antwort bleibt: Der konkurrierende Verein war, voreiligen Erwartungen entgegen, finanziell unerschüttert.

VII.

Von den Angriffen, denen der Sozialismus seit seiner Erdenkung und verstärkt seit seinem Eintritt in die Wirklichkeit von seiten des großen Geldes ohne eine winzige Atempause ausgesetzt ist, der gefährlichste ist zugleich der unangestrengteste: das Vorzeigen des großen Geldes. Davon spricht Lenin, wenn er (im »Linken Radikalismus) sagt: »Nach der ersten sozialistischen Revolution, nach dem Sturz der Bourgeoisie in einem Lande, bleibt das Proletariat dieses Landes *lange Zeit schwächer* als die Bourgeoisie«.

Wie das Klima eines Landstrichs durch den Schatten der Gebirge beeinträchtigt wird, die ihn umstehen, so wird das geistige Klima einer Gruppe oder einer Einrichtung oder selbst eines Gemeinwesens vom Schatten der Geldsäcke verschlechtert, die außerhalb von deren Rändern ragen. Gesellschaftliche Zustände sind wetterfühlig. Ihre Festigkeit oder Brüchigkeit, beide hängen in hohem Maße von einer Atmosphäre ab, deren Turbulenzen von monetären Einflüssen bewirkt sind.

Es ist nicht die Regel, es ist die Ausnahme, wenn Klassenkämpfe in kriegerischer Form ausgetragen werden. Gewöhnlich zählen die Klassen einfach das Geld, über das die jeweils andere Klasse verfügt; hiernach steigt oder fällt die Stimmungswaage, und das Einwerfen der Laternenscheiben erübrigt sich.

Das Merkwürdige an Revolutionen ist nicht die Unzufriedenheit der ausgebeuteten Klasse; unzufrieden sind alle Menschen immer. Das Merkwürdige ist die Unzufriedenheit der Ausbeuter. Kein Herrscher wird gestürzt, er stürze sich denn selber. Entthront wird nur, der heimlich schon abgedankt hat. Wenn die Bischöfe nicht mehr an Gott, die Offiziere nicht mehr an den König und die Herzoginnen nicht mehr an den Luxus glauben: aus dieser trüben Laune entsteht im Volk jene übermütige Laune, die Revolution heißt. Das Stattfinden und der Verlauf einer Revolution ist kaum je eine Vernunftsache und jedenfalls aber eine der Gelauntheit.

Aus demselben Gesetz folgen, umgekehrt, die Merkwürdigkeiten an den Konterrevolutionen. Ihre Angriffslust und Zuversicht zum Gegenschlag rühren aus einer Voraussetzung: einem unenttäuschten Blick ins Kassenbuch.

Gar nicht zufällig ist es, daß Lenin im Zusammenhang mit dem Auftreten der opportunistischen Verlotterung die Bedingungen untersucht, die für das Gelingen eines Umsturzes erfordert sind. Was den Gegenumsturz, sagt er, unüberwindbar macht, ist das Selbstvertrauen der »oberen Schichten«, welche »in der alten Weise zu leben fortfahren wollen«. Der Historische Materialismus arbeitet in diesem entscheidenden Punkt seines Systems mit einer psychologischen Grundlegung.

Wenn eine bürgerliche Klasse kampflos siegt und eine Arbeiterklasse kampflos aufgibt, heißt das nicht, daß die Kassenwarte der bürgerlichen Klasse die Vertreter der Arbeiterklasse bezahlt haben müssen.

Niemand hat Kautsky oder Plechanow Geld gegeben. Es genügt, daß man es ihnen gezeigt hat. Der Aufmarsch einer sehr großen Heeresmacht löst beim Soldaten den Trieb zum Überlaufen aus. Der Anblick von Geld beim Feind löst beim Politiker und Philosophen den Trieb aus, wieder in der richtigen Reihe zu sein, dort, wo das Geld ist. Es ist diese unbewußte Käuflichkeit, die den Menschen vermag, sich aus Gründen der Selbsterhaltung selbst zu zerstören.

VIII.

Drei Jahre nach dem völligen Abhandenkommen des Sozialismus von der Erdoberfläche fand die Russische Revolution statt. Wieder ein Jahr drauf beschloß die Kommunistische Partei Deutschlands, daß man fortan mit ihr sollte zu rechnen haben.

IX.

Wir haben die Jahrhunderthalle im Jahr 1913 verlassen und den Fürsten Blücher in seiner Schachtel. Der Fürst mußte da nicht lang warten. Ein Jahr im Dunkeln, da war er schon wieder ausgepackt.

Die Sozialdemokratie benötigte keine zwölf Monate, um vom opportunistischen Marxismus zur Bewilligung der Kriegskredite voranzuschreiten. Hauptmann benötigte keine zwölf Monate von der opportunistischen Friedensfeier des »Festspiels« zu den Mordpoesien und Hurra-Sachen, die er zur geänderten Lage beisteuerte.

Neun Tage nach Kriegsausbruch hat er zusammen:

»Es kam ein schwarzer Russ' daher. -

Wer da, wer?

Deutschland, wir wollen an deine Ehr'!

Nimmermehr!!!«

Und im selben glorreichen Jahr 14 gelingt dem behäbigen, inzwischen ja schon zweiundfünfzigjährigen Dichter das muntere:

»Komm, wir wollen sterben gehn«,

das in dem Epigramm gipfelt:

»Eh' ich nicht durchlöchert bin,

Kann der Feldzug nicht geraten«.

Die Verse stoßen ab und erinnern an Kleist. Aber man tut Kleist Unrecht, wenn man Hauptmann mit ihm vergleicht. Kleist war immer blutrünstig; seine Blutrunst entsprang seinen aufrichtigen Phobien. Hauptmann war 1914 blutrünstig, weil es 1914 Umgangston war, blutrünstig zu sein, so wie er 1913 seine Einzelmeinung vorgetragen hatte, weil es in dem Jahr Umgangston gewesen war, eine Einzelmeinung vorzutragen. Es ist die Gabe der Anpassung, die den Menschen als einzige species befähigt, sowohl am Nordpol als am Äquator seinen Brut- und Freßgeschäften nachzugehn.

Hauptmann hatte nicht eine Überzeugung verloren, er hatte Anschluß gefunden. Er war wieder dabei: bei den deutschen Dichtern und bei den deutschen Industriellen. »Dafür sorgt Gott, Kaiser und deutsches Heer«, sang er.

X.

Lenin hat für die Unterwerfung der parlamentarischen Linken unter die imperialistische Bourgeoisie, wo sie als Unterstützung des imperialistischen Krieges erschien, das Fachwort *Sozialchauvinismus*. Als Stalin im Hinblick auf die SPD der dreißiger Jahre, welche am Monopolkapital nicht bloß in nibelungenhafter Treue festhielt, sondern auch über Mussolinis Weg vernehmbarer als nur leise nachdachte, von *Sozialfaschismus* redete, benutzte er, dem Sprachstand seiner Zeit folgend, dasselbe Wort. Heute ließe sich für wieder den nämlichen Sachverhalt vielleicht *Sozialpluralismus* sagen. Die Ausdrücke werden immer gräßlicher.

XI.

Dichter haben einen feinen Sinn für das nahe Kommende. Der Dichter riecht die Zukunft wie das Schwein die Trüffel. Gott hat ihm das Vermögen gegeben, die Kurve früher zu nehmen als die Bevölkerungsmehrheit und die Wende vor der Wende zu vollziehen; wo eine neue Zeit hinkommt, ist er alleweile schon da. Die Künstler sind die Mitläufer von morgen.

Bereits Jahre vor der deutschen Niederlage sah Hauptmann voraus, daß in Deutschland demnächst Verdammung des Völkermords angesagt sein würde, und er verdammte ihn und packte den Marschall Rinindiekiste-Rausausderkiste zum zweiten, nicht zum letzten Mal in die Kiste zurück. Der Beifall war so groß, daß man stark erwog, den Dramatiker zum deutschen Präsidenten zu machen. Denn das Volk empfindet denjenigen, der oft und immer zum rechten Zeitpunkt umfällt, als stetig, in sich ruhend und gediegen.

Hauptmann, will ich sagen, wurde Demokrat. Später wurde er dann noch Nazi und von J.R. Becher gerettet.